
COLUMBIA LIBRARIES OFFSITE
CU01572920



Die Neue Welt.

Reiseskizzen aus dem Norden und Süden

der

Vereinigten Staaten

sowie aus Kanada und Mexiko.

Die

Neue Welt.

Reiseskizzen aus dem Norden und Süden

der

Vereinigten Staaten

sowie aus Kanada und Mexiko.

Von

Emil Deckert.



Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

1892.

9-20

Meiner Reisegefährtin

gewidmet.

Vorwort.

Die vorliegenden Reiseskizzen haben an den Orten, wo sie ursprünglich erschienen sind — in der Beilage der „Münchener Allgemeinen Zeitung", im „Export" ꝛc. —, zahlreiche und ausgezeichnete Freunde gefunden, und Verfasser ist von denselben des öfteren aufgefordert worden, die Skizzen in Buchform zusammenzustellen. Dieser Aufforderung zu entsprechen, hat er sich erst entschließen können, indem er an der Schwelle einer neuen, zum weiteren Verfolge seiner physikalisch-geographischen und kultur-geographischen Studien unternommenen Amerika-Reise stand, und indem er sich dabei überzeugte, daß die in den Skizzen enthaltenen Augenblicksbilder der Treue nicht entbehren, und daß sie zugleich auch in allen wesentlichen Zügen bis auf den heutigen Tag haltbar geblieben sind. Daß die Naturverhältnisse Nordamerikas, die dabei vor allen Dingen in Frage kommen, im allgemeinen noch denselben Charakter tragen, wie vor einem Lustrum, ist selbstredend, aber auch das von diesen Naturverhältnissen beeinflußte Kultur- und Wirthschaftsleben hat im Norden und Süden der Union allgemach Stabilität genug gewonnen, um sich von einer so kurzen Spanne Zeit nicht mehr erheblich umgestalten zu lassen, und in Mexiko sowie in Kanada hat dasselbe solche Stabilität von jeher in einem sehr hohen Maße besessen. Nur der amerikanische Westen macht eine Ausnahme von der Regel, und was

zu dessen Charakteristik um die Mitte der achtziger Jahre gesagt oder geschrieben worden ist, das wird man gegenwärtig kaum noch zutreffend finden. Diesen Westen hat der Verfasser daher nach reiflicher Ueberlegung gänzlich unberücksichtigt gelassen, um so mehr, als er in der Lage zu sein hofft, denselben auf Grund neuerer und eingehenderer Studien, die er in dem laufenden Jahre begonnen hat, später in einer besonderen Skizzenfolge zu behandeln. Die Hauptsache von dem, was man gemeinhin als „Neue Welt" bezeichnet, glaubt er nichtsdestoweniger vor das geistige Auge des Lesers zu stellen, und den betreffenden Titel hat er für seine Skizzen gewählt, um sowohl ihren kultur-geographischen Inhalt als auch ihre populäre Darstellungsweise zu bekunden.

Waynesville in Nordkarolina, October 1891.

Dr. **Emil Deckert.**

Inhalt.

1.

Die Ueberfahrt. Erste Eindrücke der neuweltlichen Natur und des neuweltlichen Kulturlebens. Die New-York-Bai.

Unsere Ueberfahrt von Hamburg nach New-York war rauh und stürmisch, wie es von der Jahreszeit nicht anders zu erwarten war, und wir hatten auf diese Weise genügende Gelegenheit, darüber nachzudenken, wie die Kluft, welche die Alte Welt von der Neuen trennt, im Grunde genommen eine gar gewaltige und wirksame ist, und wie der Dampf und die Elektricität, mit denen wir Kinder der modernen Zeit uns in Bezug auf die Ueberwindung der terrestrischen Räume so gern brüsten, an dieser Thatsache nicht viel zu ändern vermögen.

Mit uns zugleich tanzten noch eine ganze Anzahl großer englischer und deutscher Dampfer, von denen wir gelegentlich einen zu Gesicht bekamen, auf den hochgehenden Wogen hinüber, und mehrere Tausend Meter unter uns, auf dem Meeresgrunde, hatte man so eben die siebente transatlantische Telegraphenleitung hergestellt, wir konnten uns aber dessenungeachtet nicht enthalten, die modernen Verkehrsmittel als ziemlich schwache Bande zur Verbindung der beiden Welten zu betrachten. Dazu, die Interessen und Kulturen Amerikas und Europas vollkommen uniform und identisch zu gestalten, können sie unmöglich ausreichen.

Unsere Mitreisenden der ersten Kajüte — fast ausschließlich wohlhabende Deutsch-Amerikaner, die ihrer Gesundheit wegen oder zum Vergnügen oder aus Herzensdrang ihre alte

Heimath einmal wieder besucht hatten — konnten nur dazu dienen, diesen Gedanken noch mehr in uns zu befestigen. Obwohl die meisten derselben in Deutschland geboren und erzogen waren, so hatten sie doch ihr Deutschthum bereits in einem sehr hohen Grade vergessen. Ihre deutsche Unterhaltungssprache war so stark mit englischen Brocken versetzt, daß wir sie oft nur noch als ein Radebrechen anerkennen konnten, ihre Kinder verstanden zum Theil kein deutsches Wort, und obwohl manche von den Alten mit einer gewissen Wärme von ihrem alten Vaterlande sprachen, so hegte die Mehrzahl von ihnen doch die Ueberzeugung, daß die Institutionen ihres Adoptivvaterlandes vor den unserigen in den meisten Fällen den entschiedenen Vorzug verdienen. Bier und Wein seien in Deutschland allerdings viel besser, ebenso vielleicht auch die Leistungen der Küche, und bezüglich der feineren Genüsse der Kunst in den Opern- und Konzerthäusern sowie in den Gemälde- und Skulpturensammlungen seien die Amerikaner hinter uns ebenfalls noch weit zurück, aber allmählich werde auch dies sich anders gestalten. Diejenigen, welche drüben geboren und erzogen waren, hegten an der ganz allgemeinen Ueberlegenheit der Neuen Welt über die Alte selbstverständlich nicht den geringsten Zweifel.

Ganz entgegengesetzter Meinung als sie war unser vortrefflicher Kapitän. Derselbe versicherte uns, daß nicht nur kein genießbares Glas Bier oder Wein in Amerika zu finden sei, sondern, daß die ganze amerikanische Civilisation ein einziger großer Humbug, und daß insbesondere in New-York nicht weniger als Alles im Verfall begriffen sei: die Sitte und Gesundheit der Frauen ebenso wie die Ehrenhaftigkeit und Verläßlichkeit der dollarjagenden Männer.

Gleichviel nun, wer Recht hatte — die Optimisten, die Amerika zu ihrer anderen Heimath gemacht hatten, und die bereits in einem hohen Grade Gewächse des fremden Bodens geworden waren, oder der Pessimist, der seit Jahren rastlos zwischen den beiden Welten hin- und herfuhr, der aber ein

treuer Bürger der Alten Welt geblieben war — den Schluß konnten wir wohl aus unseren Beobachtungen und Unterhaltungen auf dem Dampfer ziehen, daß wir in der Neuen Welt so manches Neue finden würden, und daß das bekannte „Tout comme chez nous!“ daselbst wahrscheinlich nur eine sehr beschränkte Anwendung werde finden können.

Als wir — bei der sogenannten „Vlämischen Kappe“ noch von einem bösen Herbststurme über die Gebühr durchgeschüttelt — die Neufundlandbank erreicht hatten, da zeigten auch die meteorologischen Verhältnisse Charaktereigenthümlichkeiten, die wir als ausgesprochen neuweltliche bezeichnen müssen. So schroffe und plötzliche Kontraste zwischen einem Nachmittage voll dichtem Nebel und wildem Sturm, einer eisig kalten Mondnacht von wunderbarer Klarheit und Ruhe und einem milden Morgen voll Sonnenschein und Sommerwärme waren uns in Europa niemals und nirgends begegnet. Und jenseits der Neufundlandbank, während der drei letzten Tage unserer Fahrt, genossen wir dann noch einen Vorgeschmack des angenehmen amerikanischen Herbstes und Indianersommers, der bekanntlich als die schönste und eigenthümlichste der amerikanischen Jahreszeiten gelten muß, und der es uns alsbald gestattete, auch selbst in den nördlichsten Gegenden der Union sowie in Kanada bis tief in den Dezember hinein unserer Wander- und Sehlust zu fröhnen.

Abgesehen von den amerikanischen Wettergeistern, hatten wir als ersten Gruß, den uns die Neue Welt schon von ferne entgegensandte, ein paar müde Vögel anzusehen, die sich tollkühn eine volle Tagereise herausgewagt hatten auf den Ozean, und die sich auf unseren Mastbäumen ausruhten, um von den Kindern am Bord des Schiffes laut umjubelt zu werden. Als der zweite, noch entschiedenere Gruß, der von der amerikanischen Menschenwelt ausging, und der fast gleichzeitig mit jenen Vögeln eintraf, mußte das Lootsenboot gelten, das kaum weniger tollkühn als jene sich auf hoher See tummelte, um uns sein Geleit anzubieten. Der gewaltige Unternehmungs-

geist und das bewundernswerthe Geschick, mit dem die Lootsen ihre Nußschalen viele hundert Meilen hinauslenken auf das unbändige Element, wird selbstverständlich durch den „mächtigen Dollar“ — die erste aller bewegenden Kräfte in dem Kulturleben Amerikas — hervorgerufen. Der Lohn, den die Lootsen dafür erhalten, daß sie uns sicher in den Hafen bringen, ist ja ein sehr hoher, und die Konkurrenz zwischen den einzelnen Booten und Bootbesitzern ist deshalb eine außerordentlich harte und eifrige.

Das erste Stück wirklichen Amerikas, das wir etwa einen halben Tag später zu Gesicht bekamen, war der Leuchtthurm auf dem sogenannten Fire-Island, und nächst diesem das große Seebade-Hôtel von Rockaway. Bis wir den festen Boden unter diesen Bauten wahrnehmen konnten, dauerte es aber immer noch eine beträchtliche Weile, und nur ganz allmählich tauchte die mit großer Spannung erwartete Neue Welt vor unseren Blicken aus den Wellen heraus, rechts der flache alluviale Strand von Coney-Island und Long-Island mit seinen Strandlagunen und links das etwas energischer erhobene kretaceische Gestade von New-Jersey und Staten-Island. Das Küstenbild, das einem die Alte Welt zeigt, wenn man sich ihr bei Kap Lizard nähert — von Gibraltar, Kap Roca und anderen Glanzpunkten zu schweigen —, ist ohne Zweifel ein imposanteres. Als es aber Abend wurde, da fuhren wir durch die berühmten „Narrows“ zwischen dem Fort Hamilton und den Forts Wadsworth, Tompkins und Richmond hinein in die weite New-York-Bai, um auf der Seite von Staten-Island, gegenüber dem Wunderbau der Eastriver-Brücke vor Anker zu gehen und den Quarantäne-Arzt zu erwarten. Dieser Sanitätsbeamte, der eine der zahlreichen gut bezahlten Sinekuren in dem großen amerikanischen Freistaate inne hat, erscheint nämlich nur vor Sonnenuntergang und nach Sonnenaufgang am Bord der ankommenden Dampfer, um die Papiere des Schiffsarztes zu prüfen und die Zwischendeckspassagiere Revue passiren zu lassen.

Nicht so bald lag unser Schiff still in der spiegelglatten Fluth und in der sternenhellen milden Herbstnacht, da wurde uns ein weiterer spezifisch neuweltlicher Gruß zutheil. Ein Boot nahte dem Steamer, die Schiffstreppe wurde hinabgelassen, und an Bord stieg ein Reporter des „New-York Herald", neuigkeitendurstig, inquirirend über unsere Erlebnisse, über etwaige Wundermenschen am Bord und über die Dinge daheim in Europa — wieder ein echt amerikanischer Vogel. Da wir außer Stürmen wenig erlebt hatten, so war seine Ausbeute bei uns eine bescheidene. Wir konnten uns aber nicht enthalten, der Exaktheit des Nachrichtendienstes des amerikanischen Weltblattes unsere vollste Bewunderung zu zollen, und zu überlegen, ob nicht vielleicht dieses oder jenes Weltblatt daheim etwas von dem „New-York Herald" lernen könnte. Allenthalben zur Stelle zu sein und zu sehen, ist immerhin eine Kunst, wenn es auch nicht die höchste sein mag, deren die Presse zu walten hat. Derselbe „New-York Herald" hatte ja auf seine eigene Hand das neue transatlantische Telegraphenkabel, von dem wir oben sprachen, hergestellt, und derselbe „New-York Herald" hatte bekanntlich seiner Zeit auch Stanley in die Wildnisse Afrikas und Greeley in die Eiswüsten an dem Nordpol entsandt. Auch hier hatten wir es wieder mit einem sehr entschieden neuweltlichen Phänomene zu thun, mit demselben gewaltigen Unternehmungsgeiste und derselben gewaltigen Energie, der die Vögel und die Lootsen hinaustreibt auf die hohe See. Daß auch bei den amerikanischen Preßunternehmungen der Dollar in der Regel das primum movens ist, und daß der „New-York Herald" davon kaum eine Ausnahme machen dürfte, brauchen wir nicht hinzuzufügen. Als Kulturgeographen berührte es uns aber von den ersten Augenblicken an, die wir in der Neuen Welt verbrachten, sehr eigenthümlich, daß der Energie der Naturerscheinungen, die wir von Neufundland an beobachtet hatten, die Energie der Erscheinungen des sozialen Lebens so überaus streng und genau entsprach.

Ueber den neuweltlichen Unternehmungsgeist und seine Triumphe zu philosophiren, gab uns an dem ersten stillen Abende, den wir auf amerikanischem Grunde, wenn auch nicht auf festem amerikanischen Boden verlebten, auch das Lichtergefunkel New-Yorks und seiner Vorstädte, sowie das Lichtergefunkel der erleuchteten Schiffe und Fähren, die mit uns in der Bai ankerten, oder die die Wasserfläche kreuz und quer durchfurchten, reichen Anlaß. Mußten wir die junge Riesenstadt, die so überraschend schnell an den Ufern des Hudson emporgewachsen ist, und die sich heute den ersten Metropolen der Erde an Volkszahl ebenbürtig zur Seite stellt, nicht als einen einzigen glänzenden Triumph jenes Unternehmungsgeistes betrachten! Stand sie nicht gewissermaßen vor uns da als ein einziges gewaltiges Monument, das laut verkündete, was die Menschen zu leisten fähig sind, wenn sie an dem richtigen Orte ein höchstes Maß von Muth und Kraft entfalten!

Und dann die Eastriver-Brücke, dieser stolzeste Bau der Neuen Welt, deren lange Reihe elektrischer Lichter so klar zu uns herüber und herunter strahlten, schien sie nicht die Predigt des allgemeinen Lichtergefunkels der Weltstadt und des Welthafens noch sehr bedeutend zu verstärken! Schien sie uns nicht im Namen des gesammten Amerika zurufen zu wollen: „Die Alte Welt, der ihr entstammt, hat aufgehört, unsere Meisterin zu sein. In dem großen Kampfe, den die Menschheit und der Geist mit der Natur führt, ist heute die Neue Welt die Führerin geworden. Amerika ist es, das gegenwärtig die glänzendsten Großthaten der Civilisation vollbringt!“ Wir nahmen uns angesichts des schönen und lehrreichen Schauspiels vor, diesen Zuruf, den wir ja aus dem Munde selbstbewußter Amerikaner auch in gesprochenen Worten häufig genug vernommen hatten, möglichst gründlich auf seine Berechtigung zu prüfen.

Am anderen Morgen unmittelbar nach Sonnenaufgang erschien der Quarantäne-Arzt, um die sanitäre Inspektion der

Zwischendeckspassagiere flüchtig genug zu vollziehen, auch andere Regierungsbeamte kamen an Bord, und nachdem dieselben ihre Geschäfte erledigt hatten, dampften wir durch die schöne Bai hindurch und den Hudson hinauf bis vor Hoboken, das als eine Art Hafen- und Fabrikvorstadt New-Yorks auf dem rechten Ufer des Stromes der eigentlichen Stadt gegenüber liegt, und wo sich der Pier der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrtgesellschaft befindet. Auf dieser Fahrt bot sich unseren Blicken des Interessanten und Neuen wieder eine große Fülle dar. Die ungeheure Wasserfläche, die sich zwischen New-York und seinen Vorstädten ausbreitet — zwischen Staten-Island, Brooklyn und Jersey-City als New-York-Bai, zwischen Brooklyn, Long-Island-City und New-York als Eastriver, und zwischen Jersey-City, Hoboken und New-York als North-River oder Hudson schlechthin —, und die wir als die eigentliche Quelle und Grundlage der Blüthe und des Reichthums der jungen Metropole anzusehen haben, gewährt in der That ein großartiges, zauberhaftes Bild. Und während von den Hügeln von Staten-Island die parkumrahmten Villen und Sommerschlößchen wieder gar vornehm und stattlich auf uns herabblickten, imponirten uns unter den zahllosen Fahrzeugen, welche die Bai und die Stromarme belebten, vor allen Dingen die zahlreichen, von mächtigen Hochdruckdampfmaschinen bewegten Riesenfähren, welche den Verkehr zwischen den einzelnen Stadttheilen vermitteln, und welche gleich schwimmenden Palästen majestätisch durch die Fluthen glitten, mit ihren Rundbogenfenstern und Balkonen eine elegante, anderweit nicht gesehene Wasserarchitektonik zur Geltung bringend. Das war wieder ein Bild des stolzesten neuweltlichen Selbstbewußtseins und ein Bild der strotzendsten neuweltlichen Kraftfülle. Wenn wir an unsere Fahrten in dem Hamburger Elbstrome und in dem Londoner Themsestrome zurückdachten, und wie wir die Dinge daselbst so unendlich viel bescheidener und schlichter gesehen hatten, da wollte uns Kindern der Alten Welt ganz demüthig zumuthe werden.

Freilich das Bild der Metropole selbst enttäuschte uns im klaren Morgenlichte ganz und gar. Da sahen wir uns vergebens um nach stolzen Uferbauten und festgemauerten Kai-Anlagen, so wie wir sie bei den altweltlichen Hafenplätzen ersten Ranges gewöhnt sind. Die Emigranten-Empfangshalle Castlegarden, an der äußersten Südspitze der Insel Manhattan, auf der das eigentliche New-York gelegen ist, ist ein wenig stattlicher Holzbau, und von anderen Gebäuden in der Nähe des Stromes ragt kein einziges durch Größe und Schönheit hervor, weder der Thurm einer Kirche noch die Zinnen eines Börsen-, Bank- oder Zollamtspalastes. Nur einen plumpen, schwarzen Kornelevator erblicken wir hie und da. Fast armselig will uns die Riesenstadt vom Hudson aus erscheinen. Und die Landungsakkomodationen der Dampfer und Fähren bestehen allenthalben in rohem, abgenütztem Pfahlwerk und in hölzernen Wartehallen und Piers. Wir kommen da zu der Ansicht, daß die Jugend der Neuen Welt wohl neben ihren unanfechtbaren starken Seiten auch ihre sehr schwachen Seiten haben mag. Vieles an der amerikanischen Metropole erscheint uns roh, unreif und provisorisch.

Der bei weitem stattlichste unter den Hafenpiers, die wir erblicken, ist derjenige der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrtgesellschaft, zwar auch nur aus Holz, aber viel eleganter und größer als die anderen. Will uns diese Thatsache verkünden, daß das Deutschthum in der amerikanischen Welthandelsstadt eine gar gewaltige Rolle spielt, daß es daselbst feste und unausrottbare Wurzel gefaßt hat, und daß die Weltverkehrsbeziehungen zwischen Deutschland und der Neuen Welt ganz besonders innige sind? Wir wollen auf diese Fragen bei unseren Wanderungen und Fahrten in der Neuen Welt unsere ganz besondere Aufmerksamkeit lenken.

Das Schiff legt an. Wir steigen aus, unser Gepäck wird von handfesten Hafenarbeitern — die nur viel proletarischer aussehen, als wir es von Hamburg aus gewöhnt sind — in die Riesenhalle des Hamburger Piers gebracht, die Zoll-

beamten des großen Freistaates nehmen eine ziemlich peinliche und zeitraubende Revision damit vor, und von unseren amerikanischen Freunden auf das herzlichste umarmt, stehen wir auf dem Boden der Neuen Welt.

2.

Ansicht der Stadt New-York vom North-River aus. Die Straßen New-Yorks. Die New-Yorker Hochbahn. In einem New-Yorker Hotel.

Einer jener weißgetünchten schwimmenden Paläste, die unserer Meinung nach die architektonische Hauptzierde des New-Yorker Hafens bilden, und die man mit dem Namen „Fähren" viel zu prosaisch benennt, bringt unseren Wagen neben mehreren Dutzend anderen und neben mehreren Hundert Fußgängern hinüber über den mächtigen North-River, der uns in Hoboken zunächst noch von dem eigentlichen New-York trennt. Mit unseren Freunden plaudernd und dieselben zugleich als lebendige Bädeker benutzend, stehen wir auf dem vorderen Austritte der Fähre, von neuem das Stadt- und Hafenbild musternd und von neuem zu der Ansicht kommend, daß dasselbe im Grunde genommen noch etwas sehr Chaotisches, Unvollkommenes und Undurchreiftes habe. Ein Pier scheint den anderen verschlingen zu wollen und ein Haus das andere, und alle mit einander scheinen nichts besseres zu verdienen. Nichts, das fühlen wir, ist hier für das kommende Jahrhundert oder für die Ewigkeit gebaut, sondern Alles nur für das gegenwärtige Bedürfniß und für den Augenblick. Einzig die wilde, rücksichtslose Konkurrenz der verschiedenen Rheder und Kaufherren und der verschiedenen Schiffahrts- und Eisenbahngesellschaften, die sich hier an dem Wasser eine Stätte bereitet haben, spiegelt sich in dem Bilde ab, nicht aber das Walten eines edlen Gemeingeistes, der das Ganze beseelt. Angesichts des unschönen Bildes, dem alle

großen Züge fehlen — nur die Wasserfläche und der Verkehr auf ihr besitzt solche Züge — würden wir es wohl begreiflich finden, wenn uns jemand das boshafte Heine'sche Wort von dem großen „Freiheitsstalle“ zuriefe. Mindestens können wir uns nicht enthalten, den Ovid'schen Vers von der „rudis indigestaque moles“ vor uns hin zu murmeln. Wie viel bedeutender erscheinen doch da unser Hamburg, unser Antwerpen, unser Köln, unser Mainz, unser Dresden, sobald man ihnen von der Wasserseite her naht!

Daß das Bild der neuweltlichen Metropole, aus der Ferne gesehen, nicht imponirt, erklärt sich ja wohl daraus, daß ihr unterer Theil, der einem von der Seeseite her zuerst zu Gesicht kommt, auf ganz flachem, alluvialem Grunde steht, und daß seine Bauten auf diese Weise jedes natürlichen, sie emporhebenden Postamentes entbehren. Hier stehen wir aber in unmittelbarster Nähe der Stadt, und wenn überhaupt etwas Großes und Schönes an ihrer Außenseite zu sehen wäre, so müßte es uns wohl nothwendigerweise in die Augen leuchten. St. Petersburg, das ganz mit derselben natürlichen Schwierigkeit zu kämpfen hat, die in dem Baugrunde liegt, und an das wir deshalb unwillkürlich zurückdenken, präsentirt sich unbedingt viel stattlicher, sobald man in die Newa eingefahren ist. Nur die Eastriver-Brücke ist ein erhabener Bau, und wo sie zu sehen, da erhält das Bild sofort eine gewisse Weihe; sie ist uns aber hier leider vollkommen verdeckt.

Doch nun hinein in das Häusermeer und das Menschengewühl der Weltstadt! Um ihren wahren Werth zu schätzen, darf man sich ja bei den Städten gerade so wie bei den Menschen nicht mit der Außenseite begnügen, sondern man muß so tief als möglich in ihr Inneres schauen. Vielleicht gelingt es uns ja später auch noch einen Punkt ausfindig zu machen, wo die Außenseite ebenfalls stattlicher erscheint.

Die Hafenstraße, in die wir aus der Fähre gelangen, und die an der Stelle, wo wir landen, West-Street heißt, erinnert uns durch ihren tiefen Koth und durch ihr entsetzlich

schlechtes Pflaster nochmals daran, daß Unter-New-York auf dem allerjüngsten Schwemmlande steht, aber zugleich wohl auch daran, daß die Gemeinwirthschaft und Gemeinordnung in der Weltstadt ihre großen Schwächen haben dürfte. Dabei wollen wir indeß nicht vergessen, daß das Hafenviertel einer Welthandelsmetropole, wo die Güter und Menschen der verschiedensten Zonen einander mit einem solchen Ungestüm begegnen, nicht wohl einem Schmuckkästchen gleichen kann.

Die Straßen, durch die wir in das Herz der Stadt gelangen, sind breit und schnurgerade, und die Perspektive, welche sie gewähren, führt unseren Blick zuletzt immer heraus in die blaue Luft, bezw. in das absolute Nichts, was anfangs einen geradezu unheimlichen Eindruck auf uns macht. Sind wir ja doch von den altweltlichen Städten her gewöhnt, sich jede Straße an ihrem Ende durch irgend einen mehr oder minder interessanten Querbau abschließen zu sehen. Bezeichnet sind die Straßen in der bekannten amerikanischen, sehr bequemen, aber auch sehr geistlosen Weise statt mit Namen mit Nummern, und die Häuser, welche sie einrahmen, sind nüchtern und gleichgültig, wie das bei den modernen Städten daheim ja in der Regel auch der Fall ist. Das Material, aus dem die Häuser gebaut sind, ist theils rothgebrannter Ziegel, theils brauner Sandstein, ersterer zumeist den diluvialen Lehmlagern Long-Islands und des Hudson-Thales, letzterer den großen Steinbrüchen in der Trias des nahen Newark und Connecticut entstammend. Der braune Sandstein — auch Freestone genannt — herrscht namentlich in den vornehmeren Wohnstraßen, wie in der Fünften Avenue, in der Madison-Avenue und in den an sie angrenzenden Straßen vor, und derselbe gibt einen sehr eleganten Baustein ab. Schade nur, daß er unter dem Einflusse der amerikanischen Wettergeister so wenig haltbar ist, und an exponirten Seiten bereits nach zwanzig Jahren derart zerbröckelt, daß er erneuert werden muß. Zur entschiedenen Zierde gereichen den Straßen, die wir durchfahren, auch die mit hübschen Balustraden versehenen Freitreppen, denen man nur

eine größere Mannigfaltigkeit des Stiles wünschen möchte. Ebenso erhalten viele der Straßen durch die grüne Westeria und den wilden virginischen Wein, die zahlreiche ihrer Häuser bis zum Dache hinauf bekleiden, sowie durch die vor den Häusern befindlichen Gärtchen und Rasenplätze und Bäume etwas ungemein Freundliches. Das Pflaster aus Granitsteinen ist aber auch in den besseren Straßen schlecht, die Trottoirplatten aus Gneiß, Granit und Hudsonschiefer — sogenanntem Bluestone — sind mindestens sehr mangelhaft, und die Seitenpfade sind von dem Fahrwege durch tiefe und breite, unbequeme und unschöne Tagrinnen getrennt. Die letzteren erfordern, wie wir uns später vielfach zu überzeugen Gelegenheit hatten, besonders seitens der Damen, welche die Straßen entlang wandern, keinen geringen Aufwand von gymnastischer Kunst, um ohne Unfall überstiegen, bezw. übersprungen zu werden. Sollte sich dergleichen in einer Stadt, die so gern alle anderen Städte der Welt überstrahlen möchte, nicht vermeiden lassen? Was die Qualität der Trottoirplatten und des Straßenpflasters betrifft, so hat man freilich zu bedenken, daß auch sie das ungestüme Spiel der neuweltlichen Atmosphärilien — den schroffen Wechsel von Frost und Hitze, Regen und Trockenheit — schwer zu empfinden haben, und daß man also nicht ohne weiteres einen Vorwurf für die städtische Verwaltung daraus ableiten darf. Die syenitne „Nadel der Kleopatra“ trotzte auch, so lange sie am Nile stand, zwei Jahrtausende jedem Wind und Wetter, und nachdem man sie an den Hudson — in den New-Yorker Centralpark — verpflanzt hat, droht sie in wenigen Jahrzehnten völlig zu zerfallen!

Als eine rohe, allen ästhetischen Sinn beleidigende Verunzierung der Straßen, die mit den neuweltlichen Wettergeistern nichts zu thun hat, wohl aber mit der rücksichtslosen neuweltlichen Monopolwirthschaft, erschienen uns aber bei unserer ersten Fahrt durch New-York vor allen Dingen die mächtigen Telegraphenstangen, welche die Häuserreihen der Metropole ganz in derselben Weise begleiten, wie drüben in

der Alten Welt die Chausseegräben und Eisenbahndämme. Dieselben sollen übrigens auch allerlei praktische Unzuträglichkeiten wie namentlich die Verdunkelung der Häuser und die Hemmung sowie selbst die Gefährdung der Passage mit sich bringen. Sicherlich würde das Antlitz New-Yorks sehr bedeutend gewinnen, wenn die Väter der Stadt sich entschließen könnten, die häßlichen Pfähle durch einen Machtspruch zu beseitigen. Thatsächlich soll ein solcher Machtspruch auch wiederholt ergangen sein, die Telegraphengesellschaften haben seiner aber bislang immer spotten dürfen.

Und dann die Stadtbahn, die sogenannte „Elevated Railroad," was für ein abscheulicher Bau ist das! Wie konnte man in einer der ersten Hauptstädte der civilisirten Welt ein solches Monstrum schaffen! Und wie konnte man uns dieses Monstrum in Europa als eine der größten Leistungen des neuweltlichen Genies preisen!

Daß der Bau technisch kühn ist, wagen wir nicht zu bestreiten, besonders was seine Kurven anbelangt, daß er aber roh ist, und zwar roh bis zum äußersten wird jeder, der nicht alles Schönheitssinnes baar ist, auch zugestehen. Nur ein Reiseführer von der Oberflächlichkeit des Appleton'schen wird uns mit der Bemerkung abfertigen: „Whether it has improved the appearance of the portions of the city through which it passes, is a matter of individual opinion."

Als wir das erste Mal eine längere Strecke unter der Bahn dahinfahren mußten, da erwarteten wir, daß uns jeden Augenblick einer der über uns hinwegbrausenden Eisenbahnzüge auf den Kopf stürzen werde. Die eisernen Säulen, welche die Schienenstränge und die Stationshäuschen tragen, erschienen uns für die Funktion, die man ihnen zumuthete, gar zu schmächtig und dünn und unzuverlässig. Die angegebene Beängstigung mochte aus unserer altweltlichen Befangenheit herrühren, es mochte uns in London, Paris, Berlin und anderen europäischen Hauptstädten, in denen wir einen guten Theil unseres Lebens zugebracht hatten, nicht gelungen sein, kleinstädtische Befangen-

heit vollkommen abzulegen. Aber auch später, als wir allmählich einiges Zutrauen zu der Festigkeit des Baues gewonnen hatten, als wir die Bahn als ein überaus praktisches und nützliches Verkehrsinstrument hatten würdigen und gebrauchen lernen, und als wir uns in der geistigen Atmosphäre New-Yorks einigermaßen akklimatisirt hatten, konnten wir niemals Freunde und Bewunderer derselben werden. Schmutz in fester oder flüssiger Form, je nachdem es trockenes oder regnerisches Wetter war, fiel doch gelegentlich auf uns herab, wenn wir unter ihr hinweg passiren mußten, und unschön im höchsten Grade für jedermann, der sie beschaute, sowie rücksichtslos gegenüber den Bewohnern der Straßen, die sie durchzog, blieb sie doch. Man bedenke nur, daß man aus den Waggons in die Fenster und Zimmer sämmtlicher Häuser dieser unglückseligen Straßen hineinschauen kann, daß alle zwei oder drei Minuten ein Zug über das Fach- und Balkenwerk der Bahn an denselben vorüberdonnert, und daß die Kohlendunstwolken der Lokomotiven fast ohne Aufhören durch die Ritzen und Fugen der Fenster in die Häuser hineindringen. Und ohne einen Pfennig Entschädigung mußten die bemitleidenswerthen Weltstadtbürger, die in den besagten Straßen hausen, es sich gefallen lassen, daß man das Ungeheuer vor ihren Thüren aufrichtete! Was die Aesthetik des Baues angeht, so erhebt sich dieselbe nicht sehr wesentlich über die eines soliden europäischen Baugerüstes. Hat man aber bei der Herstellung eines öffentlichen Gebäudes in einer Stadt von dem Range New-Yorks nicht unbedingt die Pflicht, auch auf das, was edel und schön ist, Rücksicht zu nehmen! Muß ein öffentlicher Bau, der aller Aesthetik so wie die „Elevated Railroad" ins Gesicht schlägt, nicht nothwendigerweise demoralisirend auf das ganze Geschmacksleben der Weltstadt wirken! Was will es dagegen sagen, daß der Bau billig und daß er nützlich ist.

Auch die „Elevated" ist ein drastisches Beispiel davon, was eine Gesellschaft von Geldleuten der Oeffentlichkeit in der

Neuen Welt bieten darf, sobald es ihr durch den allgewaltigen Dollar gelingt, ein Monopol zu erwerben. Die Berliner Stadtbahn ist ein schöner Bau beinahe durchaus, die Londoner Stadtbahn verbirgt sich wenigstens so viel als möglich diskret den Blicken, die New-Yorker Stadtbahn dagegen prahlt förmlich mit ihrer Häßlichkeit und Rohheit.

Die sonstigen Wirkungen der städtischen Hochbahn auf das Leben New-Yorks sind selbstverständlich überaus mächtige. Der Verkehr der Metropole hat durch sie einen ganz neuen Impuls erhalten, und insbesondere die Straßen, die von der Bahn durchzogen werden, haben auf diese Weise wenigstens mittelbar eine Art Schmerzensgeld erhalten für die große Unbill, die ihnen widerfahren ist. Das Wachsthum der Stadt ist durch sie ins Riesenhafte gesteigert worden, und wenn das dorfartig aus zerstreuten Hütten — Shanties —, Häusern und Häusergruppen zusammengesetzte Ober-New-York mehr und mehr in den geschlossenen Kreis der Stadt hineingezogen worden ist, und wenn New-York mit seinen Vorstädten heute mehr Einwohner zählt als Paris, so ist das ohne Zweifel in ganz hervorragender Weise der „Elevated“ mit zu verdanken. Endlich wird wohl auch der demokratische Geist, der New-York beseelt, nicht unwesentlich mit durch die Bahn gefördert. Der Millionär und die Dame der eleganten Welt müssen sich ja wohl etwas demüthiger, der irische und italienische Straßenarbeiter etwas gehobener fühlen, wenn sie in den Eisenbahnwagen auf derselben Bank dicht neben einan der sitzen. Wird aber durch alle diese Vortheile, die noch dazu vielfach nur nach den neuweltlichen Theorien Vortheile sind, und die wir altweltlichen Schwärmer zum Theil nicht recht zu würdigen vermögen, das oben ausgesprochene Urtheil aufgehoben?

Wenn wir dieses Urtheil ganz so ungeschminkt, wie wir es uns gebildet haben, aussprechen, so hegen wir dabei natürlich nicht die sanguinische Hoffnung, dadurch irgendwie einzuwirken auf die Manhattan-Gesellschaft, welche die Stadtbahn geschaffen hat, und welche mit ihrem Unternehmen ein

ausgezeichnetes Geschäft macht, oder auf die öffentliche Meinung New-Yorks und der Neuen Welt, welche ihrer Sache in jeder Beziehung so ungeheuer sicher ist, daß sie irgendwelcher Kritik nicht bedarf. Dagegen würden wir gar gern eine der zahlreichen Illusionen dadurch zerstören helfen, denen man sich drüben in der Alten Welt so gern bezüglich jeder neuweltlichen Schöpfung hingibt.

Das Riesenhôtel des Gilsey-Hauses, in dem wir absteigen, weicht in seiner allgemeinen Organisation um so weniger von den großen Londoner und Berliner Hôtelkasernen ab, als es nach dem „europäischen Plane" geführt wird, und als es einem diesem Plane gemäß Wohnung und Kost besonders berechnet. Es ist ein weißer Marmorbau im Reklamestyle. Von dem berühmten amerikanischen Komforte mißt es uns für die Dollars, die wir zahlen, nicht gerade ein übertriebenes Maß zu, dafür geht es aber in den Hallen seines Erdgeschosses — in den Korridoren, dem Bar-Room, dem Lesesaale — entschieden sehr amerikanisch zu, und viel bunter und lebhafter als in den Hôtels daheim. Auf den Stühlen und Bänken, welche in den genannten Räumen aufgestellt sind, sitzen allenthalben Gruppen von Herren, mit einander plaudernd und politisirend, rauchend und — spuckend, und ab und zu zum Bar gehend und ein Glas Whisky, Cocktail oder Lagerbier trinkend — ein echt amerikanisches Bild, wenn auch in manchen Beziehungen wieder nicht ein besonders anziehendes. Das amerikanische Hôtel — auch das nach dem europäischen Plane eingerichtete — ist ja in viel universalerem Sinne ein Gasthaus als das europäische, und nicht nur die Fremden, welche in dem Hause wohnen, gehen darin aus und ein und genießen seine Bequemlichkeiten, sondern auch jedermann aus der Stadt, dem es beliebt, und auch viele, die dem Trinktische keinen Tribut zollen. Für die Politiker insbesondere — wer wäre das aber zur Zeit einer Wahl in New-York nicht! — ist es der Ort des allgemeinen Stelldicheins und des alltäglichen Ideenaustausches.

Für uns ist es nichts als der Ort unserer Nachtruhe, denn den Tag über haben wir draußen ziemlich viel zu studieren und zu beobachten. Das Zimmer, nach dem uns der rastlos hinauf- und hinabsteigende Elevator bringt, ist aber, wie wir es uns ausbedungen haben, eines der ruhigst gelegenen, das Bett in demselben ist, wie fast allenthalben in den amerikanischen Hôtels, ein vorzügliches, und so sind wir mit unserem Schicksale in der neuweltlichen Metropole zunächst vollkommen zufrieden.

3.

New-York aus der Vogelschau.

Das Haus unserer Freunde, nach dem wir uns von unserem Hôtel aus begeben, ist ein sogenanntes Apartment-Haus, eins jener kolossalen, in allen denkbaren und undenkbaren Stylarten aufgeführten Gebäude, die von ihren Besitzern etagenweise an bemitteltere Bürger der Stadt vermiethet werden, und die der sprechendste Ausdruck sind von dem hohen Werthe der Baugründe in New-York. Wir haben Häuser dieser Kategorie gesehen, die 13 Stockwerke zählten, und die also an Höhe nicht hinter den meisten Kirchthürmen der Stadt zurückstehen. Daß eine solide Bauart bei diesen Häusern schon im Interesse ihres Zusammenhaltes geboten ist, versteht sich von selbst, die meisten von ihnen sind aber auch zugleich in ihrem Innern wahre Muster von amerikanischem Komfort und von vornehmer Eleganz, entsprechend der hohen Miethe, die in ihnen zu zahlen ist. In beiden Beziehungen stehen sie im schroffsten Gegensatze zu den sogenannten Tenement-Häusern, zu den leichtgebauten und schmutzigen Miethkasernen für die ärmeren Klassen, in denen Dutzende von Familien eng zusammengepfercht hausen, und die besonders zahlreich im Osten New-Yorks zu finden sind. Die soziale Frage ist ja bekanntermaßen auch der Neuen Welt durchaus

nicht fremd, und dieselbe fängt trotz der daselbst üblichen hohen Löhne an brennender und brennender zu werden.

Ein elegant eingerichteter, von einem hübschen freundlichen Jungen in Livrée gelenkter Fahrstuhl bringt uns nach der Etage unserer Freunde, und später, nachdem wir uns eine Zeit lang mit denselben über die verschiedensten alt- und neuweltlichen Dinge unterhalten und uns an einem guten altweltlichen Glase Wein und an herrlichen neuweltlichen Austern und Früchten gelabt haben, auf das flache Dach des Hauses, da wir von diesem aus ein prächtiges Vogelschaubild von der inneren Stadt genießen können. Befinden wir uns ja auch auf unserem Apartment-Hause nahezu in Thurmhöhe. Wie stellt sich die neuweltliche Metropole nun wohl von einem solchen Standpunkte aus unseren Blicken dar?

Ihr hervorstechendster Charakterzug, die Geradlinigkeit ihrer Straßen und die Regelmäßigkeit ihrer Anlage, fällt uns auch von hier aus wieder am ersten und nachdrücklichsten in die Augen. Wie die Zellen eines Bienenstockes erscheinen die Häuser und Häusergruppen — „Blocks“ — an einander gefügt, mit noch strengerer geometrischer Regelmäßigkeit sogar, so daß wir, die tausend verschiedenen Kurven und Winkel der altweltlichen Straßenanlagen gewöhnt, von dem Schauspiele fast nervös werden. Wir suchen nach einer Ausnahme von der Regel, wie nach einer Erlösung vom Alpdruck, und wir finden sie nicht. Es ist uns ja bekannt, daß die einheimischen New-Yorker dergleichen bei dem Anblicke nicht empfinden, aber wir sind in der Neuen Welt eben noch nicht vollkommen akklimatisirt.

Welche despotische Gewalt, so fragen wir uns, hat die Bürger dieses großen Gemeinwesens gezwungen, ihrer individuellen Freiheit so vollkommen zu entsagen, daß sie das Verhältniß ihrer Behausungen zu einander so ausschließlich nach dem Gesetze des rechten Winkels und der geraden Linie einrichteten? Hat man uns daheim Amerika nicht immer als das Land gepriesen, in dem die Freiheit des Individuums

in allen Beziehungen am meisten hochgehalten wird! Verräth uns die rigorose Gleichförmigkeit, die wir wahrnehmen, aber nicht, daß der Despotismus der Masse, wie er in einer demokratischen Republik waltet, ungleich mächtiger auf jeden Einzelnen wirkt, als der Despotismus eines Monarchen? Wie geringfügig war doch die städtegestaltende Kraft eines Napoléon III. in Paris, wenn man sie mit derjenigen der Männer vergleicht, welchen New-York seine Anlage verdankt!

In erster Linie haben wir wohl bei der genannten Eigenthümlichkeit der „Empire City", die bekanntlich bei fast allen ihren neuweltlichen Schwestern wiederkehrt, an das rasche Wachsthum der amerikanischen Städte zu denken. Die amerikanischen Städte sind sozusagen über Nacht aus dem Boden herausgeschossen, wie Pilze nach einem warmen Sommerregen. Sie sind fast geschichtslos und ganz Kinder der Gegenwart, wenigstens was ihre größere Hälfte angeht. Die europäischen Städte hingegen sind langsam gewachsen wie die Eichen, durch Jahrtausende und unter allerlei Stürmen und Krisen. Während auf die innere und äußere Gestaltung der letzteren also die mannigfaltigsten Zeitströmungen einwirkten und allerlei knorrige Absonderlichkeiten in ihnen entstanden, so wirkte auf diejenige der ersteren nur eine einzige Zeitströmung und nur ein einziger Zeitgeschmack, und das lamellenartige Gefüge ihrer „Blocks" wurde auf diese Weise nirgends gestört.

Offenbar hat die Gradlinigkeit der Straßen sehr viel zu thun mit dem neuweltlichen Schönheitsbegriffe. Man findet die Kurven und Engen der Straßen in den Städten der Alten Welt ebenso wie ihre Kreuzungen in den verschiedensten stumpfen und spitzen Winkeln häßlich, und man vermeidet sie deshalb in den jung emporgewachsenen Städten der Neuen Welt, in denen man für jede Art Prinzip so völlig freien Lauf hat! Aber wie konnte ein Schönheitsbegriff, der nur gerade Linien und rechte Winkel kennt, so allgemein und ausschließlich Geltung gewinnen in einem Lande, wo viel

mehr als daheim das Sprichwort gilt: De gustibus non est disputandum? Und ist denn der angegebene Schönheitsbegriff wirklich ein unanfechtbarer? Führt die ausschließliche Gradlinigkeit und Rechtwinkligkeit der Straßenanlagen nicht nothwendigerweise zu einem äußersten Maße von Monotonie und zu einer gewissen Ideenöde?

Erklärt sich der Mangel jeder architektonischen Ensemble-Wirkung, den wir später bei unseren Wanderungen durch New-York immer so schwer empfanden, nicht ganz wesentlich aus der Gleichförmigkeit der Linien und Winkel? New-York erschien uns bezüglich seiner Anlage als das gerade Gegenbild Wiens, das wir hinsichtlich seiner architektonischen Ensemble-Wirkungen für die schönste aller Großstädte halten, und das nach unserer Meinung seine Schönheit nicht zum geringsten Theile dem Umstande verdankt, daß seine Straßen durch ein gütiges Geschick in allen denkbaren Winkeln und Krümmungen auf einander stoßen. Detroit, dessen Straßen zum Theil in rechten Winkeln, zum Theil aber als Radien eines Kreises auch in anderen Winkeln zusammenlaufen, und das durch diese seine Anlage von den meisten anderen amerikanischen Hauptstädten abweicht, bietet schöne Straßenbilder ebenfalls verhältnißmäßig viel häufiger als New-York. Die schönen Paläste, welche New-York besitzt, wirken dagegen immer nur allein, ganz wie die sogenannten „Sterne" in der New-Yorker Opern-Vorstellung.

Daß die Anlage New-Yorks in oblongen Blocks ihre Rechtfertigung darin finden soll, daß sie die einzig praktische sei, da die gerade Linie die kürzeste Entfernung zwischen zwei Punkten bilde, können wir ebenfalls nicht wohl gelten lassen. Die einzige Ausnahme von der angegebenen, das gesammte Mittel- und Ober-New-York streng beherrschenden Regel bildet ja der Broadway, der die Stadt als eine Art Diagonale von Süd-Süd-Ost nach Nord-Nord-West durchschneidet. Ist dieser Broadway aber nicht eigenthümlicherweise die Hauptpulsader des New-Yorker Verkehrs? Und zeigt er dadurch

nicht drastisch genug, daß eine Diagonalstraße, welche die übrigen in schrägem Winkel schneidet, unter Umständen recht praktisch sein kann? Sollte dies nicht auch bezüglich anderer Diagonalstraßen denkbar sein? Sollten nicht auch andere als rechtwinklig auf einander stoßende Straßen zur Dollarjagd ganz wohl zu gebrauchen sein? Auch die gesammte Anlage von Unter-New-York, von der wir später zu reden haben werden, läßt uns dies glauben.

Das Sichzurechtfinden ist durch die einfache Anlage allerdings sehr leicht, und in den Straßen-Labyrinthen von London fordert dasselbe unbedingt mehr Scharfsinn und Aufmerksamkeit. Berechnet man aber die Anlage einer Weltstadt ausschließlich auf Kinder? Und darf man nicht von ihren Bürgern füglich ein höheres Maß von Scharfsinn und Aufmerksamkeit verlangen?

In jedem Falle vermochten wir uns niemals mit dem zuletzt angegebenen schwachen Troste zufrieden zu geben, wenn wir durch die Monotonie und Geistlosigkeit der New-Yorker Straßen aufs äußerste ermüdet wurden, und wir brachten es nie dahin, dem Genie des Governors Morris, der den Plan New-Yorks bis zur 154. Straße entwarf, irgendwelche Bewunderung zu zollen.

Auch den freien Luftzug, den die Straßen gestatten, empfanden wir bei dem Umgestüm, mit dem derselbe in Amerika des öfteren aufzutreten pflegt — als Norther, als Blizzard, als Hurricane und als Tornado — keineswegs immer als eine reine Wohlthat.

Der zweite Charakterzug, den wir auf unserer hohen Warte aus dem interessanten Vogelschaubilde herauslesen, ist wieder der vollkommene Mangel des wirklich Hervorragenden und Großen, den wir schon von der Wasserseite aus empfanden. Wir blicken uns vergebens nach großen Marksteinen um, so wie sie uns vom Thurme der Paulskirche in London, von der Vendômesäule in Paris, von dem Starhembergsitze des

Wiener Stephansdomes oder von der Kuppel der St. Petersburger Isaakskirche so zahlreich in das Auge leuchten.

Unser Auge bemerkt ja wohl eine Anzahl auffallender Bauten im amerikanischen Reklamestyle, und wir wenden uns angesichts derselben an unsere freundlichen Begleiter, dieselben über sie um Auskunft bittend. Es ist das Gilsey-Haus, das Hoffmann-Haus, das Fünfte-Avenue-Hôtel, der Stuart'sche Store und einige andere Hôtels und Kaufhäuser. Die vielen Kirchen, welche wir überblicken, erscheinen uns sämmtlich unbedeutend, wenn auch theilweise ganz hübsch, sie sind ausnahmslos in die Häuserreihen hineingebaut, wenn auch mit Vorliebe an die Ecken der Blocks, und sie strecken ihre Thürme alle in derselben monotonen Weise als spitze, uninteressante Ausrufezeichen gen Himmel. Die römisch-katholische Kathedrale, die unter ihnen eine Ausnahme machen würde, und die ein wirklich stolzer, erhabener Marmorbau ist — die gewaltige Organisation des Katholicismus auch in Amerika symbolisirend — ist leider noch nicht vollendet, und sie zählt deshalb in unserem Bilde noch nicht voll mit. Die Große Oper aber, die gleich den Kirchen in die Häuservierecks eingefügt ist, ist nichts als ein besonders hohes und breites, architektonisch vollkommen gleichgültiges Haus — „the largest opera house in the world."

Wie sollen wir uns diesen Charakterzug der neuweltlichen Metropole erklären?

So wie von der Wasserseite aus die Brücke, die Fähren und die Kornelevatoren als Einzelbauten dominiren, so thun es in unserem Vogelschaubilde, das freilich trotz seiner bedeutenden Ausdehnung nur ein unvollständiges ist, die Hôtels und die Kaufhäuser, die großen Institute der Kunst und Wissenschaft, der Religion und des öffentlichen Dienstes gänzlich in den Schatten stellend.

Daß das moderne Karavanserai und der moderne Bazar — das Hôtel und der Store — in den Städten des neuen Occidents eine gewaltige Rolle spielen, begreifen wir ja, daß

aber in dem Uebersichtsbilde einer Stadt von zwei Millionen Einwohnern nicht gewisse andere Bauten, die höhere Ideen und höhere Blüthen der Civilisation repräsentiren, vor denselben hervorleuchten, können wir nicht anders deuten, als daß dergleichen Ideen und Blüthen in dem großen Gemeinwesen bisher eben nur in beschränkter Weise entwickelt worden sind. Es scheint uns, als ob die stolze „Empire City" der Neuen Welt trotz ihrer unverkennbaren gewaltigen Lebenskraft und trotz ihrer großen materiellen Prosperität zunächst noch mancherlei Grund hätte, sich nicht allzusehr über ihre Schwestern in Europa zu erheben.

Was die architektonische Unbedeutendheit der zahlreichen Kirchen und deren Zusammengebautsein mit den Häusern und Häuserblocks betrifft, so glauben wir darin einerseits die Zersplitterung der Neuen Welt in die allerverschiedensten Religionsbekenntnisse und Glaubensgemeinschaften, andrerseits aber vielleicht zugleich auch den tiefgreifenden Einfluß der Kirche und ihrer Geistlichen auf die Häuser und Familien erblicken zu sollen. Wenn man von einem despotischen Einflusse der Geistlichkeit und des Kirchenthums auf die Gemeindeglieder reden will, so hat man ja dazu viel mehr Grund in den protestantischen Gemeinden Englands und Amerikas als in den römisch-katholischen irgend eines Landes. Der Papst und der Erzbischof, welche die dirigirende und organisirende Gewalt bei dem Baue von Riesenkathedralen gleich der Peterskirche in Rom oder dem Dome von Köln bilden, sind von den einzelnen Gläubigen zu fern, als daß sie viel mehr als oberflächlich und äußerlich auf sie wirken könnten. Der amerikanische Clergyman ist mit seiner Kirche – die in New-York und anderen amerikanischen Großstädten häufig genug einfach nach seinem Namen genannt wird — der nächste Nachbar und der stete Freund und Berather seiner Schäflein, und wer Gelegenheit gehabt hat, ihn genauer zu beobachten, der wird anerkennen, daß er seine Position in Dei gloriam nach allen Beziehungen hin weise zu benutzen versteht.

Daß das vollkommene Durchdrungensein des amerikanischen Lebens mit Bibelglauben und Hymnengesang auch seine schlimmen Auswüchse zeitigen muß, ist selbstredend. Als die schlimmsten erscheinen uns die schweren Fälle religiösen Wahnsinns unter Frauen, von denen wir leider mehrere in uns nahe stehenden Familien zu beobachten hatten.

Doch nun genug des Lesens und Deutens aus dem Stadtbilde, das zu unseren Füßen liegt. Die Wanderungen in den nach dem Winkelmaße gefügten Straßen der Weltstadt können wir uns durch unsere Rundschau, so instruktiv dieselbe ist, doch nicht ersparen. Wo Jugend ist, da wird es außer den Schwächen, die uns aus dem Gesammtbilde so deutlich entgegenleuchten, ohne Zweifel auch Kraft geben, und diese werden wir am besten kennen lernen, wenn wir die Einzelheiten näher ins Auge fassen: die einzelnen Stadttheile und die einzelnen hervorragenderen Bauten und Institutionen.

4.
Die New-Yorker Unterstadt.

Die „Elevated", die wir geschmäht haben, bringt uns mit anerkennenswerther Schnelligkeit „down town", wie der New-Yorker Kunstausdruck heißt, — in die Unterstadt der neuweltlichen Metropole, die auf der äußersten Südspitze der Insel Manhattan ganz auf alluvialem Grunde steht, die sich nur wenige Fuß über den Spiegel der New-York-Bai erhebt, und die als das eigentliche Geschäftsviertel New-Yorks bezeichnet werden muß.

Im Widerspruche mit der allgemeinen Regel erlauben sich die Straßen hier vielfach eine mehr oder weniger starke Abweichung von der geraden Linie und von dem rechten Kreuzungswinkel, sowie auch von der normalen Breite. Dieselben sind statt mit neuweltlichen Nummern ganz konsequent mit altweltlichen Namen bezeichnet: Brückenstraße, Börsenstraße, Wasser-

straße, Kanalstraße, Wallstraße, Nassauer Straße, Mädchengasse ꝛc. Und was wir in unserem Vogelschaubilde von Madison Avenue aus vergeblich gesucht haben: Erlösung von dem Alpdrucke der Mathematik bei der Anlage der Weltstadt, das finden wir seltsamerweise hier — wo doch Alles am allermeisten auf die Dollar-Jagd und auf das Praktische berechnet sein sollte. Sähen die Häuser der New-Yorker Unterstadt nicht geradeso wie die der anderen Stadttheile sämmtlich außerordentlich neubacken aus, so würde man sich in ihr zuweilen stark an die Londoner City erinnert fühlen können. Entschieden ist die Anlehnung der Neuen Welt an die Alte in dieser Gegend in vielen Hinsichten noch sehr deutlich sichtbar, und wenn irgendwo in New-York, so walten hier noch zahlreiche Verhältnisse, die man füglich als europäische bezeichnen darf. Und kann uns das wundern, da Unter-New-York der Alten Welt unter den New-Yorker Stadttheilen am nächsten liegt, da es der älteste derselben ist, der von den Holländern bereits im Jahre 1614 — also volle hundert Jahre vor St. Petersburg — angelegt wurde, und da endlich der beständige starke Strom der Einwanderer aus Europa hier in Amerika einmündet. Auf der äußersten Südspitze von Manhattan stand ja einst die holländische Festung Neu-Amsterdam — der erste Keim der Weltstadt —, und heute erhebt sich daselbst die große hölzerne Einwandererhalle, die wir bereits von der Wasserseite aus erblickten, und die man Castlegarden nennt.

Wall Street, William Street und Exchange Street enthalten als die tonangebenden Straßen Unter-New-Yorks die Hauptquartiere der amerikanischen Finanz- und Börsengroßen, und in dem unteren Broadway, sowie in der sogenannten Bowery — der Hauptstraße des deutschen Viertels — pulsirt das Handels- und Verkehrsleben gewaltiger und bunter als irgendwo sonst in der Neuen Welt, wenn auch nicht gerade gewaltiger und bunter als in den entsprechenden Straßen der Londoner City.

Der gesammte äußere Saum des fraglichen Stadttheiles, — an dem East-River und North-River — ist natürlich ebenso wie die Wasserseite aller anderen Stadttheile Hafenviertel, und derselbe ist infolgedessen ganz aus jenen provisorischen hölzernen Piers, Fährhallen und Landungsvorrichtungen zusammengesetzt, wie wir sie bereits bei unserer Ankunft kennen gelernt haben. Gilt ja doch von New-York mehr als von irgend einer anderen amerikanischen Stadt das Wort des alten Thales: „Alles ist aus dem Wasser entsprungen!" Im übrigen aber sind die Häuser der Unterstadt ausnahmslos Steinbauten, und zwar vorwiegend ziemlich schlichte Ziegelbauten, abgesehen nur von einer größeren Anzahl von Geschäftspalästen, welche die allgemeinere Aufmerksamkeit auf sich ziehen wollen. Man sieht, daß hier Alles mehr auf das Gelderraffen berechnet ist, als auf das Prunken mit Geld oder auf den behaglichen Lebensgenuß.

Was die Bewohner von Unter-New-York betrifft, so sind dieselben zu einem großen Bruchtheile, ja wohl zur großen Hälfte, Iren und Deutsche, die ersteren besonders in den Straßen am Hafen, die letzteren in den eigentlichen Geschäftsstraßen — ziemlich streng entsprechend ihrer wirthschaftlichen Funktion. Unter den Deutschen spielen selbstverständlich die orientalischen Deutschen, mit den Namen Cohn, Levy, Rosenberg, Lilienthal 2c. eine hervorragende Rolle, und scharfgeschnittene Adlernasen erblickt man deshalb in dieser Gegend in den „Cars" der „Elevated" ebensowie in den Verkaufsläden und Geschäftsräumen auffallend häufig.

An dem äußersten Südende Unter-New-Yorks, wo einst der erste Keim der Weltstadt lag, und wo heute die vier im allgemeinen mit einander parallel laufenden Hochbahnen in einer großen Hauptstation — der Battery-Station — zusammentreffen, verlassen wir den Eisenbahnwagen, um eine erste größere Fußwanderung durch die Stadt anzutreten.

Indem wir hinabsteigen auf die ebene Erde, haben wir an diesem Konvergenzpunkte des weltstädtischen Verkehrs na-

türlich wieder ein überaus interessantes Bild zu betrachten. Zug auf Zug braust herein, Minute auf Minute, und ein ununterbrochener Menschenstrom ergießt sich von der Station die Treppen hinunter auf die Straßen. Unten aber scheint es für die Neuankommenden kaum noch Raum zu geben. Dort jagen auf den Verlängerungen des Broadway und der Bowery — die im Grunde genommen ebenfalls hier zusammenlaufen, um in die nach Staten-Island und Brooklyn hinüberführenden Fähren einzumünden — Hunderte von „Hacks" (Droschken), „Horsecars" (Pferdebahnen), Omnibussen und Lastwagen einher, in ganz verschiedenen Bahnen und in ganz beliebigem Tempo, so wie es die freie Konkurrenz eben erlaubt. Der echte Yankee muß an dem Schauspiele seine helle Freude haben. Uns Europäern ist es wieder ein wenig zu wild, es zeigt uns wieder nichts als den rücksichtslosen Kampf ums Dasein und um die ersten und rohesten Grundlagen des Lebens — wieder Jugend ohne viel Tugend. Nach irgendwelchen höheren und schöneren Blüthen einer durchgereiften gesellschaftlichen Organisation blicken wir uns auch hier vergebens um. Die „Elevated" erscheint so häßlich wie irgendwo sonst, und das Straßenpflaster und sein Schmutz ist noch schlimmer als an anderen Orten. Daß sich in dem Schauspiele eine riesige Kraft und Energie offenbart, können wir aber natürlich nicht leugnen. Wer weiß, was noch werden mag! heißt es wie in dem Schubert'schen Frühlingsliede.

Indem wir hinunter schreiten nach dem Ufer, oder vielmehr, von dem allgemeinen Hasten und Rasen mit erfaßt, hinunter fliehen, um — in anderer Richtung als wir es früher thaten — hinauszublicken auf die Bai und uns an der blauen Wasserfläche und an den majestätisch auf ihr dahingleitenden Fahrzeugen zu laben, möchten wir uns allerdings beinahe eines Besseren belehren lassen. Wir gewahren da hübsche Baum- und Strauchanlagen — die freundliche Umgebung von Castlegarden, die uns auch den Namen erklärt —, und die ganze Gegend zwischen den Anlagen und dem Ufer

ist mit prächtigen Granit- und Cementplatten belegt. Das ist der Anfang einer stolzen Quai-Anlage, wie sie einer Weltstadt unbedingt zu hoher Zierde gereichen muß. Wie schade, daß es eben nur ein Anfang ist! Und wie schade vor allen Dingen, daß auch diese Anlage bei näherer Besichtigung deutliche Spuren grober Vernachlässigung zeigt; die Platten sind vielfach zersprungen, und sie zeigen an verschiedenen Stellen Klüfte, in denen man füglich Hals und Beine brechen könnte, um so mehr, als die nächtliche Beleuchtung New-Yorks, trotz der vielfachen Verwendung elektrischer Flammen in den Paradestraßen und auf den Paradeplätzen, mancherlei zu wünschen übrig läßt. Doch was kommt darauf an in der Neuen Welt! „Survival of the fittest!" „Stürze, was stürzen will!" ist die allgemeine Losung. Hat man nicht behauptet, daß in Amerika kein Ding wohlfeiler sei, als das Menschenleben? Und müssen sich die neuen Ankömmlinge aus Europa daran nicht gleich von vornherein gewöhnen? Daß die groben Schäden der Steinplatten an einem solchen Glanzpunkte dem städtischen Gemeinwesen und seiner Organisation nicht zur Ehre gereichen, ist wohl sicher. Fast scheint es ja, als wolle Das, was schön und groß angelegt ist, auch wieder verfallen und wieder dem Chaos Platz machen. Freilich hat man auch hier zu bedenken, daß die neuweltlichen Wetterhexen den Vätern der Stadt ihr fürsorgliches Walten arg erschweren.

Ein einziger Bau ist schön und stattlich in der Nachbarschaft von Castlegarden, wenn auch nicht gerade bedeutend. Es ist dies das „United States Barge Office", eine Dependenz des New-Yorker Hauptzollamts, von dem aus die Zollbeamten der Vereinigten Staaten den Handel und Wandel auf der Bai und ganz besonders die Einfuhr der Waaren aus der Alten Welt sowie die Einwanderung mit der bekannten Sorgsamkeit und Strenge überwachen. Fremde Bücher und Zeitungen sollen ja die Bürger des großen Freistaates so wenig als möglich lesen, und fremde Industrie- und Kunstartikel sollen sie so wenig als möglich konsumiren.

Das fragliche Gebäude, das aus hellfarbigem Syenit im byzantinischen Style aufgeführt ist, repräsentirt die Centralgewalt der Vereinigten Staaten, und es bringt den Geist dieser Centralgewalt bis zum gewissen Grade ganz gut zum Ausdruck. Ohne Zweifel muß uns dieselbe viel mehr Achtung einflößen als die städtische Centralgewalt, wenngleich wir auch ihr auf unseren ferneren Schritten durch das Gebiet, über dem sie waltet, manche Schwäche anmerken werden.

Was uns sonst auffällt, indem wir uns in der nächsten Nachbarschaft von Battery Station und Castlegarden umschauen, das sind die Aufschriften: „Deutsches Konsulat", „Agentur des Norddeutschen Lloyd," „Agentur der Cunardlinie" 2c. auf im übrigen vollkommen anspruchslosen Häusern, die zu dem Zwecke, dem sie dienen, meist wohl bloß gemiethet sind. Auch diese Inschriften verrathen die enge Anlehnung der Unterstadt an Europa. Und dasselbe ist auch der Fall mit den Aufschriften „Deutsches Gasthaus", „Billiges Nachtlager für Fremde", „Lagerbier" 2c., die uns von anderen Häusern, die noch anspruchsloser ausschauen, entgegenwinken.

Es muß auf den deutschen Einwanderer, der in Castlegarden gelandet worden ist, wohl sehr ermuthigend wirken, dergleichen Aufschriften in den geliebten deutschen Lettern sogleich zu erblicken, sobald er aus der Halle ins Freie tritt. Da sieht ja die Neue Welt recht vertraulich aus und gar nicht so gewaltig fremdartig, wie man daheim gesagt hat. Und doch, wenn er genauer hinschaut, so findet er wohl schon hier bald des Fremdartigen genug. Neben den deutschen Lettern erscheinen auf den Firmenschildern in erdrückender Mehrheit die englischen, das „Lagerbier" verwandelt sich auf den meisten derselben in „Lager Beer", und neben demselben erscheint sein gefährlicher Rival — der „Whisky". Und betritt der neue Ankömmling sodann eine der Tavernen oder eins der Gasthäuser, um ein Glas von dem gewohnten deutschen Tranke zu versuchen, so merkt er alsbald auch an dem Maße und an dem Preise sowie vielleicht auch an dem Geschmacke, daß

er in einer anderen Welt ist. Das Bier hat sich zwar in den letzten Jahren auch Amerika vollkommen erobert, es hat sich aber dabei die lächerlichste Verstümmelung seines Namens gefallen lassen müssen, und es hat sich ebenso gefallen lassen müssen, daß man es vielfach verfälscht und verdorben hat in seinem Wesen.

Wandern wir zurück in das Innere des New-Yorker Geschäftsviertels, so gelangen wir durch eine Reihe von engen Gassen, die von gleichgültigen Häusern eingerahmt sind, in denen aber ein überaus reges Leben herrscht, und in denen uniformirte Briefträger und Telegraphenboten sowie nicht-uniformirte Geschäftsleute der verschiedensten Kategorien eilig hin- und herlaufen, nach Wall Street, der berühmten Goldstraße der „Empire City". Wir tauschen in einem ihrer Bankhäuser eine altweltliche Anweisung in neuweltliche Dollarnoten um, und bestreben uns zugleich, auch von diesem Punkte New-Yorks ein allgemeines Charakterbild mit fortzutragen. Hohe und solide Gebäude gewahren wir daselbst genug, das höchste und solideste — das Drexel Building — bemerkenswertherweise nach einem Deutschen bezeichnet. Länger und stärker wird unser Blick aber nur gefesselt von dem „Treasury Building", das mit seiner breiten Marmortreppe und seinen mächtigen dorischen Marmorsäulen fast wie ein altgriechischer Tempel aussieht. Wie schade, so denken wir unwillkürlich, daß auch dieser Tempel — gemäß dem despotischen Willen, der sich nun einmal bei der Anlage der neuweltlichen Städte überall geltend gemacht hat — mit hinein gezwungen worden ist in die allgemeine Reihe, und daß ihm nicht ein klein wenig mehr Raum gegönnt worden ist als den anderen Häusern. Natürlich ist der Tempel dem goldenen Kalbe geweiht — wie könnte das in Wall Street anders sein! — und in seinem Innern liegen, wie wir uns später durch den Augenschein überzeugen können, 80 Millionen Dollars in gemünztem und ungemünztem Golde und 35 weitere Millionen in Silber wohl verwahrt, mehr als zur Zeit in irgend einem anderen

Bankhause der Erde, wie uns der Schatzmeister, der über den „ungerechten Mammon" zu wachen hat, versichert. Da das Treasury Building gleich dem früher erwähnten Barge-Office in der Battery ein Gebäude ist, das von der Centralregierung der Vereinigten Staaten aufgeführt worden ist, so muß dasselbe unsere Ueberzeugung, daß es um die Organisation und Verwaltung des Gesammtstaates besser bestellt sei, als um die Organisation und Verwaltung des städtischen Gemeinwesens der Empire City, nur noch mehr befestigen.

Vor der Treasury hält das Standbild Washingtons Wache, vielleicht das schönste von all den Hunderten von Standbildern, die man dem Führer in dem Befreiungskampfe gegen die Engländer sowie dem ersten Oberhaupte des Staates in den verschiedenen Städten der Union errichtet hat. Wir haben nur auch hier wieder ein „leider" hinzuzusetzen — wie bei so vielen Dingen in der Neuen Welt — leider auf viel zu niedrigem Postamente und viel zu sehr gedrängt von seiner Umgebung. Daß Washington an dieser Stelle als Präsident inaugurirt wurde, ist uns nicht Grund genug dafür, daß man ihm gerade hier sein größtes New-Yorker Standbild errichtete, da nun einmal der Raum es durchaus nicht gestatten wollte, und unserer Meinung nach würde sich dasselbe entschieden viel besser ausnehmen und viel mehr zur Geltung kommen in den Promenadenanlagen von Castlegarden, wo es ja auch zugleich als Sinnbild der amerikanischen Freiheit die neuen Ankömmlinge aus der Alten Welt begrüßen könnte.*)

Was das niedrige Postament des Washington-Standbildes betrifft, so ist es bekanntlich in Republiken üblich, große Männer nicht zu hoch steigen zu lassen, und wenn Washington noch lebte, so würde es trotz seiner hohen Verdienste um die Union mehr als zweifelhaft sein, ob man mit ihm eine Ausnahme machen würde. Bismarck- und Cäsar-Figuren

*) Mittlerweile ist zu diesem Zwecke auf Bedloes-Island, inmitten der New-York-Bai, die aus Frankreich gekommene Leuchtthurm-Statue „Die Freiheit, die Welt erleuchtend" aufgerichtet worden.

verträgt die durch und durch demokratische nordamerikanische Republik nicht — nur Eisenbahnkönige, Millionäre und „Tammany-Bosses“. Bezüglich des todten Washington aber würden die Amerikaner ohne Zweifel sehr geneigt sein, eine Ausnahme zu gestatten. Ihn haben Sie zum Halbgott erhoben, von ihm verehren sie jede Reliquie, von ihm zeigen sie einen jeden Stein, auf dem er einmal gestanden, ihm haben sie in ihrer nach ihm benannten Bundeshauptstadt den höchsten Bau der Welt errichtet, einen Obelisken, der höher ist als die Cheopspyramide, und den nur böse Spötter als den „höchsten Schornstein der Erde“ sowie als das geschmackloseste Monument, das jemals einem großen Manne errichtet worden ist, bezeichnen. Sie würden dem todten Manne also wohl gern auch vor der New-Yorker Treasury ein höheres Postament bewilligt haben, und es ist eben lediglich der ungünstige Standpunkt, der nichts weiter dulden will als einen einfachen Denkstein, den man verantwortlich zu machen hat.

Ein weiterer Prachtbau von Wall Street, der dem Schatzamtsgebäude schräg gegenübersteht, ist das granitne Hauptzollamt, gleich jenem eine architektonische Hauptzierde der New-Yorker Unterstadt, die diese wieder der Staatsregierung zu verdanken hat.

Von den zahlreichen Börsen, an denen wir in der nahen Nachbarschaft von Wall Street vorbei kommen, und die uns die weitgehende Theilung der Arbeit im New-Yorker Welthandel bekunden — der Produktenbörse, der Baumwollenbörse, der Effektenbörse 2c. — ist die erstgenannte die weitaus imposanteste. Sie scheint einem venetianischen Palaste nachgebildet, da ihre Dimensionen für ihren Styl aber viel zu kolossal sind, so läßt uns auch dieser Bau, den die New-Yorker Kornjuden geschaffen haben, kalt und gleichgültig. Das Treiben in ihrem Innern zeigt uns aber all die wilde Leidenschaft und Energie, die sich gerade in diesem Hauptzweige des New-Yorker Handels geltend macht, auf das deutlichste.

Der Menschenstrudel in den Straßen ist kaum an einem

Punkte Unter-New-Yorks so gewaltig wie da, wo Wall Street und Broadway zusammenstoßen. Hier könnte man stundenlang stehen und staunen und darüber nachsinnen, was die beständig herauf- und herabwogenden Menschenströme wohl zu bedeuten haben, wenn man nicht selbst rasch mit fortgerissen würde von ihnen, und wenn man nicht durch Rippenstöße von allen Seiten rasch genug daran erinnert würde, daß zum Stehen und Staunen und Sinnen hier nicht der Ort und die Zeit ist.

Und doch gerade hier befindet sich ein Bild des tiefsten Friedens mitten im heißesten Kampfe — ein Kirchhof voller Grabsteine. An Trinity Church und Trinity Churchyard bricht sich die wilde Brandung wie an einem Felsen. Verräth uns die Thatsache, daß die Schläfer unter dem Rasen auch an diesem Punkte niemals gestört worden sind, nicht wieder die ungeheure Macht der Kirche in der Neuen Welt! Würde dieselbe wohl in der Alten Welt in ähnlich wirksamer Weise ihr Schirmer- und Schützeramt und ihre Konservirungskraft geltend machen können? Denn daß die Dollarjäger die Todten aus Pietät schlafen lassen, kann man nicht gut glauben. Sie eilen ohne jede Gefühlsregung an den Gräbern vorbei, und sie würden sich den theuren Grund und Boden wohl gar gern in anderer Weise zu nutze machen.

Eine ähnliche Hochfluth des Menschentreibens wie an dem letztgenannten Straßenkreuzungspunkte bemerken wir auch, wo sich Fulton Street, Barclay Street und Frankfort Street mit Broadway vereinigen, die ersteren beiden nach Hauptfähren am North- und Eastriver führend, die letztere dagegen nach der Brooklyn-Brücke.

Dort befindet sich so recht an seinem Orte die Hauptverkehrsanstalt New-Yorks, das General Post Office — das größte Postgebäude der Welt, wie einem jeder New-Yorker mit begreiflichem Selbstgefühle betonen wird —, und nicht fern davon, am Broadway, das Verwaltungsgebäude des Western-Union-Telegraphen, beides in die Augen stechende Riesen-

bauten, und ihrem Zwecke wohl vortrefflich dienend. Als baukünstlerische Leistungen vermögen wir aber das eine so wenig zu bewundern wie das andere. Das genannte Haupttelegraphenamt der Neuen Welt, das dem bekannten Jay Gould in viel wirksamerer und zuverlässigerer Weise wie seine halb bankerotte Südpacific-Bahn als große Dollar-Erraffungs-Maschine dient, ist ein gewöhnlicher Reklamebau, wie es deren in New-York so viele gibt. Das Post Office dagegen, das wieder ein Regierungsgebäude ist, da die Post auch in Amerika ausnahmsweise der staatlichen Gemeinwirthschaft untersteht, und nicht wie die Telegraphen und Eisenbahnen der Privatwirthschaft einzelner Millionäre, leidet gleich der Washington-Statue vor der Treasury sehr an der Enge des Raumes. Es sieht für einen Monumentalbau viel zu kompakt und plump aus, und es erinnert durch seinen Styl mehr an einen New-Yorker Kornelevator als an die stolzen Washingtoner Regierungspaläste, die sich so gewaltig entwickeln und breit machen dürfen. Daß der Pulsschlag des neuweltlichen Verkehrslebens in den beiden Gebäuden stärker und fieberhafter ist als irgendwo sonst, versteht sich von selbst. Das gleichzeitige Ticken der hundert Morse-Telegraphen im Gebäude der „Western Union", deren Drähte rastlos hinüber spielen nach London und nach Liverpool so gut wie nach San-Francisko und nach Mexiko, kann uns fast an den Lärm der Webstühle einer Baumwollenfabrik gemahnen, und in dem Postgebäude sind nicht weniger als ein Dutzend Fahrstühle und wohl kaum weniger als tausend Hände unaufhörlich damit beschäftigt, die Briefe und Packete zu bewältigen, welche Stunde für Stunde daselbst einlaufen, und deren Zahl sich an gewissen Tagen auf mehr als eine Million beläuft.

Unmittelbar an das Postgebäude stößt im Norden der City-Hall-Park, der einem mit seinen Baumanlagen fast wie eine Oase in der Wüste erscheint. Hier kann man ein wenig stillstehen und ausruhen von seiner erschöpfenden Wanderung, und hier kann man die City Hall, oder wie wir sagen würden,

das New-Yorker Rathhaus, wo das jeweilige Stadthaupt, der Mayor, seine Amtsstube hat, und wo die Aldermen ihre nicht sehr wohl berufenen Rathsversammlungen halten, so recht mit Muße betrachten, um sich daran zugleich wieder ein wenig zu erquicken. Der Bau datirt aus dem Anfange des Jahrhunderts, und derselbe erinnert durch seine edle Einfachheit und Strenge an jene gute alte Zeit, wo die Aspirationen der Weltstadt noch nicht so hohe und ungemessene waren wie heute, und wo man von der unruhigen Effekthascherei der Gegenwart noch nicht so viel verspürte. In seinem Innern zeigt man uns eine Menge von Washington-Reliquien — Stühle, auf denen er gesessen, Pulte, an denen er geschrieben ꝛc. —, die wir natürlich mit gebührender Reverenz betrachten.

Das neue Court House, der unmittelbare Nachbar der City Hall, ist noch nicht vollendet. Flossen ja doch die zwölf Millionen Dollars, die der Bau bereits verschlungen hat, zum allergrößten Theile in die Taschen der Mitglieder des „Tammany-Rings“, der noch heute mächtig genug über der Metropole waltet, und dem es noch immer gelingt, derselben einen Theil ihrer „Väter“ aufzuzwingen — trotz allen Lärmes der gegnerischen Presse, und trotzdem daß seine Betrügereien in Aller Munde sind! Was sollen wir da mehr bewundern an dem unfertigen und unbedeutenden Gebäude? Die schamlose Ausbeutung des Stadtsäckels durch eine eigens zu diesem Zwecke begründete Gesellschaft, die merkwürdige Einflußlosigkeit der Presse in dem demokratischen Freistaate, oder die beneidenswerthe Geduld und den Stumpfsinn der neuweltlichen Spießbürger?

Da das „business“ und das „money-making“ in dem New-Yorker Geschäftsviertel vielfach in nichts weniger als ehrlicher Weise betrieben wird, und da außer den Schurken des Tammany-Rings noch mancher andere Schurke daselbst lebt und seinem Gewerbe nachgeht, so müssen wir wohl auch das Stadtgefängniß — die „Tombs“, die „Gräber“ — noch

als ein wesentliches Hauptgebäude dieses Viertels bezeichnen. Der ausgedehnte Bau ist im ägyptischen Style aufgeführt, der dem jungen Amerika unter den reinen und konsequenten Stylarten ganz besonders wahlverwandt zu sein scheint, und derselbe läßt uns schon durch sein düsteres Aeußere seine Bestimmung ahnen, ähnlich wie das Londoner Newgate-Gefängniß. Wir haben angesichts desselben eigentlich nur zu bedauern, daß es in der Neuen Welt noch viel besser als in der Alten gerade den größten Dieben sehr regelmäßig gelingt, dem Begrabenwerden in den Kerkermauern zu entgehen.

Auch die Gebäude der Hauptpreßorgane stehen mit vollem Rechte noch in der New-Yorker Unterstadt, und zwar zumeist um die herzlich unbedeutende Franklin-Statue an dem Printinghouse-Square. Nicht bloß haben sie hier die Telegraphendrähte der „Western Union" und das Post Office, sowie auch die Centralstation der „Elevated" und die Piers der wichtigsten Dampfschiffahrts- und Eisenbahngesellschaften in ihrer nächsten Nähe, um sich ihr Material an Neuigkeiten so rasch und bequem als nur möglich zu verschaffen, sondern die gesammte amerikanische Presse ist ja zugleich auch viel enger als die europäische mit dem Geschäftsleben liirt. Man mustere nur die Anlage eines New-Yorker Zeitungsblattes, wo man niemals eine redaktionelle Textseite findet, der nicht eine mit allerlei Ankündigungen bedruckte Rückseite entspricht, und man suche sodann zu unterscheiden zwischen Reklameartikeln und Artikeln einer unbestochenen, freien Feder in denselben. Ist das nicht ein Ding vollkommener Unmöglichkeit? Die Anlehnung der neuweltlichen Presse an die reine Wissenschaft und reine Kunst ist eine überaus lockere und lose, ihre Anlehnung an die Spekulation und das Geschäftsleben dagegen eine überaus intime und feste. Sollen wir wünschen, daß sich die europäische Presse, bei der es bisher umgekehrt war, in dieser Beziehung amerikanisire?

Was die einzelnen Bauten der verschiedenen Hauptzeitungen betrifft, so sind darunter am auffälligsten die der

„New = York Tribune“ und des „New = York Herald“. Ihre Architektur ist aber ebenso öde wie der Inhalt ihrer Blätter. Das Tribune = Building mit seinem hohen, steifen Thurme kommt uns vor wie ein hochbeiniger Storch; es ist ein häßlicher Reklamebau ganz wie die meisten anderen Geschäftspaläste der New=Yorker Unterstadt.

5.

Mittel - New - York.

Eine scharfe Grenze zwischen Unter=New=York und Mittel= New = York zu ziehen, so wie wir sie ziehen können zwischen der Londoner City und dem Londoner Westend, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Die Stadt ist dazu viel zu sehr aus dem Ganzen entstanden und gewachsen, ganz anders als die europäischen Hauptstädte. Wir können nur sagen, daß das erstere dort aufhört und das letztere da beginnt, wo das gesammte Leben und Treiben der Weltstadt allmälig in ruhigere Bahnen einlenkt, wo Alles mehr auf das Leben und Lebenlassen berechnet ist, als auf das Erdrücken und Erdrücktwerden, wo die Häuser im wahnwitzigen Reklamestyle zum Theil Häusern von besserem Geschmacke Platz machen, wo die hervorragenderen Bauten nicht dem „business“, sondern dem mehr oder minder behaglichen Wohnen, der Geselligkeit, der Kunst, der Wissenschaft, der Religion gewidmet sind, wo sich um die Häuser vielfach freundliche Gärtchen und Baumreihen herumziehen, wo an ihren Wänden grüne Schlingpflanzen emporranken, wo die Straßen öfters unterbrochen sind von öffentlichen Parkanlagen und Squares, wo aber zugleich auch ihre monotone, ermüdende und geistlose Geradlinigkeit und Numerirung ihren Anfang nimmt.

Auf der East=River=Seite beginnt die Mittelstadt früher als auf der North=River=Seite — wieder ein deutlicher Beweis dafür, wie vollständig das gesammte Geschäftsleben New=

Yorks von dem Wasser abhängig ist. Der North-River ist eben die bei weitem wichtigere der beiden Wasserstraßen, so weit es sich um den New-Yorker Weltverkehr handelt. Am richtigsten dürfte man die Grenze vielleicht in der Nachbarschaft von Washington Square und Greenwich Avenue ziehen.

Daß in Mittel-New-York gar kein Geschäftsleben mehr herrsche, und daß daselbst gar keine Dollarjagd mehr getrieben werde, wollen wir natürlich nicht behaupten. Auf dem Broadway, auf der Dritten und Sechsten Avenue, und auf der Vierzehnten und Dreiundzwanzigsten Straße geht es noch bunt genug zu, und das Stewart'sche Kaufhaus, das Haus des Juwelen- und Kunsthändlers Tiffany, der Universalbazar Macy's und die Möbelhalle Pottier's und Stymus', die sich in dem Viertel befinden, gehören sogar zu den gewaltigsten Geschäftspalästen, die New-York überhaupt aufzuweisen hat. Aber im allgemeinen geht doch Alles mehr in das Kleine, man treibt fast ausschließlich Détailhandel, und man bewegt nicht mehr auf einmal Hunderttausende und Millionen, sondern nur noch einzelne Dollars und häufig sogar nur noch einzelne Cents.

Sehr bezeichnend für die Geschäftsstraßen Mittel-New-Yorks ist es, daß in denselben weit mehr Frauen hin und her wandern als Männer, was in dem eigentlichen Geschäftsviertel genau umgekehrt ist. Unter-New-York könnte dem Unkundigen in seiner Frauenlosigkeit an vielen Orten als eine reine Junggesellenstadt, Mittel-New-York, während der Geschäftsstunden wenigstens, in seiner Männerlosigkeit als eine moderne Amazonenstadt erscheinen. Und während die Männer in dem Geschäftsviertel fast ohne Ausnahme und fast zu jeder Zeit Eile haben, und kaum Muße genug finden, stehend an dem Bar eines Restaurants ein Glas Whisky zu trinken oder ein paar Sandwiches zu verzehren, wandeln die Damen fast alle mit großer Gemächlichkeit einher, es kommt ihnen nicht darauf an, einer Kleinigkeit wegen oder auch nur zum Zeitvertreibe an hundert Schaufenstern stehen zu bleiben oder in ein Dutzend

Läden einzutreten, und ihren Lunch vor allen Dingen sowie ihren Thee und ihren Ice-Cream nehmen sie in aller Seelenruhe, gemüthlich mit einander plaudernd und schwatzend und oft genug stundenlang förmlich — kneipend. Was der Mann in seinem Office in der Unterstadt oder in der Börse treibt, ist „business“, was seine bessere Hälfte in den Läden der Mittelstadt treibt, „shopping“. Die amerikanische Sprache unterscheidet dies scharf und streng. Der Mann sucht „down town“ so viel als möglich Dollars zu erraffen, die Frau sucht „up town“ so viel als möglich davon wieder unter die Leute zu bringen. So verlangt es die scharf ausgesprochene Theilung der Arbeit zwischen den beiden Geschlechtern in der Neuen Welt.

Die Läden auf Broadway zeichnen sich vielfach durch eine Eleganz der Ausstattung aus, die lebhaft an diejenige der Glanzläden auf den Pariser Boulevards erinnert, die der Dritten und Sechsten Avenue dagegen sind unsystematisch vollgepfropft und mehr denjenigen der Londoner Nebenstraßen ähnlich. Natürlich ist demgemäß auch die Kundschaft verschieden. Die fashionable Damenwelt wogt selbstverständlich vorwiegend auf Broadway auf und ab, und ihres eifrigsten Zuspruches scheinen sich daselbst die Putz- und Juwelier- sowie die Blumen- und Zuckerwaaren-Läden zu erfreuen — die letzteren ein ganz besonderes Charakteristicum Mittel-New-Yorks, vollkommen entsprechend der Natur der Käuferinnen, die sich daselbst bewegen.

Der große Verkehr strahlt übrigens außer durch die Straßen, die wir genannt haben, auch noch durch eine Anzahl von Piers an dem North- und East-River, sowie durch das sogenannte „Central Depot“ nach Mittel-New-York hinein. Es sind dies aber immer wieder Ausnahmserscheinungen, und das wirkliche „business“ ebensowie der wirkliche „traffic“ ist in dem fraglichen Stadtviertel um so lokalisirter und eingeschränkter, als das Central Depot neben dem kleinen Depot der Hudsonthalbahn der einzige Bahnhof ist, in dem Schienen-

straßen von außerhalb in das eigentliche New-York einlaufen. Mit den Bahnhofspalästen der deutschen Großstädte läßt sich derselbe nicht von ferne an Schönheit vergleichen. Als die eigentlichen Receptacula der vom Lande herkommenden Güter und als die eigentlichen Bahnhofsstadtviertel dienen der Metropole Jersey City und Hoboken, jenseit des North-River, sowie Long Island City und Brooklyn, jenseit des East-River. Dadurch ist aber die Individualität der New-Yorker Mittelstadt beinahe eine noch strengere und vollkommnere als die der Londoner Weststadt. Mittel-New-York hat unbedingt als das eigentliche Wohnviertel zu gelten und zugleich auch als das Stadtviertel, wo die höchsten Blüthen der neuweltlichen Kultur sichtbar werden müssen, soweit dergleichen Blüthen bisher in New-York zur Entfaltung gelangt sind.

Daß es zwischen Wohnungen und Wohnungen in New-York einen großen Unterschied gibt, so gut wie anderswo, wird einem schon nach den ersten flüchtigen Wanderungen in den Straßen Mittel-New-Yorks klar. Ob man Dollars besitzt oder nicht, scheint in der Hauptstadt der Neuen Welt sogar noch viel maßgebender zu sein für das Quartier, das man bewohnt, als in den Hauptstädten der Alten Welt. Die Straßen, die von der New-Yorker Aristokratie bewohnt sind, unterscheiden sich von denen, in welchen der Mittelstand oder das Proletariat haust, in ihrem ganzen Habitus auf das schärfste, und wer in dieser Hinsicht an die allgemeine Gleichheit in der amerikanischen Republik glaubt, der gibt sich ohne Zweifel einer groben Täuschung hin.

Die Fünfte Avenue ist die exklusivste Aristokratenstraße, die wir auf unseren Wanderungen in der Alten und Neuen Welt überhaupt kennen gelernt haben. Da es in Amerika aber eine Geburtsaristokratie ebensowenig gibt als eine Amtsaristokratie, und da in New-York eine Geistesaristokratie höchstens in den ersten Anfängen und im Keime vorhanden ist — ganz anders als in Boston —, so kann es sich dabei natürlich im wesentlichen nur um die Geldaristokratie handeln.

Indem wir durch die genannte Avenue wandern, zeigt man uns mit einer gewissen Ehrfurcht zuerst die „Mansions“, die der dollar- und kindergesegnete Eisenbahnkönig Vanderbilt sich und seinen Söhnen und Töchtern erbaut hat, und wir erkennen willig an, daß dies in der That prächtige und elegante Häuser sind, deren sich eine solche neuweltliche Majestät nicht im geringsten zu schämen braucht. Bezüglich des prächtigsten von ihnen können wir uns freilich kaum der Meinung entschlagen, daß dasselbe doch noch ziemlich viel von dem Unter-New-Yorker Reklamestyle an sich trage. In viel reinerem und besserem Style ist ohne Zweifel das Marmorpalais des verstorbenen Schnittwaarenhändlers Stewart erbaut, das durch seine Balustradenumgebung und durch seine vornehme Isolirtheit die Exklusivität mancher New-Yorker Millionäre gewissermaßen symbolisch zum Bewußtsein zu bringen sucht. Das Astor House und die Häuser anderer Geldaristokraten fügen sich viel vollkommener der allgemeinen Häuserreihe ein, ebenso wie die Kirchen. Ob dies bei den amerikanischen Millionären, gerade so wie bei den amerikanischen Geistlichen, ganz wesentlich mit zu dem Geheimnisse ihres großen Einflusses und ihrer großen Macht gehört? Als wir gelegentlich eine große politische Prozession zu Ehren des Präsidentschaftskandidaten Blaine ansahen, sagte man uns, daß hinter den Musikbanden auch eine Anzahl Millionäre in Reih' und Glied mit ihren Markthelfern und Clerks einhermarschirten, mit einstimmend in den allgemeinen Schlachtruf. Das würde unseres Erachtens mit jener Vermuthung sehr im Einklange stehen. Oder sollte uns der angegebene Umstand bekunden, daß die neuweltlichen Emporkömmlinge ihren früheren Stand nicht in derselben Weise vergessen, wie es die altweltlichen zu thun pflegen? Daß die Paläste Vanderbilt's, Stewart's, Astor's — dieser amerikanischen Rothschilde — die prächtigsten unter allen sind, zeigt übrigens deutlich genug, wer in der Neuen Welt regiert: einmal der Handel und Verkehr und die sogenannten materiellen Interessen, die sich in den genannten

Männern gewissermaßen verkörpern, sodann aber auch der Dollar, das Geld, das nicht weniger durch sie vertreten wird. Die allgemeine Gleichheit, die man in der Neuen Welt an allen Ecken ausposaunen hört, ist im Grunde genommen doch auch dort nur eine Illusion. Die genannten Häuser sollen auch inwendig sehr prächtig sein, und dasjenige des seither verstorbenen Vanderbilt's sen. soll sogar eine gute Gemälde-Galerie enthalten. Mit dem Ankaufe und der Zusammenstellung der letzteren hat Hr. Vanderbilt einen besonderen Sachverständigen betraut, vielleicht weil er selbst von Gemälden nicht ganz so viel verstand als von Eisenbahnpapieren.

Damit die Geldleute der Fünften Avenue und ihre Söhne und Töchter auch außerhalb ihrer schönen Häuser Erquickung für ihren Leib und Geist finden können, befinden sich auf und an der Fünften Avenue in der Nähe der zahllosen Mansions auch die elegantesten Restaurants — an der Spitze Delmonico, mit seinen berühmten Zehn-Dollar-Dinners —, die besten Hôtels — das Windsor House, das Brunswick House, das Hoffmann House, das Fünfte-Avenue-Hôtel —, die vornehmsten Klubhäuser — vor allen diejenigen der Union League und des Lotos Club — und die schönsten Kirchen — St. Thomas' Church, Dr. Hall's Church, die Emanuels-Synagoge und die St. Patricks-Kathedrale.

Daß die Gotteshäuser New-Yorks unserer Meinung nach fast sämmtlich relativ unbedeutende Bauten sind, haben wir bereits betont, und wir haben uns auch über die Erklärungsgründe dieser Erscheinung Rechenschaft zu geben gesucht. Hier fügen wir noch hinzu, daß dies auch von den Kirchen der Fünften Avenue gilt, was indessen nicht ausschließt, daß manche derselben in ihrem Inneren wie in ihrem Aeußeren hohe Schönheiten entfalten. So z. B. St. Thomas' Church, die mit ihren St. Gaudens'schen Skulpturen sowie mit ihren Glasmalereien und ihren Portalen als ein wahres Schmuckkästchen

gelten muß, und in der man zugleich auch einen ganz vorzüglichen Kirchengesang hören kann.

Als wirklich stolze und hervorragende Kirchenbauten erscheinen uns aber auch in der Fünften Avenue nur die genannte Emanuels-Synagoge, in deren Vorhalle wir mit Goldschrift als Begründer und Väter derselben ausschließlich Juden von deutscher Herkunft verzeichnet finden, und die St. Patricks-Kathedrale, die dank dem organisatorischen Talente Roms im wesentlichen durch die Beiträge irischer Dienstmädchen und Arbeiter erbaut worden ist. Beide Tempel gehören zu den kostspieligsten, die New-York aufzuweisen hat — was ein Bau gekostet hat, wird einem zu seiner Charakteristik in Amerika immer in erster Linie gesagt —, und unserer Ueberzeugung nach sind es in der That die schönsten und großartigsten Kirchenbauten der gesammten Neuen Welt — die Kathedrale von Montreal nicht und diejenige von Mexiko kaum ausgenommen. Der Judentempel ist aus braunem und gelbem Sandsteine in ziemlich reinem sarazenischen Style, der Tempel der römischen Katholiken aus weißem Marmor in edelster Gothik, die uns lebhaft an diejenige des Kölner Domes erinnert, aufgeführt. Prächtigere Symbole ihrer Macht und ihres Einflusses in der Neuen Welt kann sich die „goldene Internationale" ebenso wenig wünschen, wie die „schwarze".

Was die Klubhäuser betrifft, so bieten dieselben selbstverständlich ihren Besuchern den sprichwörtlichen amerikanischen Komfort in einem non plus ultra. Dasjenige der „Union League" ist schon äußerlich ein sehr stattlicher Bau, und seine Lese- und Konversationssäle in dem Erdgeschosse sowie seine Bibliothek-, Konzert- und Restaurationssäle in den oberen Stockwerken gewährten uns, da wir uns der Gastfreundschaft des Klubs zu erfreuen hatten, den behaglichsten Aufenthalt, den wir uns überhaupt wünschen konnten. Da die Küche, wie in vielen vornehmen Privathäusern, hinauf unter das Dach des Gebäudes verwiesen worden ist, so wird man auch von Braten- und Suppengeruche in keinem der Säle belästigt, ob-

gleich man natürlich in dem Klub-Restaurant das Leckerste an kulinarischen Genüssen erhalten kann, was die Alte und die Neue Welt überhaupt darzubieten haben. In den Lesesälen kam es uns etwas absonderlich vor, daß daselbst neben den zahllosen amerikanischen und englischen Zeitungen und Zeitschriften von deutschen nur die „Deutsche Rundschau" und die Wochenausgabe der „Kölnischen Zeitung" zu finden war. Haben wir das als ein Zeichen der absoluten Selbstgenügsamkeit der neuweltlichen Kultur und des neuweltlichen Geisteslebens anzusehen? Oder als ein Zeichen ihrer Unvollkommenheit? Die breite Kluft, welche die Neue Welt von der Alten trennt, macht sich in dieser Beziehung ohne Zweifel sehr fühlbar. In der Zeit der Präsidentenwahl bildete der Union League Club natürlich eine Hochburg der Blaine-Männer, und dem neutralen Fremden mußte das Treiben in demselben deshalb auch von dem politischen Gesichtspunkte aus außerordentlich interessant sein.

Auf die New-Yorker Hôtels des Näheren zurückzukommen, haben wir nicht nöthig, da dieselben in der Fünften Avenue zwar vornehmer sind als in den anderen Straßen, und demgemäß auch im allgemeinen in einem ruhigeren Style erbaut, im übrigen aber ganz denselben Charakter tragen und ganz dasselbe Leben zeigen, wie die anderen, deren Typus wir im Gilsey House kennen gelernt haben. Von dem Prunke, der in ihnen entfaltet wird, gibt den deutlichsten Begriff das Hoffmann House, dessen Trink-Bar in der verschwenderischsten Weise mit Oelgemälden und Marmorstatuen ausgestattet ist. Natürlich haben die betreffenden Kunstwerke — wie die Bilder über den amerikanischen Bars ganz allgemein — vorzugsweise das „ewig Weibliche" zum Gegenstande, und zwar das ewig Weibliche in seiner üppigsten und verlockendsten Gestalt. Wie würde die „jeunesse dorée" der New-Yorker Aristokraten-Straße anders volle Erquickung finden können! Whisky, Cocktail und Champagner thun es ja nicht allein.

In dem äußeren Theile der Fünften Avenue, dort wo

Mittel=New=York allmälig in Ober=New=York übergeht, und wo die Straße dem Centralparke entlang läuft, finden wir übrigens noch zwei Gebäude, die auf den höheren Lebensgenuß und nebenbei zugleich auf das höhere Schaffen und Wirken im Leben berechnet sind, und die wir deshalb besonders erwähnen müssen: die Lenox = Bibliothek und das Metropolitan Museum. Das genannte Bibliothek = Gebäude macht in seiner Architektur einen recht guten Eindruck, die schwerfälligen Bestimmungen, an die seine Zugänglichkeit und Benützung geknüpft ist, geben aber keine sehr hohe Idee von der Lebhaftigkeit und dem Eifer, mit denen man in New=York wissenschaftlichen Studien nachgeht, und fast möchte es einem dabei scheinen, als sei das Institut mehr darauf berechnet, seinem reichen Stifter, nach dem es benannt ist, als Denkmal zu dienen, als darauf, in wirksamer Weise die Wissenschaft zu fördern. Der Ziegelbau des hauptstädtischen Museums erscheint äußerlich viel bescheidener und dürftiger, als man es von der stolzen Empire City erwarten sollte, in seinen Sälen enthält dasselbe aber des Schönen mancherlei, und uns alte Germanen befriedigt die Wanderung durch dieselben um so mehr, als wir gewahren, daß eine Anzahl seiner größten Zierden der Palette und dem Meißel von Landsleuten zu verdanken ist: so die Landschaften von Achenbach, Leu und Sonntag, so die Marmorstatuen von Halbig und Anderen. Und noch vollkommener wird unsere Genugthuung, da der uns befreundete Kurator der Sammlung uns erklärt, daß Deutschland in der Gegenwart der einzige Ort sei, wo man die Kunst wirklich studieren könne, und daß er selbst das Beste, was er von den ihm anvertrauten Schätzen wisse, auf deutschen Universitäten und in deutschen Kunstsammlungen erfahren habe. Einen überaus werthvollen Annex des Museums bildet übrigens die berühmte Cesnola=Sammlung von cyprischen Alterthümern.

Das man bei dem Metropolitan Museum New = Yorks die Erinnerungen an den Pariser Louvre, an den Dresdener Zwinger, an die Münchener Pinakotheken und an die

Berliner Museen daheim lassen muß, ist sicher. Dergleichen höchste und feinste Blüthen der Civilisation sucht man zunächst in der Neuen Welt noch vergebens. Kunstschätze höheren Ranges sind für Geld nicht so rasch zusammenzukaufen wie Bücherhaufen. Es ist uns aber nicht sehr zweifelhaft, daß der ungeheure Reichthum New-Yorks auch nach dieser Seite hin seine günstige Wirkung allmälig geltend machen wird. Die Galerien von Genua, Venedig und Florenz haben ja ihre großen Kostbarkeiten auch ganz wesentlich der Prachtliebe reicher Bürger zu verdanken, und an neuweltlichen Plutokraten, die dem Beispiele der florentinischen Medici folgen, wird es sicherlich nicht fehlen. Daß es an stattlichen Anfängen einer wirklichen Bildhauer- und Malerkunst in der Neuen Welt nicht fehlt, hatten wir in den Ateliers von St. Gaudens und Loop schon bei unserem ersten Aufenthalte in New-York wahrzunehmen Gelegenheit.

Von der großen Mehrzahl der Bewohner der Fünften Avenue dürfte die Lenox-Bibliothek, so aristokratisch dieselbe auch organisirt ist, unseren Beobachtungen nach ebenso wenig in Anspruch genommen werden, als das Metropolitan Museum.

Der jeunesse dorée, die in der Straße ihren Hauptsitz hat, genügt das große Oelbild in dem Bar Room des Hoffman-Hauses und das Vierspännigfahren in dem Centralparke, welch letztgenannter Sport augenblicklich in keiner altweltlichen Hauptstadt so stark in Aufnahme sein dürfte wie in New-York. In glänzenden Equipagen und schönen Pferden ist ja eine Plutokratie bekanntlich immer stark. Man darf sich also nicht wundern, wenn die „drives“ und „bridlepaths“ des Centralparks in den Nachmittagsstunden regelmäßig sehr belebt sind. Charakteristisch dürfte bei dem Leben im Parke die große Zahl fahrender Damen sein, was mit dem Emancipationsstreben der neuweltlichen Frauen sowie mit ihrem oben geschilderten Treiben beim „shopping“ offenbar in gutem Einklange steht.

Der Centralpark selbst ist eine der reizendsten Parkanlagen,

die wir kennen, und derselbe kann dreist neben die entsprechenden Parks von Paris und London gestellt werden, wenn man ihm auch an seinen Bäumen deutlich seine Jugend anmerkt. Seine Laubgänge sind auch zum Promeniren überaus einladend. Durch die Statuen von Shakespeare, Schiller, Goethe, Webster, Morse ꝛc. ist übrigens auch ein schöner Anfang damit gemacht worden, die Baum- und Rasenanlagen zu durchgeistigen, wie das in der Alten Welt eine so löbliche Sitte ist. Sehr hervorragende Leistungen sind die Bildsäulen allerdings zumeist nicht, dafür erfüllen sie aber fast alle gleichzeitig einen doppelten Zweck: einerseits dienen sie dem Manne, dem sie errichtet sind, andrerseits aber auch demjenigen, der sie auf seine Kosten hat errichten lassen, als Monumente, indem nämlich auf der einen Seite immer der Name des einen, auf der anderen aber der Name des anderen mit großen Buchstaben zu lesen ist. Manche der Denkmalserrichter, die in der Regel noch zu den Lebenden zählen, wenn sie auch alte Herren sind, erheitern sich auf diese Weise ihren Lebensabend, und den Stifter der Websterstatue beispielsweise — ehemals ein Stallknecht, jetzt ein Millionär! — kann man täglich in seiner prächtigen Equipage an seiner Statue mehrere male vorbeifahren sehen, um dieselbe mit großem Behagen von beiden Seiten zu betrachten.

Nahe bei der Lenox-Bibliothek befindet sich auch der zoologische Garten New-Yorks, der zwar nicht sehr groß ist, dafür aber den Besuchern des Parks unentgeltlich offen steht und dadurch selbstverständlich viel besser als ein allgemeines Bildungsmittel dienen kann, wie die nur gegen hohes Eintrittsgeld zugänglichen zoologischen Gärten Europas.

Außer mit dem Centralparke steht die Fünfte Avenue naturgemäß auch mit den beiden schönsten Squares der Stadt in unmittelbarer Verbindung — mit Madison Square und Washington Square, während der dritte derselben — Union Square — wenigstens nahe dabei liegt. Diese Squares sind ebenfalls mit Baumanlagen und Statuen hübsch geziert, die Statuen sind aber auch hier fast durchgängig unbedeutend und mittelmäßig,

was uns in diesem Falle beinahe eben so sehr an den darzustellenden Heroen der Neuen Welt als an den darstellenden Künstlern zu liegen schien.

Die nachbarliche Parallelstraße der Fünften Avenue im Osten ist Madison Avenue, die ebenfalls noch als eine ziemlich exklusive Patrizierstraße gelten kann. An stolzen Mansions fehlt es auch hier nicht — wir heben beispielsweise nur dasjenige des bekannten Eisenbahnkönigs Villard hervor; neben denselben treten hier aber in großer Anzahl die Pensionats- oder Boardinghäuser sowie die bereits früher erwähnten riesigen Apartmenthäuser auf, die mehr auf den wohlhabenden Mittelstand berechnet sind. In den erstgenannten Häusern, die eine sehr hervorragende Rolle in fast allen neuweltlichen Hauptstädten spielen, hausen nicht bloß männliche und weibliche Cölibatäre neben jungen Ehepaaren, sondern häufig genug auch ganze gliederreiche Familien. Fast der gesammten Bevölkerung der Neuen Welt ist ja eine gewisse Unseßhaftigkeit und ein gewisser Hang zum Nomadenleben eigenthümlich, und von der Liebe zur eigenen Scholle und zum eigenen Herde, wie sie vor allen Dingen den Deutschen und Engländern eigen ist, kann in Amerika nur selten die Rede sein. Zum Theil erklärt sich dies wohl aus dem großen „Ellbogenraume“, den die Neue Welt ihren Bewohnern bietet, zum Theil ist es aber vielleicht auch die einfache Fortsetzung jenes großen Wurfes, den man damit begonnen hat, daß man seiner Heimath in der Alten Welt für immer Lebewohl gesagt hat. Die Kinder und Kindeskinder setzen einfach weiter fort, was die Väter begonnen haben, und können nur schwer wieder zur Ruhe kommen.

Auch Kirchen und andere öffentliche Bauten gibt es auf Madison Avenue mehr als genug. Irgend eine der ersteren besonders mit Namen zu nennen, finden wir aber keine Veranlassung, und den hervorragenderen unter denselben haben wir vielfach ganz entschieden den Unter-New-Yorker Reklamestyl zum Vorwurfe zu machen. Dagegen dürfen wir nicht versäumen zu betonen, daß auf Madison Avenue der bedeutendste

Tempel der Wissenschaft steht, den New-York aufzuweisen hat, und der an Reichthum seiner Dotation sowie an Bedeutung der Harvard-Universität von Cambridge und dem Yale-College von New Haven ebenbürtig zur Seite steht. Es ist dies das Columbia-College, eine Art Polytechnikum, dessen Bergbau-Abtheilung heute vielleicht selbst die berühmte Bergakademie des altweltlichen Freiberg überstrahlen dürfte — dank dem unermeßlichen Reichthume der Neuen Welt an nutzbaren Mineralien. Sogenannte reine Wissenschaft wird zwar in dem fraglichen Tempel nicht gepredigt, sondern angewandte, wie das in der jungen Kultur Amerikas kaum anders denkbar ist, aber echte, tüchtige Wissenschaft ist es deshalb doch, und wir kamen bei unseren wiederholten Besuchen in dem College des öfteren in die Lage, die Neue Welt darum zu beneiden, daß in ihr das alte „Non scholae sed vitae discimus“ so viel entschiedenere und umfassendere Anwendung findet als bei uns daheim. Der prächtigen Gesteinssammlung, die dem Professor Newberry untersteht und die uns spezieller interessirte, mußten wir unsere vollste Bewunderung zollen, und die Sammlung fossiler Fische aus dem Steinkohlenalter, die einen Theil derselben bildet, dürfte ihresgleichen in der ganzen Welt nicht haben. Ebenso rühmt sich das College auch, im Besitze eines der größten Herbarien der Welt zu sein.

Mit der reizenden, stillen Park Avenue im Osten von Madison Avenue findet der vornehme Theil von Mittel-New-York sein Ende. Wandern wir von ihr aus in den schnurgeraden Straßen weiter ostwärts, dem East-River zu, und die Vierte, Dritte, Zweite und Erste Avenue hinauf und hinab, so werden die Häuser allmälig ärmlicher und ärmlicher, und fast ebenso ist es, wenn wir von der Fünften Avenue westwärts wandern, über Broadway hinweg nach dem North-River, in der Sechsten, Siebenten, Achten, Neunten und Zehnten Avenue und in den diese Avenuen verbindenden Querstraßen Nummer Neun bis Nummer Achtzig.

Ist die Ordnung bezüglich des Pflasters, bezüglich der

Bürgersteige, bezüglich der Straßenbezeichnung an den Laternen und bezüglich einer ganzen Menge anderer wichtiger Kleinigkeiten schon in den namhaft gemachten Glanzstraßen New-Yorks nichts weniger als musterhaft, so wird dieselbe in diesen Quartieren des unteren Mittelstandes und der Armen im Durchschnitt geradezu nachlässig und lüderlich, und der Fremde hat daselbst trotz der absoluten Geradlinigkeit und Rechtwinkligkeit der Straßenanlagen häufig genug große Schwierigkeit, seinen Weg zu finden. Natürlich wird einem das auf Kinder und Idioten berechnete System der Numerirung der Avenuen dadurch nur noch mehr zum Ueberdrusse. Obendrein ist dasselbe auch nicht einmal folgerichtig, und es gibt neben den zwölf mit Ziffern bezeichneten Avenuen auch drei mit Namen bezeichnete — eine Madison-Avenue, eine Lexington-Avenue und eine Vanderbilt-Avenue — sowie außerdem auch noch vier mit Buchstaben bezeichnete — eine A-, eine B-, eine C- und eine D-Avenue! Da loben wir uns New Orleans mit seiner Avenue des Heiligen Karl, mit seiner Terpsichore Street, seiner Melpomene Street und seiner Euterpe Street, wo sich die kleinen und großen Kinder so wenig verirren wie in New-York.

Den Hauptcharakterzug der ärmeren Quartiere New-Yorks bilden die Tenementhäuser, leichtgebaute und schmutzige Miethkasernen, deren in engen Räumen dutzendweise zusammenlebende Bewohner in ihrem Heim ein Dasein fristen, das nichts weniger als behaglich und beneidenswerth ist. Sobald irgend eine Epidemie die Metropole der Neuen Welt heimsucht, bewähren sich diese Häuser auch vielfach als wahre Pestgruben.

Im Einklange mit dem mannigfachen Elende, das in der fraglichen Gegend New-Yorks so gut oder so schlimm zu finden ist wie in den entsprechenden Theilen der europäischen Hauptstädte, finden wir in den östlichen und westlichen Theilen von Mittel-New-York auch eine große Anzahl von Wohlthätigkeitsanstalten, die ihren reichen Stiftern — meist sind es ja einzelne Privatleute, die sie ins Leben gerufen haben —

sicherlich mehr zur Ehre gereichen, als die von ihnen errichteten Marmorstatuen im Centralparke. Besonders namhaft machen wir darunter das gewaltige Bellevue-Hospital an dem East-River, das Mount-Sinai-Hospital in der Lexington-Avenue, das Rosevelt-Hospital und das Blinden-Institut in der Neunten Avenue und das New-York-Hospital in der Fünfzehnten Straße. Die Blackwells-Insel und die Wards-Insel im East-River, die man füglich beide als Anhängsel des östlichen Mittel-New-York betrachten kann, tragen ebenfalls ein großes Hospital und ein großes Zufluchtshaus, daneben aber auch ein großes Irren-Asyl, ein großes Asyl für Trunkenbolde, ein großes städtisches Arbeitshaus und ein großes Zuchthaus — die bekannte schlimme Gefolgschaft der Armuth und des Elendes.

Natürlich sind die Tenementhäuser und Hospitäler und die Asyle und Strafanstalten nicht die einzigen bemerkenswerthen Bauten des östlichen und westlichen Mittel-New-York, aber sie bestimmen doch unserer Meinung nach in ganz derselben entschiedenen Weise die Physiognomie dieser Stadttheile, wie die Mansions und Apartementhäuser, die Hôtels und Klubhäuser, die Museen und Prachtkirchen die Physiognomie der centralen Zone Mittel-New-Yorks.

Von wissenschaftlichen und Kunst-Instituten, die wir in den fraglichen Gegenden finden und zum Theil durch öfteren Besuch näher kennen lernen, nennen wir namentlich noch das Cooper-Institut, die Academy of Design, die New-Yorker Universität, die Normalschule für Frauen, das Natural History Museum und — last but not least — die Astor-Bibliothek. Das erstgenannte Institut ist eine originelle Art Fortbildungsschule für beide Geschlechter, wie sie nur Amerika aufzuweisen hat, die letztgenannte Bibliothek, eine der größten des Landes, die Stiftung eines reichen Deutsch-Amerikaners. Das Bibliothekgebäude ist stattlich und schön, im Aeußeren wie im Inneren, der Komfort für die darin Studierenden ist aber kein besonders großer und nicht von ferne mit demjenigen im Reading-Room des Britischen Museums zu London zu vergleichen.

Das neuweltliche Help-your-self mischt sich darin ziemlich bunt mit pedantischer altweltlicher Bevormundung, und die Katalogisirung läßt viel zu wünschen übrig. Die Bostoner Bibliotheken stehen in diesen Beziehungen ohne Zweifel ungleich höher.

Mehr als die genannten wissenschaftlichen und Kunst-Institute — die übrigens sämmtlich der Aristokratenzone Mittel-New-Yorks unmittelbar benachbart sind, so daß wir sie ebensogut schon bei deren Charakterisirung hätten nennen können — sind den Tenementhäusern und Wohlthätigkeitsanstalten des östlichen und westlichen Mittel-New-York große industrielle Etablissements der verschiedensten Art beigemischt: große Brauereien, Messingwerke, Eisengießereien, Coakbereitungsanstalten 2c.

Einer Art Bauten haben wir bisher zu gedenken unterlassen, weil sie weder der reinen Patrizierzone noch den reinen Plebejerzonen angehören. Es sind dies die Opern- und Schauspielhäuser, die in den altweltlichen Hauptstädten bekanntlich immer zu den Bauten allerersten und allerhöchsten Ranges zählen. Dieselben befinden sich zum größten Theile auf dem Broadway, und fast scheint es, als wollten sie durch diese ihre Lage andeuten, daß sie ähnlich wie die früher genannten Zeitungsgebäude in einer viel engeren Beziehung zu dem stehen, was „Geschäft" heißt, als es in der Regel in der Alten Welt der Fall ist. Zum Theil sind die Künstler selbst spekulative Unternehmer, die dergleichen Bauten auf ihre Kosten aufführen, um letztere dann zehnfach aus denselben wieder herauszuschlagen; so entstanden Booths Theater, Wallacks Theater 2c. Zum Theil spekuliren Andere mit der Kunst — seien es einzelne schlau berechnende Männer, die das „business" verstehen, seien es Aktiengesellschaften mit Häuptern wie Jay Gould, James Fisk 2c. —, und dadurch besitzt New-York seine „Grand Opera" ebenso wie seine „Metropolitan Opera." Daß in dieser Weise aber kaum Kunsttempel von der Art der europäischen in Paris, Dresden, Wien 2c. entstehen, begreift

man, und von den Kunstgenüssen, die darin geboten werden, ist wohl im allgemeinen kaum etwas anderes vorauszusetzen. Die „Metropolitan Opera" ist — das sagt uns jeder New-Yorker Lokalpatriot mit Stolz — das größte Opernhaus der Welt, aber kann man sich wohl in seinem Aeußeren wie in seinem Inneren ein häßlicheres Opernhaus denken? Ein würdiges Seitenstück zu der „Elevated" ist es, und wie diese ein Denkmal neuweltlichen Ungeschmacks, und man kann daraus vielleicht ersehen, daß eine gewisse Folgerichtigkeit und Harmonie in den einzelnen Charakterzügen der jungen Weltstadt vorhanden ist. Was die Vorstellungen betrifft, so herrschte in der „Metropolitan Opera" sowie in den meisten anderen Opern- und Schauspielhäusern bis vor wenigen Jahren ganz unumschränkt das bekannte amerikanische Star-System. Eine einzelne gut bezahlte, bedeutendere Theatergröße wie die Patti wurde dem Publikum vorgeführt, als ein außerordentlich wirksamer Lockvogel, und dazu gab es das denkbar elendeste Ensemble. Erst die beiden Damrosch führten mit ihren deutschen Opern eine Reform herbei, indem sie wirklich gute Ensemble-Aufführungen zu Stande brachten, die großen Beifall ernteten; ob diese Reform aber eine dauernde sein wird, ist immer noch fraglich. In der sogenannten Academy of Music, die der italienischen Oper geweiht ist, sind die Zustände keine anderen. Für dasjenige Theater, welches als ein Tempel reinerer Kunst unter den New-Yorker Theatern am höchsten stehen dürfte, haben wir unter diesen Umständen das deutsche Thalia-Theater anzusehen, einen verhältnißmäßig einfachen Bau in der Bowery, der uns also zurückführt nach Unter-New-York, und der in dessen wildem Treiben eine Ausnahmserscheinung bildet — ein meerumbrandeter Fels, ähnlich wie die Trinity-Kirche.

6.

Ober-New-York und Jersey City nebst Hoboken. — Brooklyn und Greenwood Cemetery. — Eine weitere Gesammtansicht von New-York.

Mittel-New-York ist ganz im Gegensatze zu Unter-New-York auf ältestem archaischen Felsen erbaut, auf Gneiß, Glimmerschiefer und Granit, also auf dem festesten und solidesten Baugrunde, der überhaupt denkbar ist, und der Felsen steht mitten in der Stadt häufig genug an das Tageslicht, besonders häufig aber in dem Centralparke, der diesem Umstande eine ganze Reihe seiner hübschesten Hügel und Grotten verdankt.

Genau so ist es mit Ober-New-York, wo die genannten alten Gesteinsformationen — namentlich in der nächsten Nachbarschaft des North-River oder Hudson, wie er hier allgemein genannt wird — allmälig stattlicher und stattlicher emporsteigen, und wo dieselben zuweilen Rücken und Hügel von zwanzig oder dreißig Meter Erhebung über dem Meeresspiegel bilden. Geologische Studien gewähren in dieser Gegend New-Yorks großes Vergnügen und reiche Ernte, und vor allen Dingen die Wirkungen der einstigen Gletscherbedeckung des Bodens lassen sich an vielen Punkten sehr schön beobachten.

Ober-New-York von dem vorher genannten Mittel-New-York scharf und streng zu scheiden, ist natürlich ebenso unmöglich, wie es unmöglich war, dieses letztere in bestimmter Weise von Unter-New-York abzugrenzen. Doch aber erscheint es uns zur Charakterisirung der Weltstadt im einzelnen, wie wir sie nun einmal begonnen haben, außerordentlich wünschenswerth, eine Trennung vorzunehmen, da Ober-New-York unserer Ueberzeugung nach so gut wie Mittel- und Unter-New-York seine sehr bestimmt ausgesprochene Individualität besitzt.

Während wir die Grenze zwischen Mittel- und Unter-New-York nun in der Gegend von Greenwich Avenue und Washington Square entdeckt zu haben glauben, sind wir geneigt, dieselbe zwischen Mittel- und Ober-New-York geradlinig

und apodiktisch, wie das in dem jungen Amerika einmal üblich ist, die fünfundachtzigste Straße entlang zu ziehen — vom North-River mitten durch den Centralpark hindurch zum East-River. An dem East-River stoßen wir mit der genannten Grenzlinie ziemlich genau auf die geographisch hochinteressante Stelle des Hellgate — des Höllenthores —, wo vor der berühmten Sprengung die archaischen Felsen des oberen Manhattan durch den Meeresarm hindurch und nach Long-Island hinübersetzten und gefürchtete Gezeitenstrudel hervorriefen, und wir hätten also auf diese Weise für Ober-New-York sogar zum Theil das gewonnen, was man eine geographische Naturgrenze zu nennen pflegt. Der Harlem-River, ein alter Hudsonarm, der sich von dem sogenannten North-River zum East-River hinüberzieht, und der bei dem Hellgate in den letzteren einmündet, ist viel zu seicht und versandet, als daß er auf das Kultur- und Wirthschaftsleben des fraglichen Stadttheiles einen stärkeren Einfluß ausüben könnte. Bei der achtzigsten Straße glauben wir unsere Grenze aber auch deshalb schon nicht ziehen zu dürfen, weil wir sonst die wichtigen Institute des hauptstädtischen Kunstmuseums und des Naturhistorischen Museums von Mittel-New-York ausschließen würden.

Was die Ausdehnung Ober-New-Yorks betrifft, so ist dieselbe noch bedeutend genug, da die Zahl seiner vom North-River zum East-River laufenden Querstraßen — Nummer Sechsundachtzig bis Nummer Einhundertundneunzig — immer noch über hundert beträgt, und da auch von den Avenuen keine einzige fehlt, außer der Vanderbilt-Avenue, die ihr kurzes Dasein schon angesichts des Centralbahnhofs mitten in Mittel-New-York geendigt hat.

Der materielle und geistige Inhalt entspricht freilich bei Ober-New-York dem stattlichen Umfange nur wenig.

Man könnte ja wohl auch Ober-New-York als ein Wohnviertel der Weltstadt bezeichnen, so gut wie Mittel-New-York; es wohnen in der That auch dort Leute genug — mehrere Hunderttausend. Aber es besteht doch ein gewaltiger Unter-

schied zwischen dem Wohnen in Mittel-New-York — sei es auch in dem Quartiere der Tenementhäuser und fern von den Vanderbilt-schen Palästen — und dem Wohnen in Ober-New-York. Bis zu einem gewissen Grade könnte man vielleicht behaupten: das Wohnen in Ober-New-York sei zumeist das Wohnen eines Hinterwäldlers, eines Trappers, eines Pioniers der Kultur — und das halten wir gerade für das Charakteristische in dem Wesen des dritten New-Yorker Stadttheiles.

Ober-New-York ist das unfertige New-York, es ist für die amerikanische Metropole gewissermaßen das, was für die älteren Staaten im Osten des Welttheils die Felsengebirgsterritorien sind, es ist jenes eigenthümliche Mittel- und Zwitterding zwischen Dorf und Stadt, wie wir es in der Neuen Welt immer unmittelbar an die Großstädte angeschlossen finden. Dorf und Stadt sind darin eins, wie ja Dorf und Stadt überhaupt in der Neuen Welt ganz und gar nicht in derselben strengen Weise von einander zu unterscheiden und einander gegenüber zu stellen sind, wie in der Alten Welt. Mit einem deutschen Dorfe darf man Ober-New-York also ebenso wenig vergleichen, wie mit einer deutschen Stadt.

Die Geradlinigkeit und Rechtwinkeligkeit der Straßen herrscht in Ober-New-York ebensogut, wie in Mittel-New-York, und wenn dies das untrügliche Zeichen der eleganten Weltstadt wäre, so müßten wir wohl Ober-New-York auch als solche gelten lassen. Derselbe organisatorische Geist und dieselbe despotische Gewalt, die bei der Anlage — oder wie der neuweltliche Ausdruck heißt, bei der „Auslegung" — von jenem Stadttheile maßgebend gewesen ist, ist es auch gewesen bei diesem. Und kann dies anders sein, da doch über Ober-New-York derselbe Bürgermeister waltet, wie über den anderen Stadttheilen? Und obendrein auch dieselben Aldermen? Daß die Straßenbezeichnung oder vielmehr die Straßennumerirung, in nichts von derjenigen Mittel-New-Yorks abweicht, und daß sie ganz dieselbe Geistesarmuth und zugleich auch ganz dieselbe Lüderlichkeit athmet, ist auf diese Weise

wohl selbstverständlich. Die Straßennummern sind — zum Hohn auf das einfache und praktische System — schon in der Fünften Avenue Mittel-New-Yorks lückenhaft und nachlässig genug an den Ecklaternen angeschrieben; sie sind es ganz ebenso auch in den verschiedenen Theilen Ober-New-Yorks. In allen diesen Beziehungen steht Ober-New-York streng in dem Banne der Weltstadt, und wer die Sache oberflächlich ansieht, der kann sich deshalb wohl in die Einbildung wiegen lassen, als sei der fragliche Stadttheil nichts anderes als die übrigen.

Die geradlinigen Häuserreihen in Ober-New-York zeigen aber allenthalben klaffende Lücken; neben den einzelnen Häusern und Häusergruppen nehmen absolute Felsenwüsten und Rocky Mountains en miniature einen großen Theil seines Raumes ein; die Häuser selbst sind zu einem sehr großen Theile bloße Hütten und zwar Hütten der elendesten und primitivsten Art, und dies können wir unmöglich als den Stempel einer echten Weltstadt ansehen.

Und sodann schaue man sich die Straßen und Avenuen im wirklichen Leben an, die auf der Karte so glatt und elegant aussehen! Daß dieselben in Ober-New-York fast ohne Ausnahme ungepflastert sind, würde man vielleicht ignoriren können; aber leider sind sie auch zugleich bei jedem Regenwetter kothig zum Versinken und bei jeder Trockenheit staubig zum Ersticken? In dieser Beziehung läßt sich der integrirende Bestandtheil der neuweltlichen Empire City von manchem bescheidenen deutschen Dörfchen unbedingt weit in den Schatten stellen. Und ebenso promeniren in den Straßen Ober-New-Yorks ganze Scharen von Rindern, Schweinen, Schafen, Ziegen, Gänsen und Enten herum, wieder einen Anblick gewährend, wie wir ihn in unseren altweltlichen Städten und vor allen Dingen in unseren altweltlichen Weltstädten nicht gewöhnt sind. Gewisse Scenen, die sich an das Straßenleben der animalischen Bewohner Ober-New-Yorks knüpfen, dürften uns sogar häufig genug glauben lassen, daß wir uns in einem polnischen Dörfchen befänden.

Für wirkliche Landwirthschaft ist zwar in Ober-New-York nicht viel Gelegenheit geboten, dazu ist der Boden viel zu felsig und steril — fast überall blickt ja das nackte Gestein heraus —, und auch sogar Schafe und Schweine können darauf kein besonders üppiges Dasein fristen, während an den Anbau von Getreidehalmen nicht zu denken ist. Dagegen hat man hie und da doch künstlich, und zum Theil mit großen Anstrengungen, mehr oder minder ausgedehnte Strecken zur Kultur von Handelsgewächsen zubereitet, so daß das große Stadt-Dorf wenigstens in einer beschränkten Weise an der Nahrungsversorgung der Hauptstadttheile New-Yorks theilnehmen kann. Auch Steinbrüche fehlen nicht in der unmittelbaren Nachbarschaft der Ober-New-Yorker Häuser und Hütten, und dieselben sind offenbar ebenfalls mehr als ein Kennzeichen des „platten Landes," denn als ein Kennzeichen der Weltstadt anzusehen. Und wenn man die rustiken Menschengestalten sieht, die in den roh zusammengezimmerten Holzhütten hausen, so werden einem all' die Ideen, die man mit dem Begriff einer Weltstadt zu verknüpfen gewöhnt ist, ebenfalls gründlich vertrieben. So denken wir uns die Hinterwäldler, wie sie uns Cooper schildert, nicht aber die Bürger der stolzen neuweltlichen Empire City. Es gibt also zahlreiche Momente, in welchen Ober-New-York beinahe vollkommen außerhalb des Bannes der Weltstadt steht.

In zahlreichen Aeußerlichkeiten suchen die Bewohner des Stadttheils zwar noch ziemlich energisch zu dokumentiren, daß sie zu New-York gehören; aber ihr Bemühen ist dann in der Regel nicht sehr von Erfolg gekrönt. Wir erinnern beispielsweise an die Trottoirplatten vor den Häusern, die ganz und gar den Eindruck des „second hand" machen, und bezüglich deren es meist besser wäre, sie wären gar nicht da, und der Fußpfad befände sich noch im dörflichen Naturzustande.

Daß es einzelne Gegenden in Ober-New-York gibt, in denen Alles viel städtischer aussieht, hebt unsere allgemeinen Behauptungen nicht auf, und wir haben hier nur nöthig, einer

einzelnen, besonders glänzenden Ausnahme, auf die unsere Charakteristik wenig passen will, ausdrücklich zu gedenken.

In der Nähe des North-River, wo das hohe Felsenufer desselben zu Promenade- und Parkanlagen lockte, und wo der herrliche Strom an Schönheit mit dem Rheine, der Elbe und der Donau wetteifert, scheint es der New-Yorker Plutokratie gelingen zu wollen, sich allmälig ein besonderes Villenviertel, bezw. ein eng an die Stadt angeschlossenes Villendorf aus dem allgemeinen Chaos herauszugestalten. Und ähnlich dürfte es vielleicht auch geschehen in der nächsten Nachbarschaft des Centralparkes. Zunächst geht aber auch dort noch alles pêle-mêle, und wenn man sich die Dinge an manchen Stellen nicht sehr genau ansieht und sie nicht gewissermaßen mikroskopisch untersucht, so kann man auch an diesen Stellen die Keime des Schönen zuweilen noch vollkommen übersehen. Eine großartige Anlage verspricht vor allen Dingen der Riverside-Drive zu werden — wenn er erst fertig ist. Derselbe gewährt wahrhaft entzückende Blicke auf die blaue, seenartige Wasserfläche sowie auf das gegenüberliegende Palissadenufer.

An das wahre Wesen Ober-New-Yorks wird man aber sofort wieder erinnert, sobald man in eine der Straßen einbiegt, die in den Riverside-Drive einmünden, und die die elegante Welt, welche in ihren Equipagen oder hoch zu Roß auf der schön angelegten Straße hinauf und herunter jagt, gewöhnlich als nebensächlich in dem Charakterbilde betrachtet. Dort ist es besonders in späterer Abendstunde in vielen Gegenden geradezu unheimlich, dort ist man vor Raubanfällen nicht sicher, und dort sollen vor allen Dingen in gewissen Gegenden die irischen Dynamit-Verschwörer ihr Wesen treiben. Das Land der Freiheit gestattete ja den letzteren bekanntlich bis in die neueste Zeit die Arbeiten in ihren Laboratorien und Mordwerkstätten beinahe ebenso ungehindert, wie anderen Leuten die ihrigen an irgendwelchen anderen Orten.

In der Nähe des East-River stoßen wir in Ober-New-Yorck hie und da auf größere industrielle Etablissements. An

bemerkenswerthen öffentlichen Bauten fehlt es daselbst aber fast ganz, und wir haben in dieser Richtung nur das große Nonnenkloster vom Heiligen Herzen, das sich zwischen der 126. und der 137. Straße ausdehnt, sowie das große Taubstummen-Institut namhaft zu machen — das erstgenannte Gebäude wieder ein deutliches Zeichen davon, wie rührig die Römlinge sich die amerikanische Freiheit zu nutze zu machen verstehen.

Bei High Bridge — dem schönen granitnen Aquädukte über den Harlem-River, der ein wesentlicher Bestandtheil der großen New-Yorker Wasserleitung ist — kommen wir allmälig ganz ins Freie, und auf der Brücke genießen wir ein ziemlich ausgedehntes und schönes Panorama von der nächsten Umgebung der ungeheuren Stadt, die wir in allerlei Kreuz- und Quergängen durchwandert haben.

Jersey City nebst Hoboken — das eigentliche Bahnhofsviertel New-Yorks, in dem acht bis zehn Hauptschienenstraßen zusammenlaufen — gewährt demjenigen, der sich nicht für die Spezialitäten der New-Yorker Waarenbewegung interessirt, kaum ein anderes Bild als das Hafenviertel des eigentlichen New-York. Keiner seiner Bahnhöfe ist stattlich, viele davon sind armselig, und ein dominirender Bau ist nur der Kornelevator der Eriebahn-Gesellschaft. Wir gedenken dieses Stadtviertels deshalb hier nur in ganz flüchtiger Weise.

Dagegen können wir es, wenn unsere allgemeine Charakteristik der neuweltlichen Metropole eine einigermaßen vollständige werden soll, unbedingt nicht unterlassen zum Schlusse noch eine Wanderung hinüber nach Brooklyn nebst seinen Dependenzen zu unternehmen. Als einen integrirenden Theil New-Yorks hat ja der Kultur- und Wirthschaftsgeograph auch Brooklyn trotz seiner selbständigen städtischen Verwaltung und trotz seiner bedeutenden Größe unbedingt zu betrachten.

Wir wandern also hinüber über die Riesenbrücke, die wir von dem ersten Augenblicke unserer Ankunft in der Neuen Welt an nicht aufgehört haben, als die großartigste technische

Leistung Amerikas zur Ueberwindung natürlicher Schwierigkeiten zu bewundern. Indem wir die hohen Thürme und die baumstarken Drahtseile anschauen, die den gigantischen Bau tragen, und indem wir hinunterblicken auf die Wasserfläche und auf die mächtigen Dampfer und Dreimaster, die unter der Brücke hindurch fahren, sind wir nicht wenig von Stolz erfüllt darüber, daß es ein Sohn Deutschlands war, dem Amerika dieses herrliche Werk zu verdanken hat: J. A. Roebling. Wenn man der deutschen Arbeit in den fremden Welttheilen nachspürt, so trifft man doch viel häufiger, als man es daheim glaubt, gerade an gewissen Glanzpunkten auf einen Landsmann, der seine Hand dabei im Spiele hat. Wie schade nur, daß auch die großen Söhne Deutschlands in der fremden Welt gar schnell aufhören, sich als Deutsche zu fühlen und zu bekennen! Sollte wirklich gar nichts gethan werden können, um diesem für unsere Nation so empfindlichen Uebel bis zu einem gewissen Grade abzuhelfen?

Die eigentliche Stadt Brooklyn bietet dem Besucher an Sehenswürdigkeiten nicht gerade sehr viel, und in den meisten Gegenden erscheint dieselbe einem als eine äußerst öde und monotone Agglomeration von gleichgültigen Häusern. In dieser Beziehung hat das benachbarte New-York alle Kräfte, die zum Schaffen von großen Bauten und Institutionen frei waren, augenscheinlich viel zu sehr absorbirt. Indessen besitzt Brooklyn relativ sehr stattliche und schöne städtische Regierungs- und Verwaltungspaläste, die einem um so mehr auffallen, je lebhafter man diejenigen des eigentlichen New-York im Gedächtnisse hat. Wollen einem die Marmorbauten der Brooklyner City Hall, des Brooklyner Court-Hauses und des Brooklyner Municipal Building verrathen, daß es um das Regiment und um die Administration der Stadt wesentlich besser bestellt sei, als um dasjenige der stolzen Schwester drüben über dem East-River?

Der Navy-Yard — ein Hauptkriegshafen der Vereinigten Staaten — sieht in seiner vollkommenen Entblößtheit von

großen Kriegsschiffen gar zu harmlos und unbedeutend aus, als daß wir ihm irgend welche höhere Aufmerksamkeit schenken sollten, und von den zahlreichen Kirchen, die der Stadt den Namen „City of Churches“ — „Stadt der Kirchen“ — eingetragen haben, erscheint uns ebenfalls kaum eine einzige bedeutend genug, um derselben besonders Erwähnung zu thun. Berühmt sind mehrere der letzteren indeß durch ihre Prediger, unter denen wir nur den mittlerweile verstorbenen Henry Ward Beecher nennen, der seine andächtigen Zuhörer, die gewöhnlich nach Tausenden zählten, in der Regel sehr geistreich über volkswirthschaftliche und politische Themen zu unterhalten und zu belehren pflegte — ohne Zweifel wieder echt amerikanisch und echt neuweltlich.

Wenn man Brooklyn als ein Wohnviertel New-Yorks bezeichnet hat, so ist dabei auch kaum an das Aristokratenviertel Mittel-New-Yorks zu denken. Auch die hübschesten Häuser, — und deren giebt es ja, besonders auf Clinton Avenue — erscheinen herzlich unbedeutend gegenüber den Mansions der Fünften Avenue und der Madison Avenue von Mittel-New-York. Man erkennt auch hieran, daß in Brooklyn das ganze Leben mehr ins Kleine geht, und auch in dieser Hinsicht ist die absorbirende Wirkung des eigentlichen New-York auf die wirthschaftlichen Kräfte der Gesammtstadt ganz unverkennbar. Hat man Gelegenheit, hie und da etwas tiefer in das Innere der Brooklyner Häuser hineinzuschauen, so stößt man häufig genug — auf die echteste deutsche Spießbürgerlichkeit, so wohlerhalten, wie man es in der Neuen Welt kaum erwarten sollte.

Was zieht uns also überhaupt hinüber über den East-River, und was veranlaßt uns, das ermüdende Einerlei der Brooklyner Straßen, die natürlich kaum weniger gradlinig sind als die New-Yorker, zu ertragen? Brooklyn ist vor allen Dingen die Schläferstadt New-Yorks — schon im wirklichen Sinne, denn ein großer Theil seiner Bewohner ist tagsüber drüben über dem Flusse, um dort zu arbeiten und

zu schaffen, und sucht abends in Brooklyn nichts als seine nächtliche Ruhe, einfach, weil diese in Brooklyn billiger zu haben ist — viel mehr aber noch im bildlichen Sinne: Brooklyn ist für die New-Yorker das, was für die Konstantinopolitaner Türken Skutari ist, sie bringen ihre Todten hinüber über die Brücke oder über die East-River-Fähren, damit dieselben in Greenwood Cemetery ruhen unter dem Rasen. Dem großen Kirchhofe der Weltstadt, in den auch das rührigste und rastloseste New-Yorker Geschäftsleben schließlich ausläuft, und der ohne Zweifel die erste und größte der Brooklyner Sehenswürdigkeiten ist, müssen wir wenigstens einen kurzen Besuch abstatten.

Es ist ein großartiger, herrlicher Park, den wir betreten, an Schönheit dem New-Yorker Centralpark unendlich überlegen, und er gewährt uns von seinen diluvialen Hügeln das, was wir in jenem vergebens suchen: weite, große Ausblicke. Hätten wir New-York zuerst von hier aus gesehen, so würde uns dasselbe unbedingt auch als Stadtbild überwältigt haben. Die ungeheuere Weltstadt mit all ihrem Treiben liegt zu unseren Füßen wie verklärt, die East-River-Brücke erscheint uns stolzer als je, die weite blaue Wasserfläche der Bai und des East- und North-River mit den tausend Fahrzeugen, die darauf hin- und hergleiten, oder die regungslos am Ufer liegen, lacht zu uns herauf wie immer, im fernen Hintergrunde steigen die dunklen vulkanischen Felsenwälle der Hudson-Palissaden auf, und von einzelnen Hügeln erblicken wir auch den unendlichen, offenen Ozean, bei letzterem Anblicke unwillkürlich der fernen Heimath gedenkend. Der Todten vergessen wir beinahe, so viele marmorne Grabsteine uns auch an sie mahnen wollen. Die ganze Anlage des Kirchhofs ist ja viel mehr dazu angethan, das ernste memento mori des deutschen Gottesackers und des deutschen Todtentanzes aus uns zu verscheuchen, als dasselbe in uns zu erwecken. Die auf- und absteigenden Hügel, die kleinen Seen und Teiche in den Thälern zwischen ihnen, die mannigfaltigen Baumgruppen und

Blumenbeete, und die sich hin- und herwindenden Gänge und Fahrstraßen sind gar zu reizend und lebensvoll. Ueberaus tröstlich muß ein solcher Anblick auf die Trauernden, die eins von ihren Lieben haben hineinsenken sehen in das offene Grab, sicherlich wirken, und fast möchte es uns scheinen, als sei Alles darauf berechnet, es möglichst vergessen zu lassen. Die eigenthümliche amerikanische Sitte, nicht den Namen des Verstorbenen und seinen Geburts- und Todestag auf seinen Denkstein einmeißeln zu lassen, sondern nur seine Stellung zu den anderen Familiengliedern — etwa „Dem Vater,“ „Der Mutter,“ „Unserer Anna,“ „Schwester“ u. s. w. — sichert dem Todten ebenfalls nur ein verhältnißmäßig kurzes Gedenken, und ebenso wohl auch die andere Sitte, demselben keinen Grabhügel zu errichten. Wo wir die letzteren auf Greenwood Cemetery erblicken, da können wir fast mit Sicherheit annehmen, daß wir es mit den Gräbern von Deutsch-Amerikanern, die den alten Brauch ihrer Heimath nicht aufgeben wollten, zu thun haben. Bezüglich der Anlage und Ausschmückung der Gräber genießen die einzelnen Familien ziemlich unbeschränkte amerikanische Freiheit, und auch das trägt natürlich sehr dazu bei, dem Kirchhofe mehr einen heiteren und lachenden Charakter aufzuprägen, als einen ernsten und melancholischen. Sehr merkwürdig ist es ohne Zweifel, daß bei der Anlage der amerikanischen Kirchhöfe allenthalben die freie Kurve und die Schlangenlinie waltet, in den amerikanischen Städten aber die gerade Linie und der rechte Winkel, während bei der Anlage der deutschen Kirchhöfe allenthalben die strenge gerade Linie und der genau abgemessene rechte Winkel waltet, in den deutschen Städten aber die Kurve und die Schlangenlinie. Sollte man auch aus diesem Gegensatze zwischen der Alten und der Neuen Welt gewisse Schlüsse ziehen dürfen? Rein zufällig ist doch nur wenig im Leben.

Von der Ausdehnung des Greenwood Cemetery kann man sich einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß die Gesammtlänge der Fahrstraßen, die ihn in allen denkbaren

Richtungen durchziehen, nicht weniger als 19 englische Meilen beträgt, und die Gesammtlänge der Fußpfade zwischen den Grabfeldern außerdem noch 17 Meilen. Die ganze Anlage nimmt eben ein ganzes kleines Gebirge aus sogenannten „lenticular hills“ — „linsenförmigen Hügeln“ — ein, das durch die Gletscherwirkung der nordamerikanischen Eiszeit an dem Südende von Long Island aufgeschüttet worden ist.

Eine eigenthümliche Kehrseite der schönen Medaille lernten wir kennen, indem wir, von unserem ziemlich unbezähmbaren Wissensdrange bezüglich der Umgebung New-Yorks getrieben, über Greenwood Cemetery hinaus, nach Coney Island zu wanderten, und es erscheint uns wichtig genug, noch ausdrücklich darauf hinzuweisen. Das kleine Gebirge aus Gletscherschutt, das so gänzlich mit Gräbern bedeckt ist, hat seine Hauptabdachung und seinen Hauptabfluß nach Süden zu, und nach jedem stärkeren Regen ist das dahin abfließende und dort zu Tage tretende Wasser durch und durch mit den Zersetzungsprodukten verwesender Leichen geschwängert, was sich einem in der betreffenden Zone sofort durch einen abscheulichen Geruch verräth, und was nach unserer Meinung von höchst nachtheiliger Wirkung auf die Brooklyner und New-Yorker Sanitätsverhältnisse sein muß, sobald Südwind weht.

Indem wir uns vermittelst der Hamilton-Fähre von Brooklyn wieder hinüber begeben nach dem eigentlichen New-York, ist es Nacht geworden. Tausende von Lichtern glänzen zu uns herüber, zum Theil in schönen Pyramiden und etagenförmig übereinander — am hellsten natürlich immer wieder die elektrischen Lichter der Brooklyn-Brücke —, und das Bild der Weltstadt erscheint uns jetzt ebenso märchenhaft, wie das Bild des nächtlich erleuchteten Venedig von einer Gondel auf der Lagune aus. Auch Venedig sahen wir immer am liebsten am Abend, denn auch dort zeigte uns der Tag mancherlei Schwächen, die uns den Genuß des Märchens störten, dort waren es aber Schwächen des Alters und des Verfalles, und hier dagegen sind es Schwächen der Jugend und des allzu

ungestümen Aufstrebens. Eine herrliche Blüthe des menschlichen Kultur- und Wirthschaftslebens ist eine solche Stadt doch in jedem Falle, dieser Erkenntniß können wir uns unmöglich verschließen, und vielleicht ist gerade das nächtliche Bild, das uns mehr den Glanz zeigt, der uns entzückt und den wir bewundern, während es uns die Schwächen verhüllt, die wir bemäkeln, das richtige. Stimmt es nicht auch sehr mit demjenigen überein, das wir von Greenwood Cemetery aus gesehen haben!

Wenn es gegenüber einem so gewaltigen Gemeinwesen, wie es eine Weltstadt ist, nicht eine ziemlich undankbare Aufgabe wäre, so hätten wir angesichts des schönen Bildes vielleicht nicht übel Lust, vor unserem Abschiede von New-York noch über dieses und jenes ein wenig zu moralisiren, so wie es beim Erzählen einer Fabel üblich ist. So begnügen wir uns, resumirend darauf hinzuweisen, daß unsere altweltlichen Großstädte ohne Zweifel mancherlei von dem jungen New-York lernen könnten, besonders was die Kraft und Energie betrifft, mit der man daselbst alle Dinge angreift, sowie den öffentlichen Sinn reicher Privatleute, denen die amerikanische Hauptstadt nicht bloß zahlreiche Wohlthätigkeitsanstalten, sondern auch die meisten seiner wissenschaftlichen Institute verdankt, und denen es in einer nicht sehr fernen Zukunft auch eine reiche Ausstattung mit Kunstwerken und Kunstsammlungen zu verdanken haben dürfte. Andrerseits wollen wir aber auch nicht vergessen, nochmals zu betonen, wie unendlich viel New-York zunächst von seinen altweltlichen Schwestern noch lernen könnte, besonders was die feinere und vollkommnere Organisation seiner Verwaltung und seine allseitige kulturelle Durchreifung anbetrifft. Was wir einen namhaften republikanischen Wahlredner vor der Washington-Statue an der Treasury emphatisch ausrufen hörten: „New-York sei gegenwärtig die Empire City der Welt, und es sei dazu bestimmt, dem ganzen Erdkreise Gesetze zu diktiren," das ist zunächst zum großen Theile leerer Schall, und verräth uns im

Grunde genommen vielleicht nichts anderes als den maßlosen amerikanischen Nationaldünkel, der in der republikanischen Partei seinen festesten Hort gefunden hat. Nur in materiellen Angelegenheiten hat die amerikanische Hauptstadt bereits einen sehr bedeutenden und stetig steigenden Einfluß gewonnen, und diese materiellen Angelegenheiten sind allerdings in der Welt auch für mancherlei andere die maßgebenden.

7.

Der Hudson.

Verlockende Ziele für Ausflüge bietet die Umgebung New-Yorks in großer Zahl, und wir zollen denselben unseren Tribut um so reichlicher, als das herrliche Herbstwetter mit seinem Sonnenscheine und seinen in dieser geographischen Breite noch ziemlich langen Tagen uns dabei ganz ungemein begünstigt, und als wir dabei auch fast allenthalben gemäß dem alten Grundsatze des „miscere utile dulci“ verfahren können.

Unsere Landsleute aus Unter-New-York begeben sich an Sonn- und Feiertagen — sie respektiren die angelsächsische Sonntagsfeier in Amerika nur wenig, und es ist ihnen gelungen, dieselbe bereits in einem sehr hohen Grade umzugestalten — gern vermittelst der „Elevated“ hinaus nach den Biergärten des äußeren Ober-New-York, die zum Theil ganz hübsch gelegen und natürlich in der Mehrzahl von Deutschen unterhalten sind, um sich dort von dem aufreibenden business-Treiben der Wochentage so viel als möglich zu erholen. Ober-New-York hat also wenigstens für einen Theil der Weltstadtbürger auch noch dieselbe Rolle zu spielen, welche für die Bürger der deutschen Universitätsstädte die sogenannten Bierdörfer spielen.

Wir selbst geben den näheren und ferneren Zielen der Hudson-Fahrten den Vorzug — Staten Island, Bluff Point, dem Fort Lee, den Palissaden, West Point, Newburgh rc.

Lernen wir doch durch dieselben den prächtigen Strom, den die Amerikaner als ihre größte Naturschönheit neben den Niagara-Fällen preisen, und der zugleich die natürliche Hauptstraße von der Metropole in das Binnenland bildet, von den verschiedensten Seiten kennen, und bieten sich uns dabei doch auch eine ganze Reihe anderer interessanter Einblicke in das Naturleben ebensowie in das Kultur- und Wirthschaftsleben der gesammten Neuen Welt.

Die Amerikaner sind in ihrem patriotischen Stolze sehr geneigt, den Hudson bezüglich seiner natürlichen Reize wie bezüglich seiner kulturellen Bedeutung hoch über unseren Rhein zu preisen. Der Hudson ist viel breiter als der Rhein, und seine Uferberge sind viel höher, sagen sie, und beide Thatsachen lassen sich nicht gut bestreiten, da sie uns nöthigenfalls zahlenmäßig bewiesen werden können. Ist es aber nicht eine merkwürdig materialistische Aesthetik, die in solcher Weise argumentirt? Könnte nicht vielleicht gerade darin, daß der Rhein in seiner Breite Maß hält, seine größere Schönheit liegen? Und erscheint uns nicht ein Berg von zweihundert Meter Höhe unter Umständen weit stattlicher und imposanter, als ein solcher von vierhundert Meter? Wenn wir auf dem Hudson dahinfuhren, so konnten wir uns niemals des Gedankens entschlagen, daß die zu große Ferne, in der die Uferlandschaften im allgemeinen von uns lagen, die Wirkung derselben auf unser Auge bedeutend abschwächte und beeinträchtigte. Darüber kann natürlich kein Streit herrschen, daß der Hudson ein herrlich schöner Strom ist, und wir selbst sind für seine Schönheiten viel zu sehr begeistert, als daß wir den geringsten Zweifel daran erregen möchten. Gleichzeitig sind wir aber auch dessen gewiß, daß der amerikanische Strom wenig dadurch gewinnen kann, wenn man ihn zu viel mit dem deutschen Rheine vergleicht, und wenn man ihn höher stellt als alle die anderen Ströme. Die Redensart, daß dieses oder jenes Ding in Amerika das erste seiner Gattung in der Welt sei, ist gar zu abgenutzt, und dieselbe for-

dert uns immer zu skeptischem Lächeln und zu doppelt scharfer Kritik heraus.

Nach unserer Meinung sind die Schönheiten des Hudson durchaus eigenartige, und von einem „Ueber“ oder „Unter“ dem Rhein sollte man angesichts derselben um so weniger reden, als er nur auf der kurzen Strecke zwischen West Point und Neoburgh einige entfernte Anklänge an die nicht minder eigenartige Rheinlandschaft bietet, während man ihn sonst viel besser mit einem der weicher gestalteten norwegischen Fjorde oder „Vands“ vergleichen könnte. Seiner geologischen Bildungsgeschichte nach ist dies auch nicht anders denkbar. Die Gletschermassen der Eiszeit füllten sein Bett ja bis in die jüngste geologische Vergangenheit vollkommen aus und verhinderten seine Erosions- und Transportationsarbeit bezüglich der Gesteine des Uferlandes dermaßen, daß seine Thalbildung zunächst noch in dem Zustande einer gewissen Unfertigkeit geblieben ist, und daß er im Grunde genommen noch heute nichts als eine Reihenfolge von Seen darstellt. Der Rhein ist infolge seiner anderen Bildungsgeschichte ein viel vollkommenerer, älterer und ausgebildeterer Strom — im geologischen Sinne ebenso wie im kulturgeographischen —, und infolgedessen besitzt er natürlich auch ganz andere landschaftliche Reize. Die vulkanischen Trapp-Ausbrüche der sogenannten Palissaden, die das rechte, mauergleiche Hudsonufer in der Nähe New-Yorks bilden, erinnern zudem mehr an die Sandsteinbildungen des Elbufers, als an die vulkanischen Kegelberge des rheinischen Siebengebirges, und dafür, daß die letzteren unbedingt viel malerischer sind, bieten am Hudson nur die Granitberge etwas weiter aufwärts — in der Nähe des genannten West Point — einen gewissen Ersatz.

Die Burgruinen auf unseren Rheinuferbergen schlagen die Amerikaner als Schönheitsmoment in der Landschaft natürlich nicht besonders hoch an, viele von ihnen sehen in denselben nichts als zusammenbröckelnde Steinhaufen, und für den Hauch der Götter- und Heldensage und der zweitausend-

jährigen Geschichte, der von ihnen auf uns herabweht, haben sie wenig Verständniß. Wir vermißten die Ruinen und Schlösser gar sehr auf den Hudson-Uferbergen, und gern hätten wir zweihundert Meter von der Breite des Stromes ebenso wie von der Höhe seiner Uferfelsen dafür hingegeben, wenn wir die todte Landschaft hie und da durch sie belebt gesehen hätten.

Der misanthropischen Naturschwärmer-Ansicht, als ob das Antlitz der Natur durch die Spuren des Menschendaseins unbedingt entstellt werden müßte, können wir nun einmal nicht huldigen, und ebenso wenig halten wir dieselben bei der Beurtheilung von Stromlandschaften und bei der Wirkung von Stromschönheiten auf unser Behagen für ein unwesentliches Accidens. Welche Spuren des Menschendaseins finden wir nun aber an dem Hudson an Stelle der alten Schlösser und Burgen, an Stelle der ehrwürdigen Dome und Kapellen, und an Stelle der malerischen Städte und Winzerhäuschen am Rheine? Große hölzerne Hotels, unscheinbare hölzerne Kirchen, kleine hölzerne Farmhäuser, hie und da eine roh zusammengezimmerte Fährhalle oder Eisenbahnstation, und hie und da eine gleichfalls hölzerne, wenn auch stattlichere Villa, oder eine Gruppe solcher Villas. Wirklich hervorragende und bedeutende Bauten aber fehlen in dem Hudson-Landschaftsbilde ebenso vollkommen wie in dem New-Yorker Stadtbilde. Muß uns das Alles nicht wieder ganz und gar den Eindruck des Provisorischen und des Unstäten und Nomadenhaften machen, und müssen wir darin nicht das gerade Gegentheil von jenen Symbolen stolzester Seßhaftigkeit und von jenen Symbolen des Festbegründeten und Ewigen am Rheine erblicken! Von den Rheinuferbergen schaut eine uralte, ehrfurchtgebietende Kultur auf uns herab, die weit länger als ein Jahrtausend besteht und blüht, und die doch auch heute noch lange nicht zum Zusammensinken und Dahinwelken gekommen ist, sondern die wie ein alter Baum voll Urkraft noch immer neue und jugendliche Blüthen und Sprossen treibt, aus denen neue Bäume werden, sobald man sie nur auf

günstigen Boden verpflanzt. An dem Hudsonufer gewahren wir eine blutjunge und in vielen Beziehungen noch gänzlich unfertige Kultur, und dieselbe wird uns in jedem Falle erst noch den Beweis liefern müssen, daß sie Aehnliches oder Besseres leisten und zeugen kann als die europäische Kultur geleistet und gezeugt hat. Bis jetzt hat sie das noch nicht gethan, und was uns die Hudson-Uferbauten zeigen, das können wir als nichts anderes anerkennen, als Versuche und Vorbereitungen dazu, es sind keine definitiven Schöpfungen für Jahrtausende, oder wie wir lieber sagen: keine Tempelbauten für die Ewigkeit. Eine gewaltige Fülle von Kraft und Werdelust mag sich immerhin in ihnen kundgeben.

Man könnte in der angegebenen Beziehung den Rhein vielleicht den Strom der Vergangenheit, den Hudson dagegen den Strom der Zukunft nennen; aber auch dieser Vergleich hinkt nach beiden Seiten, und der Rhein scheint uns alle Aussicht zu bieten, auch in den kommenden Jahrhunderten seine Rolle als „aller Wasser König" noch weiter fortzuspielen, während wir von dem Hudson bislang durchaus nicht behaupten können, ob er ihm jemals vollkommen gleichkommen werde.

Daß die Amerikaner übrigens unbewußt ebenfalls das Bedürfniß haben, die Hudson-Landschaften historisch und kulturell durchgeistigt und beseelt zu sehen, beweisen sie uns durch den Kultus, den sie auch hier mit Washington, mit Irving und mit anderen großen Männern treiben, deren Gedächtniß in irgend einer Weise mit dem Strome verflochten ist. Leider sind aber die Bauten, die von diesen Männern erzählen, und leider sind insbesondere die „headquarters", von denen aus der genannte amerikanische Freiheitsheld den Kampf gegen die Engländer leitete, wieder sämmtlich außerordentlich unbedeutende, und sie kommen für unser Auge von dem Hudson aus überhaupt so gut wie gar nicht in Betracht. Ebendasselbe Bedürfniß verrathen uns auch noch die modernen Märchen von

Henry Hudson und seinen Gnomen sowie von dem hundertjährigen Schlafe Rip van Winkels.

Den New-Yorker Millionären von der Art der Vanderbilts scheint es am Hudson zu ruhig und zu ernst zu sein, und statt sich Schlösser auf seinen Uferbergen zu bauen, genießen dieselben ihre Sommerfrischen lieber in Saratoga oder Newport. So sehen wir aber auch von dem großen Reichthume der neuweltlichen Metropole an dem schönen Strome eigentlich nur sehr wenig.

Was das Wasserleben auf dem Hudson betrifft, so ist dasselbe trotz der vorgerückten Jahreszeit noch ein sehr rühriges, und schwer beladene Getreidekähne, die auf dem langsam fließenden Strome von kleinen Dampfern thalwärts geschleppt werden, um ihre Lasten vermittelst der New-Yorker Elevatoren an die europäischen Seeschiffe abzugeben, begegnen uns in großer Zahl. Dieselben kommen meist von dem Erie-Kanale und von Buffalo her, und sie beweisen uns, welch unermeßliche Bedeutung diese künstliche Wasserstraße für die große Metropole hat. Datirt doch der höhere Aufschwung derselben genau aus jener Zeit, wo der Hudson durch den genannten Kanal im verkehrsgeographischen Sinne gewissermaßen zu der künstlichen Ableitung der fünf großen nordamerikanischen Binnenseen, die das ungeheure Land bis nach Chicago und Duluth hin dem Wasserverkehre öffnen, umgestaltet wurde, und ist doch New-York im Grunde genommen durch das große Werk des Governors De Witt Clinton für die Vereinigten Staaten die künstliche Lorenzstrom-Mündungsstadt geworden, ganz ähnlich wie New-Orleans die natürliche Mississippi-Mündungsstadt ist! In der Alten Welt dürfte insbesondere Deutschland allen Grund haben, auf den Erie-Kanal mit einem gewissen Neide zu blicken. Wie lange hat es daselbst gedauert, ehe man dahin gelangt ist, den Rhein-Emskanal und den Nordsee-Ostseekanal, die so auffallende Aehnlichkeit mit dem Erie-Kanale haben, ernstlich in Angriff zu nehmen! Davon, daß der Erie-Kanal durch die mit ihm konkurrirenden Eisenbahnen seine Bedeutung

verloren habe — was man uns daheim so oft versichert hat —, konnten wir auf unseren Hudsonfahrten nichts wahrnehmen. Dagegen bot die Thalgestaltung der nördlichen Alleghanies, die Clinton in genialer Weise zur Anlage des Erie-Kanals benützte, ohne Zweifel viel größere technische Schwierigkeiten, als sie das rheinische Niederland oder Holstein bieten.

Haben wir da wieder eine Erscheinung zu verzeichnen, die uns ein unwiderlegliches Zeugniß von der Jugendkraft der Neuen Welt bezüglich ihres Wirthschaftslebens abzulegen scheint, so lernen wir andererseits am Hudson außer den oben angegebenen auch noch manche andere Schwäche kennen, von denen wir nur hoffen können, daß sie mit dem fortschreitenden Wachsthume und der fortschreitenden Durchreisung der amerikanischen Kultur allmälig schwinden werden. Die Bewirthschaftung der Wälder an dem Stromufer vor allen Dingen ist nichts weniger als musterhaft, und beinahe überall ist es dem Raubbaue, der dabei getrieben worden ist, gelungen, an Stelle des ehemaligen schönen Waldkleides eine traurige Waldarmseligkeit zu schaffen, die unser Bedauern erregen muß. Nach großen, stattlichen Bäumen, die wir in den Wäldern am Rheine noch so häufig finden, schauen wir uns vergebens um, und statt einen jugendlichen Eindruck auf uns zu machen, macht die Neue Welt in dieser Hinsicht einen geradezu greisenhaften. Auch selbst der Boden, den wir mit Cotta als absoluten Waldboden bezeichnen, erscheint uns gänzlich abgewirthschaftet. Dem Dollar zuliebe, diesem an sich vollkommen werthlosen Metalle oder Papiere, hat man da wirkliche große Werthe unvorsorglich und leichtsinnig preisgegeben und zerstört. Gegenwärtig fängt man an, über die angerichteten Verwüstungen, die der Landschaft am Strome auch zugleich einen Hauptreiz nehmen, und die das Antlitz der Natur in einem hohen Grade entstellen, zu erschrecken, man ruft nach Waldschutzgesetzen und nach staatlicher Gemeinwirthschaft bezüglich der Forsten, leider dürfte dies für die Gegenden in der Nähe New-Yorks aber viel zu spät sein, denn die tausend-

jährigen Eichen, die man rücksichtslos niedergeschlagen hat, ohne auch nur eine zu schonen, wachsen nicht in Decennien wieder. Nur in den Adirondacks, an den Quellen des Hudson, die für die meisten New-Yorker in schwer erreichbarer Ferne liegen, dürfte dadurch noch manches erreicht werden können.

Die Steinbruchsthätigkeit an den Trappfelsen der Palissaden macht kaum einen besseren Eindruck, und auch sie scheint uns sehr der Aufsicht und Regelung seitens des staatlichen Gemeinwesens zu bedürfen, wenn sie nicht gemeingefährlich bleiben soll, wie sie es gegenwärtig ohne Zweifel ist, und wenn sie nicht ebenfalls ganz wesentlich mit dazu beitragen soll, die hohen natürlichen Schönheiten des Hudson-Ufers zu zerstören.

Doch nun auch der Hudson-Fahrten und Hudson-Betrachtungen genug. Der stolze Strom erzählt uns viel von einem weiten und reichen Hinterlande der Metropole, und da der amerikanische Spätherbst es so gut gestattet, müssen wir es wohl versuchen, noch ein möglichst großes Stück von demselben mit eigenen Augen zu sehen. Auf also, nach Buffalo und nach den Niagarafällen, und dann weiter in dem Lande an den Großen Seen bis nach Wisconsin, wo ja wieder Landsleute eins ihrer Hauptquartiere in der Neuen Welt aufgeschlagen haben. Sehen wir uns auch diese Gegenden bezüglich ihrer wirthschaftlichen und kulturellen Verhältnisse so genau als es uns möglich ist an, und lassen wir uns auch dort nicht bestechen von irgendwelchen vorgefaßten Meinungen, die man uns in der Alten oder in der Neuen Welt einzupflanzen versucht hat.

8.

Fahrt nach Buffalo. — Amerikanisches Eisenbahnwesen. — Charakter der Landschaft und der ländlichen Kultur.

Als Wege in das fernere Hinterland New-Yorks stehen uns außer dem Hudson-Strome und dem Erie-Kanale auch noch fünf Schienenstraßen zu Gebote, und da uns dieselben schneller als die Fluß- und Kanaldampfer an unser Ziel bringen, so wählen wir für unsere Fahrt eine von ihnen. Bietet sich uns dadurch doch auch zugleich Gelegenheit, die Leiden und Freuden des amerikanischen Eisenbahnreisens etwas näher kennen zu lernen.

Zwei der in Frage kommenden Bahnen — die Vanderbilt-sche Hudson-River-Bahn und die Westshore-Bahn — führen an dem Ost- und Westufer des Hudson aufwärts nach Albany, und dann am Mohawk weiter und hinüber nach dem Ontario- und Erie-See, sie benutzen also denselben tiefen Thaleinschnitt zwischen dem granitischen Adirondack-Gebirge und den devonischen Catskill Mountains, in dem der Erie-Kanal angelegt worden ist, um das Land an den Großen Seen und an dem Oberen Mississippi über das Appalachische Gebirgssystem hinweg mit der Küste in Verbindung zu setzen.

Die drei anderen Bahnen — die Lackawanna-Delaware-Bahn, die Erie-Bahn und die Lehigh-Valley-Bahn — überschreiten den genannten Bergwall zwischen den Catskills und den hohen carbonischen Alleghany-Rücken Pennsylvaniens dort, wo es dem Delaware und Susquehanna und ihren Zuflüssen gelungen ist, mehrere bequemere Paßübergänge — sogenannte „Gaps" — in denselben hineinzunagen. Während die Sohle des Mohawk-Hudson-Thales aber nicht höher aufsteigt, als 160 Meter über den Meeresspiegel, so liegen diese letzteren Pässe etwa 500 Meter hoch, und die Erie-, Delaware- und Lehigh-Bahn sind auf diese Weise wirkliche Gebirgsbahnen.

Zwischen den fünf genannten, mit einander konkurrirenden Schienenstraßen, die dem amerikanischen Systeme gemäß ver-

schiedenen Gesellschaften, bezw. verschiedenen Eisenbahnkönigen, angehören, ist gerade ein sogenannter Eisenbahnkrieg ausgebrochen — ein Zustand, wie er in dem neuweltlichen Verkehrsleben überaus häufig eintritt. Blut und Menschenleben kostet ein solcher Krieg zwar nicht, schlimme Wunden und große Verluste an Geld und Gut bringt er aber den Aktionären der betreffenden Bahnen nichtsdestoweniger. Das reisende und güterversendende Publikum dagegen empfindet über die allgemeine Herabsetzung der Fahrpreise und der Frachttarife, die er mit sich bringt, unverhohlene Freude, und auch wir können unmöglich darüber trauern, daß wir bei unserem Billetkaufe nur halb so tief in die Börse zu greifen brauchen, als wir es zur Zeit des Eisenbahnfriedens thun müßten.

In unserem Falle ist der Krieg hervorgerufen von der Westshore Road, die als eine der zahllosen, vollkommen überflüssigen Bahnen, welche die amerikanische Spekulation während der letzten Jahrzehnte ins Leben gerufen hat, durch die übermächtige Konkurrenz der Vanderbilt'schen Hudson-River-Bahn bankerott geworden ist, und die nun ihren siegreichen Konkurrenten so viel als möglich zu schädigen sucht, um vielleicht am Ende von demselben einfach gekauft zu werden. Sie hat ihre Tarife um volle fünfzig Prozent herabgesetzt, sie befördert ihre Passagiere für ein wahres Spottgeld nach Buffalo und Chicago sowie nach dem ferneren Westen, und Herr Vanderbilt ebenso wie die Präsidenten der anderen Bahnen haben sich wohl oder übel entschließen müssen, dasselbe zu thun. Die Frage ist nun nur, welche Gesellschaft den unbehaglichen Zustand am längsten zu ertragen und den Gegner durch ihre Operationen zum Frieden zu zwingen vermag. Sobald die eine der kriegführenden Parteien so wenig zu verlieren hat, wie die Westshore Road, und die andere Partei so finanzkräftig ist, wie die der Besitzer der Hudson-River-Bahn, so kann man in der Regel darauf rechnen, daß der Zustand monatelang andauert.

Gleich anderen Westfahrern von den Schmerzen der be-

treffenden Eisenbahn-Aktionäre ohne irgendwelche sentimentale Regung Nutzen ziehend, begeben wir uns zuerst nach der Geschäftsstelle der Westshore Road, weil wir sicher sind, daß wir die augenblicklichen niedrigsten Tarifsätze dort am besten kennen lernen. Der deutsch-jüdische Officekeeper händigt uns eine ganz hübsch ausgeführte Karte der Bahnlinie nebst einem Fahrplane ein und belehrt uns mit Hülfe derselben, daß die Bahn, welche er vertritt, sowohl die kürzeste und geradeste nach unserem Ziele sei, als auch die schönste und komfortabelste, ganz abgesehen davon, daß ihr das Verdienst zukomme, die billigen Fahrpreise nach dem Westen veranlaßt zu haben.

Uns interessirt aber der ungewohnte Handel, wir denken: Audiatur et altera pars! und deshalb wandern wir, ohne das Geschäft abzuschließen, von dem genannten Bureau hinüber nach dem nur wenige Schritte entfernten Bureau der Hudson River Road. Dort wiederholt sich ganz dasselbe Spiel. Der Beamte der Gesellschaft überreicht uns auf unser Ersuchen um Information eine hübsche Karte nebst „Time-Table" (Fahrplan), und durch dieselbe wird uns wieder unwiderleglich bewiesen, daß die Hudson-River-Linie die weitaus kürzere, bequemere und angenehmere nach dem Westen sei. Die scharfe Ecke, welche der Hudson und Mohawk bei Albany bilden, ist auf der Karte vollständig verschwunden, und fast schnurgerade führt die Bahn von New-York nach Buffalo und nach den Niagarafällen sowie weiter nach Chicago. Und nicht anders ergeht es uns in dem „Office" der Erie-Bahn, nachdem wir uns drittens noch begeben, um unsere Erfahrungen möglichst umfassend zu gestalten. Auch von dieser Linie wird uns auf unser Befragen an der besonders zu diesem Zwecke gefertigten Karte gezeigt, wie dieselbe alle Tugenden besitze, die eine Eisenbahn überhaupt besitzen kann, vor allen Dingen aber die äußerste Kürze und Geradlinigkeit.

Welche von den drei Bahnen hat uns am meisten belogen und betrogen, bleibt uns nun bloß noch zu fragen übrig, denn daß alle drei dem Publikum und uns gegenüber

bezüglich der Auskunft, die sie gewähren, Lügner und Betrüger sind, ist uns nach den gemachten Erfahrungen klar, und unsere weiteren Reisen in der Neuen Welt können nur dazu dienen, diese Thatsache weiter zu illustriren.

Die Lobredner der absolut freien Konkurrenz im Verkehrsleben in Deutschland sollten sich dieses amerikanische Bild doch etwas genauer anschauen. Zeigt uns dasselbe nicht eine hochgradige moralische Korruption? Und kann es ein guter Baum sein, der so schlechte Frucht trägt? Wir glauben es ja gern, daß auch im amerikanischen Eisenbahnwesen — sowie im amerikanischen Gesellschaftsleben überhaupt — die große Mehrzahl der Leute ehrliche und rechtschaffene sind. Die einigen wenigen großen Diebe, die es in der betreffenden Branche gibt, haben es aber unserer Meinung nach doch im Grunde genommen viel weiter gebracht, als jene ehrlichen Leute, sie haben dieselben mit hinein gezogen in den Strudel der Korruption, so daß sie kaum noch etwas davon fühlen, sie haben sie angesteckt und wie ein böses Unkraut den Weizen überwuchert, und das Uebel ist dadurch ein ganz allgemeines und schwer zu besserndes geworden. Man bedenke nur: die absichtliche und wohlberechnete Fälschung einer Landkarte! Gilt dieselbe nicht dem allgemeinen Volksbewußtsein in Europa fast gleichbedeutend mit der Fälschung einer Banknote? Glückliche Alte Welt! In Amerika ist eine solche Landkartenfälschung das harmloseste und unschuldigste Vergnügen, das man treiben kann. So ein kleiner, feiner Betrug ist kein Betrug, und die Eisenbahngesellschaften und ihre Leiter vor allen Dingen verüben ihn ganz allgemein und völlig ungestraft.

Der ungebildete Reisende glaubt einfach an die kurzen Distanzen und an die geraden Linien, welche die gefälschte Karte zeigt, und der Gebildete belächelt und bezweifelt sie, ohne sie aber berichtigen zu können, und zugleich verliert er zu den amerikanischen Landkarten ganz im allgemeinen alles Vertrauen.

Daß der geschilderte Betrug übrigens nicht der einzige ist,

der in dem amerikanischen Eisenbahnwesen weit und breit geübt wird, ist selbstverständlich. Wir hätten unsere Fahrkarte nach Buffalo und Chicago wohl für den vierten oder sechsten Theil des gewöhnlichen Preises kaufen können, wenn wir uns mit einem der sogenannten „scalpers“ auf Verhandlungen eingelassen hätten, die auf der offenen Straße sowie in besonderen kleinen Buden ihr Wesen treiben, und die von einem eigenthümlichen Handel mit Rückfahrtkarten leben. Da diese Karten in der Regel auf die Person ausgestellt sind, welche sie gelöst hat, so ist deren Verkauf ohne Fälschung des Namens zumeist unmöglich, dieselbe wird von den genannten Leuten aber ohne irgend welche Bedenken geübt, und häufig genug obendrein auch noch die Fälschung des Datums, des Stempels ꝛc. — ein förmliches Falschmünzer-Gewerbe, das mit Zuhülfenahme von schwärze- und tintetilgenden Chemikalien ganz öffentlich und vielfach sehr lukrativ betrieben wird, und das sich einer ziemlich allgemeinen Gunst seitens des reisenden Publikums erfreut. Die Eisenbahngesellschaften betrügen uns, denkt man, warum sollen wir uns scheuen, sie wieder zu betrügen. So ein kleiner Betrug ist kein Betrug. Nach dem amerikanischen Begriffe handelt es sich im Grunde genommen dabei um nichts als um eine Incognitoreise.

Sollen wir da an dieser Stelle noch daran erinnern, wie furchtbar die amerikanischen Eisenbahn-Unternehmungen zu Zeiten zusammenbrechen, und wie die Aktionäre auch dabei wieder auf das ärgste hintergangen werden. Die Leute, die an der Spitze der Unternehmung stehen, retten ja fast stets ein Milliönchen oder ein halbes, so daß sie vor dem Verhungern sicher sind. Wie Viele werden aber durch die Unehrlichkeit und das Maskenspiel derselben vollkommen ruinirt! Merkwürdig und beneidenswerth erschien uns immer der Gleichmuth, mit dem man auch dies in Amerika erträgt, und mit dem man nach den schwersten Verlusten durch dergleichen Bankerotte einfach mit dem „money-making“ von vorn anfängt. Reiche

Leute von gestern, die heute Stiefel putzen oder hausiren, sind in der Neuen Welt keine seltene Erscheinung.

Wir entschließen uns nach kurzer Ueberlegung, von den drei Bahnen, deren Geschäftsstellen wir besucht haben, die letzte zu benutzen. Die Stunde, in welcher der Morgen-Expreßzug der Erie Road — auf den amerikanischen Bahnen sind in der Regel alle Züge Expreßzüge, auch die, welche wir in Deutschland als das gerade Gegentheil davon qualificiren würden — von Jersey-City abfährt, sagt uns am meisten zu, und außerdem glauben wir, daß uns dieser Weg nach dem Westen nach unseren Hudson-Fahrten die neuesten und interessantesten Reiseeindrücke gewähren wird. Die Lehigh-Valley-Bahn, die durch die Naturschönheiten, an denen sie vorüberführt, noch berühmter ist, als die Erie-Bahn, gedenken wir ein andermal zu benutzen.

Mit unserem, infolge des Eisenbahnkrieges zum halben Preise gekauften „ticket“ ausgerüstet, sind wir zur rechten Stunde an dem Pier der Erie-Bahn-Gesellschaft, und die große Fähre derselben bringt uns über den breiten North-River hinüber nach Jersey City, wo der Zug unser harrt. Wir steigen ein, wir suchen uns einen Sitz, und ohne daß ein langathmiger, schriller Pfiff der Lokomotive ertönt — wie es in Europa der Fall sein würde —, geht die Fahrt fort.

Der Eisenbahnwagen, in dem wir uns befinden, ist natürlich streng in dem amerikanischen Style eingerichtet, mit plüschbezogenen Doppelsitzen auf seinen beiden Langseiten, mit einem durchgehenden freien Gange in der Mitte, und mit hinreichendem Raume für sechzig bis achtzig Personen. In Coupés getheilte Wagen, wie in Europa, sind auf keiner einzigen amerikanischen Bahnlinie üblich. Wir können uns nicht enthalten, auch hierüber unsere Betrachtungen anzustellen und die Alte und die Neue Welt auch in dieser Beziehung mit einander zu vergleichen.

Annehmlichkeiten hat ohne Zweifel jedes der beiden Systeme und ebenso auch Unannehmlichkeiten, und im all-

gemeinen dürfte vielleicht jedes derselben an seinem Orte das richtige sein. Wir begreifen es, daß der Amerikaner für das amerikanische System eine ganz unbedingte Vorliebe hegt, und daß er sich unter keinen Umständen in seinem Lande mit dem europäischen Systeme befreunden würde. Der große, weite Raum und das hohe Maß freier Bewegung in dem Wagen steht in viel zu vollkommenem Einklange mit den gesammten Eigenthümlichkeiten des Landes und seines Gesellschaftslebens. Eingezwängtheit in enge Räume und Gehemmtheit in seinen Bewegungen ist dem Amerikaner nirgends sympathisch, er neigt infolge des großen Ellbogenraumes, der ihm in der schrankenlosen Weite seines Landes ebenso wie in den demokratischen Institutionen seines Staates geboten ist, und infolge einer gewissen angeborenen Ruhelosigkeit und Nervosität zu ganz entschieden nomadischen Gewohnheiten, er ist ein Feind strenger Seßhaftigkeit, ebenso wie ihm auch aristokratische oder familiäre Abgeschlossenheit vollkommen fremd ist, er liebt die absolute Oeffentlichkeit auch in anderen Dingen — und dem Allen entspricht der amerikanische Eisenbahnwagen offenbar viel besser, als der europäische. Bei den ungeheuren Entfernungen, welche die amerikanischen Eisenbahnzüge zu überwinden haben, muß es aber übrigens auch der Europäer, der in dem Lande reist, als eine große Wohlthat schätzen, daß er von Zeit zu Zeit aufstehen und eine kleine Promenade durch den ganzen Wagen oder nach den Nachbarwagen hinüber unternehmen darf, und daß ihm das Gliederregen durch das europäische Bevormundungssystem, das mit dem Coupé-Systeme Hand in Hand geht, und das man daheim auch häufig genug als lästig und auf die Spitze getrieben empfindet, nicht zur Unmöglichkeit gemacht wird. Ganz besonders auf den fünf- und sechstägigen ununterbrochenen Fahrten im Westen würden auch ihm die engen europäischen Coupés gar bald unerträglich werden.

Außerdem wird durch das geschilderte amerikanische System unserer Ueberzeugung nach auch die Sicherheit des Reisens in

dem Lande sehr bedeutend erhöht, was wieder namentlich für den dünnbevölkerten Westen von hervorragender Wichtigkeit ist. Die Sicherheit des Lebens und des Eigenthums ist in der Neuen Welt bekanntlich keine große, es geschehen in den Vereinigten Staaten alljährlich im Verhältnisse zu der Bevölkerung volle 200 Prozent Mordthaten mehr als in Großbritannien und Irland, von diesen Verbrechen werden aber solche nur selten in den Eisenbahnzügen verübt, was ohne Zweifel mit der Konstruktion der Wagen eng zusammenhängt. Das System versagt in dieser Beziehung auch sogar in den wildesten Gegenden seine gute Wirkung nicht. So lange man dort in dem Eisenbahnwagen sitzt, hat man in der Regel nicht die geringste Vorsichtsmaßregel nöthig, und nur, wenn sie daselbst den Zug verlassen, machen die Reisenden ebenso wie die Kondukteure ihre Revolver schußbereit.

Daß der amerikanische Eisenbahnwagen uns jemals gemüthlich erschienen wäre, können wir nicht behaupten. Der der aristokratisch gegliederten europäischen Gesellschaft und den kleinen europäischen Entfernungen und Territorien gemäß eingerichtete europäische Wagen ist dies unbedingt in einem viel höheren Grade. Gemüthlichkeit ist dem Amerikaner aber auch gar kein so großes Bedürfniß wie dem Europäer, und insbesondere dem Deutschen, und daher können wir diesen Umstand in Amerika kaum als einen Grund gegen das System geltend machen. Da die Reisegesellschaft des Expreßzuges sammt und sonders erster und einziger Klasse fährt, so ist sie begreiflicherweise eine äußerst gemischte, und mancher unserer näheren und ferneren Nachbarn fällt uns durch irgend welche üble Gewohnheit oder Eigenthümlichkeit lästig, so daß wir eine europäische Coupé-Wand zwischen ihm und uns gar gern sehen würden. Namentlich gilt dies von dem allgemeinen amerikanischen Nationallaster des Tabakkauens und Spuckens, das auch sogar in Gegenwart der sonst in der Neuen Welt so hoch geachteten Damen ohne alle Scheu geübt wird, und das durch die bereits angezogenen Heine'schen Verse über Amerika ganz gewiß nicht

zu scharf gegeißelt wird. Als abscheulich erschien es uns vor allen Dingen, daß man auch in den Pullman'schen Palastwagen, wo doch die Gesellschaft infolge der für dieselben zu leistenden Extrazahlung gewählter ist, dem Anblicke dieser Unsitte nicht ausweichen kann, und daß insonderheit die Kondukteure dieser Wagen, die sich sonst als ganz feine Leute geben, vielfach die allerärgsten Kauer und Spucker sind.

Sollen wir ein Ergebniß aus unserem Vergleiche zwischen dem amerikanischen und dem europäischen Systeme ziehen, so würden wir es als ebenso grundverkehrt ansehen, wenn man das amerikanische System ohne weiteres nach Europa übertrüge und als das bei weitem vollkommenere getreu kopirte, als wenn das Umgekehrte geschähe. Das Kopiren und einfache Uebertragen dürfte überhaupt kaum mit einer einzigen amerikanischen Einrichtung gerathen sein, und nur unbesonnene und blinde Doktrinäre können das wünschen und befürworten. Sicherlich kann die Alte Welt von der Neuen in dem Eisenbahnwesen ebensowie in den verschiedensten anderen Kultur- und Wirthschaftszweigen viel lernen, und es wäre vielleicht gut, wenn sie mit dem Beseitigen manches alten überlebten Brauches hierin ebenso wie in anderen Dingen rascher und beherzter vorginge, das Nachäffen wäre ihrer aber weder würdig noch ihr angemessen, der Amerikaner verachtet es bezüglich der alten europäischen Institutionen, und der Europäer sollte es aus noch viel zwingenderen Gründen auch bezüglich der jungen amerikanischen Institutionen verachten. Uns hat in Europa das sogenannte gemischte System, welches das amerikanische mit dem europäischen vereinigt, und welches den Durchgang durch den Wagen gestattet, ohne die Coupé-Eintheilung aufzuheben, immer am meisten zugesagt, und diesem würden wir eine viel allgemeinere Verbreitung daselbst wünschen. Ob dasselbe in einer nahen Zukunft in Amerika eine große Zahl Freunde finden würde, wenn es versucht würde, muß aber aus den oben dargelegten Gründen vielleicht zweifelhaft erscheinen.

Die Sitze in dem amerikanischen Eisenbahnwagen sind nur

bequem, wenn man einen Doppelsitz für sich allein in Anspruch nehmen darf, was glücklicherweise bei den meisten Fahrten der Fall ist. Ueberfüllt sind die Waggons nur selten und nur auf kurzen Strecken, dank einer gewissen Liberalität der Kompagnien und dank vielleicht noch mehr dem hoffnungsvollen und immer auf einen starken Verkehr rechnenden Spekulationsgeiste derselben. Im Westen hat man oft einen ganzen Wagen für sich allein — was sich sehr unangenehm in den Papieren der betreffenden Aktionäre widerspiegelt —, und im Osten kann man wenigstens ebenso oft gemäß dem amerikanischen Brauche die Rücklehne des vor einem befindlichen leeren Sitzes umklappen, um daraus ein Ruhepolster für seine ausgestreckten unteren Gliedmaßen zu bereiten. Graziös und elegant mag das nicht sein, darauf kommt es aber bei den amerikanischen Eisenbahnreisen auch ganz und gar nicht an, die Hauptsache ist die Bequemlichkeit und die Freiheit, und der letzteren zu liebe beschweren sich die echten Yankees sogar bitter darüber, daß es ihnen in den Pullman-Cars nicht gestattet ist, sich mit den Stiefeln an den Füßen in das Bett zu legen. Sie nennen das einen Eingriff in ihre persönliche Freiheit!

Was die Heizung des Waggons betrifft, so wird dieselbe in der Regel durch zwei große eiserne Oefen bewirkt, die an den beiden Enden desselben aufgepflanzt sind, und zwar geschieht es zumeist in einer so übermäßigen Weise und mit einer so sinnlosen Verschwendung von Kohlen, daß einem dadurch der Aufenthalt in dem Wagen gründlich verleidet werden kann, um so mehr, als die Luft durch das demokratisch gemischte Publikum oft von den verschiedensten Dünsten geschwängert und bei weitem nicht so rein ist, als man von den großen Räumen erwarten sollte.

Der Eiswasserbehälter, welcher gegenüber dem Ofen angebracht ist — das amerikanische Eng-bei-einander der Gegensätze von Kalt und Warm ganz schön zum Ausdrucke bringend — bietet dabei nur einen geringen Trost, so wohlthätig derselbe im übrigen auch wirkt, und so sehr wir ihn als „Ding an

sich" den europäischen Eisenbahndirektionen zur Einführung in ihren Wagen empfehlen möchten. Das frische Trinkwasser im Zuge, das jedermann zu jeder Zeit zugänglich ist, thut den Buffets der Stationen in Amerika entschieden großen Abbruch, und „Lager Beer" ebensowie Whisky wird von den Eisenbahnreisenden während der Fahrt verhältnißmäßig wenig genossen. Würde es wohl ein Schaden für die Volkswohlfahrt sein, wenn das in Deutschland ebenso wäre? Der deutsche Stationsbrunnen gewährt unserer Meinung nach durchaus nicht vollen Ersatz für die angegebene, äußerst praktische und bewährte amerikanische Einrichtung. Den Allerweltsbecher, aus dem jeder trinkt, kann man ja durch das Mitführen eines eigenen Trinkglases umgehen.

Doch während wir da tiefer und tiefer in Betrachtungen über den Eisenbahnwagen versinken, führt uns derselbe mit Windeseile weiter und weiter hinein in das Land, und über das, was mit uns dahin saust, und was wir noch manchmal zu betrachten und zu prüfen Gelegenheit haben werden, dürfen wir unbedingt das nicht vergessen, was draußen an uns vorüberfliegt, und was uns vielleicht nur einmal im Leben zu schauen gestattet sein könnte.

Das nahe Newark, das man beinahe noch eine äußere Industrievorstadt New-Yorks nennen könnte, ist bald erreicht und durchfahren, und unmittelbar hinter demselben führt uns ein Tunnel von beträchtlicher Länge durch den triassischen Sandsteinwall hindurch, der die Tieflandsbucht, in der New-York liegt, auch nach dem Südwesten zu abschließt, und den wir bereits als eine Hauptfundstätte des hauptstädtischen Baumaterials bezeichnet haben. Beträchtliche Anstrengungen hat es den New-Yorkern also auch nach dieser Richtung hin gekostet, sich glatte und bequeme Wege in das Innere des Landes zu bahnen, das zeigt uns der Tunnel deutlich, und in etwas wenigstens darf uns die geographische Lage des amerikanischen Haupthafens dadurch an diejenige Triests oder Genuas erinnern.

Kaum sind wir durch den Tunnel hindurch, so befinden wir uns aber nicht etwa inmitten einer malerischen Gebirgsscenerie, wie es bei den genannten europäischen Städten der Fall ist, sondern inmitten ausgedehnter und kaum über den Meeresspiegel erhobener Salzmarschen, Salzwasserseen und schmaler Meeresarme, die von dem Staten-Island-Sunde aus weit ins Land hineingreifen, und die vermittelst mehrerer langer Brücken überschritten werden müssen. Das gemahnt vielmehr an Holland und an das deutsche Nordseeküstenland, nur daß dort die ältere und reifere Kultur Europa's den Boden, um den sich Ozean und Kontinent noch beständig streiten, in reiche Fruchtgärten und ergiebiges Acker- und Wiesenland umgewandelt hat, während er hier noch absolut wüste liegt. Dazu, sich ihr Land selbst zu schaffen, wie der alte Faust es thut und wie die Holländer und Friesen es gethan haben, sind die Menschen der Neuen Welt im allgemeinen eben noch nicht gelangt. Warum sollten sie sich auch die Mühe nehmen, so lange sie noch viele Millionen Acker fertigen und jungfräulich fruchtbaren Bodens anderweit nur einfach zu occupiren brauchen?

Auch selbst der Boden des Hügellandes, das wir auf unserer Fahrt alsbald erreichen, ist ja den Menschen und ihrer Kultur zunächst noch bei weitem nicht in jenem hohen Grade dienstbar gemacht worden, wie bei uns daheim. Welch ganz anderen Anblick gewährt doch dieses amerikanische Kulturland gegenwärtig noch, als das deutsche oder belgische oder englische? Allenthalben ragen auf den Mais- und Weizenfeldern, die wir vom Zuge aus überschauen, Tausende von Baumstümpfen empor, welche die gründliche Bebauung und Bewirthschaftung derselben natürlich vollkommen unmöglich machen. Hastig und energisch hat man das Waldkleid, das die Hügel und Thäler einst bedeckte, vernichtet, wo es nur in irgend einer Weise lohnend zu sein schien und Dollars zu bringen versprach, aber davon, die Gegend in reines und vollkommenes Ackerland zu verwandeln, ist man noch weit

entfernt. Wir können uns nicht enthalten, die Baumstümpfe mit einem gewissen Bedauern zu betrachten, und wir möchten angesichts derselben fast wünschen, die Besiedelung und Civilisirung der Neuen Welt wäre etwas langsamer und schrittweiser vor sich gegangen. Doch was nützen solche pia desideria! Im Sturmschritte ist der weiße Mann in Amerika eingedrungen, und im Sturmschritte hat er das Land der Urwaldvegetation und dem rothen Manne aberobert, und deshalb muß uns dasselbe wohl nothwendigerweise eine Menge von Spuren zeigen, die uns den wilden und rücksichtslosen Kampf verrathen, und die uns den Eindruck des Rohen und Barbarischen machen. Ist es nicht gewissermaßen ein Schlachtfeld, das wir überblicken! Mit der Zeit werden die Leichen und die Ruinen von dem, was vor dem weißen Manne und vor seinen Weizenhalmen da war, verschwinden, und dann wird auch die amerikanische Bodenkultur einen reiferen und fertigeren Charakter tragen. Zunächst wird das Antlitz der Landschaft durch die Stümpfe noch arg entstellt, und auch die wunderbaren Herbstfarben der stehengebliebenen Waldstreifen — das unendlich verschiedene Roth und Braun der zwei Dutzend Eichenarten, die Nordamerika besitzt, das Orange und Gelb der ebenso zahlreichen Ahorn- und Hickory- und Birkenarten — vermögen das ästhetische Unbehagen, mit dem uns dieselben erfüllen, nicht vollständig zu verbannen.

In einem anderen Punkte sodann erscheint uns der amerikanische Boden, von dem wir reden, noch bei weitem nicht als ein so vollkommener Kulturboden, wie der europäische. Derselbe ist in den Staaten zwischen der New-York-Bai und den Großen Kanadischen Seen beinahe noch überall mit großen erratischen Blöcken und mit kleineren Geschieben bedeckt, so wie das in Norddeutschland vor zweitausend Jahren der Fall gewesen sein mag, und an vielen Orten gewahren wir die mächtigen Moränewälle, welche die nordamerikanische Eiszeit aufgethürmt hat, noch im völlig unveränderten Naturzustande. Nur ganz theilweise haben die amerikanischen Farmer dieses

Hinderniß des Ackerbaues in ähnlicher Weise zu beseitigen verstanden, wie es die norddeutschen Bauern verstanden haben, und dann geben die aus Feldsteinen aufgebauten Einfriedigungen ihrer Felder Zeugniß davon, wie viele Anstrengungen es ihnen gekostet hat, sich zu vollkommenen Herren des Stückchens Erde, das sie besitzen, zu machen. Ein uns befreundeter amerikanischer Geolog, mit dem wir später einen Theil des nordöstlichen Nordamerika durchstreiften, bemerkte ganz treffend: „In diesem Punkte ist Amerika hinter Europa um mehr als um ein Jahrtausend zurück!" Daran konnte zunächst auch die vielberufene amerikanische Maschinenarbeit nicht viel ändern.

Während die großen Granit- und Gneißblöcke dort, wo sie auf den Ackerfeldern verstreut herumliegen, kaum zur Erhöhung des Reizes der Landschaft beitragen, und während sie im Vereine mit den stehengebliebenen Baumstümpfen den Glauben in uns hervorrufen können, als sei der amerikanische Ackerbau ein durchaus liederlicher und nachlässiger, so erscheinen sie zwischen den Waldbäumen überaus pittoresk, und dem Geologen und Geographen sind sie natürlich eine sehr angenehme Erscheinung, da sie in ihrer Unberührtheit von Menschenhand eine der interessantesten Phasen der Geschichte unseres Planeten viel besser zu studiren möglich machen, als in Europa.

Die Holzhäuschen der Farmer, welche den Boden bewirthschaften, machen auf uns einen ebenso provisorischen und unfertigen Eindruck, wie ihre Ackerfelder. Daß man sie auf Räder stellt und meilenweit von der Stelle fortrückt, wenn es irgendwie wünschenswerth erscheint, begreifen wir ganz wohl, das hat man uns ebenfalls so recht ohne Grund als eine ungeheure Ueberlegenheit des amerikanischen Geistes über den europäischen gepriesen. Vielfach sind die Häuschen, die wir sehen, kaum viel mehr als vergrößerte europäische Marktbuden, vielfach gemahnen sie uns ganz unwillkürlich an den beweglichen indianischen Wigwam, und zu der Solidität und Behäbigkeit des deutschen Bauernhauses erhebt sich kein einziges

von ihnen. Daß der nordostamerikanische Farmer nur sehr wenig an seiner Scholle haftet, und daß auch er ganz und gar von den nomadischen Neigungen der Nation beseelt ist, scheint uns schon aus der Art, wie er sein Haus baut, unwiderleglich hervorzugehen. Und die Erfahrung bestätigt dies vollkommen. Verlassen ja doch bekanntlich in den Neu-England-Staaten die Farmer zu Tausenden ihren Grund und Boden, ohne ihn auch nur zu verkaufen, und ziehen sie doch in ganzen Scharen westwärts, ihr leichtgebautes Haus ebenso wie ihr anderes Hab und Gut mit sich nehmend, beinahe ebenso wie es einst die Indianer thaten! Streng seßhaft wird der amerikanische Bauer unserer Meinung nach erst dann werden, wenn er anfängt, seine Wohnung und Stallung, statt aus Balken und Brettern, aus Stein zu bauen, so daß er es nicht mehr auf Rädern und Walzen von der Stelle rollen kann, und dann erst auch wird der Boden gründlich und sorgfältig bebaut werden.

Ueberaus armselig und dürftig ausgestattet sind allenthalben die Bahnhöfe und Stationsgebäude, was einem ganz besonders auffällt, wenn man die deutschen Bahnhofspaläste gewöhnt ist. Es sind fast ohne Ausnahme roh zusammengezimmerte Buden der allerprimitivsten Art, und wir möchten der Neuen Welt auch bezüglich ihrer einen baldigen weiteren Fortschritt zum Solideren, Definitiveren und Schöneren wünschen. Oeffentliche Bauten geben immer ein gutes oder ein böses Beispiel, und deshalb sollten häßliche und abstoßende, eigentlich niemals geduldet werden. Und wie schlecht passen dieselben überdies zu den Pullman-Cars und zu den Hotelpalästen! In den Wartesälen geht es natürlich noch viel demokratischer zu als in den Cars, und besonders die Wartesäle für Herren — die Frau nimmt auch hier eine privilegirte und abgesonderte Stellung ein — sind durch die mehrfach erwähnte Unsitte der Amerikaner öfters so schmutzig, daß man sie eher als Warteställe bezeichnen könnte, und daß wir sie immer so viel als möglich mieden. Eine Uhr ist an dem Stationsgebäude

nirgends vorhanden. Liegt nicht auch in der üblen Ausstattung der Bahnhofsgebäude eine Art Mißhandlung des Publikums durch die Gesellschaft, die ihr Monopol hat? Und ist es nicht wieder sehr merkwürdig, daß das amerikanische Publikum dieselbe ruhig über sich ergehen läßt?

Von Städten, durch die wir hindurch fahren — es ist eine charakteristische Eigenthümlichkeit der amerikanischen Eisenbahnen, daß sie fast immer mitten durch das Herz der Städte hindurch gehen, während die europäischen Bahnen dieselben in der Regel nur an der Außenseite und gewissermaßen nur ganz oberflächlich berühren —, nennen wir die Seidenfabrikstadt Paterson, am stattlichen Passaic-Flusse, die Sommerfrische Port Jarvis, in prächtiger Gebirgslage am Delaware, und den Eisenbahnknotenpunkt Binghampton, am Zusammenflusse des Susquehanna und Chenango, mit seinen zahlreichen Eisenbahnbrücken.

Je weiter wir vorwärts kommen, desto malerischer und schöner wird die Gegend, und wenn schon das Delaware-Thal den hübschesten deutschen Flußthälern an die Seite gestellt werden kann, so ist dies noch weit mehr der Fall mit dem Susquehanna-Thale. Die steil abfallenden grauen Schiefer- und Kalkstein-Felsen des pennsylvanischen und New-Yorker Silur und Devon sind eben so allgemein noch mit Wald bekleidet wie die rothbraunen Sandstein-Felsen der New-Jerseyer Trias, wenn auch nirgends stattliche Bäume zu erblicken sind, und dieser Wald strahlt in den herrlichsten Herbstfarben. Die technischen Schwierigkeiten aber, welche das Alleghanygebirge der Anlage der Bahn bereitete, sind schwerlich so bedeutende gewesen, wie diejenigen, welche etwa das Sächsische Erzgebirge der Anlage der Eisenbahnen von Sachsen nach Böhmen bereitete. Von einer Aehnlichkeit mit den europäischen Alpenbahnen kann natürlich keine Rede sein.

Von stattlichen und imposanten Bauten, welche die Landschaft zieren und interessanter machen, erblicken wir an dem

ganzen 677 Kilometer langen Wege ein einziges: das große Irrenhaus von Middletown.

Doch mittlerweile ist es Abend geworden, der Wagen wird vermittelst in der deutschen Reichshauptstadt konstruirter Gasapparate hell erleuchtet, von dem Genesee-Thale aber, das uns von dem Scheitel des Passes in wenigen Stunden hinunter führt zum Thale des Erie-Sees und nach Buffalo, sehen wir nicht viel.

9.

Amerikanisches Gasthauswesen. Rücksichtnahme auf die Frauen bei den Hoteleinrichtungen. Die Geschäftsstadt Buffalo. Die Wohnstadt.

In Buffalo finden wir Unterkunft in einem Hotel nahe bei der Station, und zwar in einem Hotel „nach dem amerikanischen Plane", da es in amerikanischen Großstädten zweiten Ranges, wie Buffalo trotz seiner hohen Aspirationen zunächst noch deren eine ist, nur sehr ausnahmsweise gute Gasthäuser „nach dem europäischen Plane" gibt. Wir begeben uns eines großen Theiles unserer persönlichen Freiheit, indem wir unseren Namen in das Hotel-Register eintragen und den unhöflichen Hotel-Clerk um ein Zimmer bitten — wieder in einem seltsamen Widerspruche zu den vielgerühmten neuweltlichen Bürgerprivilegien —, und wir legen damit das bindende Versprechen ab, dem Herrn des Hauses und seinen Dienern während unserer Anwesenheit in Buffalo nicht bloß die Fürsorge für unsere Nachtruhe anzuvertrauen, sondern auch die Fürsorge für unsere gesammte Ernährung, und wir erkennen das Monopol, das der Hotel-Besitzer bezüglich aller seiner Gäste geltend macht, rückhaltlos in seinem vollen Umfange an. Aber wer wollte sich einbilden, der neuweltlichen Monopolwirthschaft auf die Dauer vollkommen entgehen zu können! Es heißt da einfach: Incidat in Scillam, qui vult vitare Charybdim.

Für unsere Nachtruhe sorgt das amerikanische Hotel von Buffalo ebenso wie manches später von uns besuchte schlecht genug. Das Bett ist ja wohl bequem und gut — viel bequemer und besser als in der Mehrzahl der europäischen Hotels —, aber lange nach Mitternacht erdröhnen noch schwere, rücksichtslose Tritte auf dem Flurgange, hin und wieder pfeift oder singt ein Nachtvogel, der sich am Trink-Bar verspätet hat, irgend ein Lied zu seinem Privatvergnügen, indem er vor unserer Thür vorübergeht und in einem Nachbarzimmer sein Lager aufsucht, und wiederholt tönt lautes Gespräch und selbst überlautes Rufen an unser Ohr. Es herrscht demokratische amerikanische Freiheit in dem amerikanischen Musterhotel so gut wie in dem amerikanischen Musterstaate: wir dürfen in unserem Bette schlafen, wenn wir können, und die Leute draußen — die Gäste ebenso wie die Hoteldiener — dürfen pfeifen, lärmen und toben, wo und wann sie wollen.

Aufstehen müssen wir spätestens um halb neun Uhr, oder vielmehr um diese Zeit müssen wir spätestens in dem Speisesaale des Hotels erscheinen. In dieser Beziehung haben wir unsere Selbstbestimmung verloren und stehen unter dem strengen Banne des Monopols. Um halb neun Uhr geht nämlich die Frühstücksstunde zu Ende, und wenn wir den richtigen Augenblick versäumen, so bleibt uns nichts anderes übrig, als nach einem benachbarten Kaffeehause zu wandern, und unseren Morgenappetit dort zu befriedigen, selbstverständlich nicht ohne eine entsprechende Sonderzahlung, für die uns im Hotel kein Cent erlassen wird. Nicht anders ergeht es uns, wenn wir nicht pünktlich zum „Lunch“ oder zum „Dinner“ oder zum „Supper“ erscheinen, weil uns etwa eine Sehenswürdigkeit in oder außerhalb der Stadt zu lange aufgehalten hat, oder weil wir mit irgend einem unserer neu erworbenen Freunde zu lange geplaudert haben. Es muß ein ganz besonders gnädiger „Clerk“ sein, der uns fünf Minuten nach Ablauf der festgesetzten Stunde noch durch eine Hinterthür in den Speisesaal hineinführt und dort den schwarzen Kellner veranlaßt, uns ausnahmsweise

noch etwas von den Ueberresten des Mahles der Anderen aufzutragen — selbstverständlich etwas abgekühlt.

Bezüglich des Essens hat in einem wohl organisirten amerikanischen Hotel — der amerikanische Kunstausdruck für „wohl organisirt" heißt „well kept", und „Appletons Reiseführer" legt dieses Beiwort beinahe allen amerikanischen Hotels bei — Alles seine Zeit, bezüglich des Trinkens dagegen steht uns der Bar-Room zu jeder Stunde offen. Freilich ist aber das Trinken von „Whisky", „Lager", „Claret", „Champagne" ꝛc. nicht mit in der Hotel-Verpflegung einbegriffen. Dazu ist der Geschmack und Durst der verschiedenen Gäste gar zu verschieden, und ihre Konsumtionskraft hinsichtlich der „Liquors" gestattet nicht so gut das Ziehen eines Durchschnittes wie bei den Speisen. Nur Eiswasser wird uns auf Verlangen ohne besonderes Entgelt auf das Zimmer geschickt, und außerdem befindet sich auch immer ein damit gefüllter Behälter in der Nachbarschaft des „Office", aus dem man mit Hülfe eines Allerweltsbechers oder mit Hülfe eines Allerweltsschöpflöffels — des sogenannten „dipper" — so viel trinken mag, als einem beliebt. Und außerdem erhält man bei jeder Mahlzeit mit dem Essen auch zugleich eine Tasse Kaffee oder Thee oder ein Glas — Eismilch.

Was die Quantität der Speisen anbelangt, die das amerikanische Hotel seinen Gästen aufträgt, so wird ihnen dadurch nicht der geringste Grund zur Beklagung ihres Schicksals geboten. Die Tafel gewährt ein treues Abbild von dem überschwänglichen Nationalreichthume des gelobten Landes, in dem wir uns befinden, und das Frühstücks-Menu, das uns vorgelegt wird, verzeichnet mindestens dreißig verschiedene Speisen, von denen wir wählen dürfen, was uns gefällt, und wenn wir wollen und genügenden Appetit haben, alle dreißig. Müssen wir da nicht gestehen, daß uns das Wirthshaus-Monopol ein hohes Maß von Freiheit gelassen hat? Wer eine gute Verdauung an die Hoteltafel mitbringt, der kann daran wohl seine Rechnung finden, nur mache er sich

darauf gefaßt, dieselbe durch die Speisen über Nacht in eine schlechte verwandelt zu sehen. Dyspepsie ist die erste und allgemeinverbreitetste der amerikanischen Nationalkrankheiten, und die reich besetzte amerikanische Hoteltafel trägt nach unserem Dafürhalten nicht zum geringsten Theile die Schuld daran. Das darf man niemals vergessen, wenn man daran Platz nimmt. Die Qualität der Speisen und ihre Zubereitung lassen auch in den besseren Hotels, zu denen das unserige in Buffalo zählt, gar manches zu wünschen übrig. Das Beefsteak, das uns der Kellner bringt, ist zäh und macht dem Bunchgras von Dakota — woher es vermuthlich stammt — keine besondere Ehre, die Saucen zu den anderen Fleischspeisen sind ohne Ausnahme geschmacklos und fade, und nicht anders ist es mit den „Vegetables", die dieselben begleiten, und unter denen gekochte Maiskörner (green corn) und Kartoffelbrei (mashed potatoes) die Hauptrolle spielen. Was nützt uns da die ganze gewaltige Fülle? Wir stehen wohl gesättigt von der Frühstückstafel auf, übersättigt, könnten wir sagen, schwerlich aber zugleich auch erquickt. „Sage mir, was Du ißt", denken wir unwillkürlich, „und ich will Dir sagen, was Du bist." Auch in der amerikanischen Kochkunst spricht sich eben eine gewisse jugendliche Unfertigkeit und Unreife der amerikanischen Kultur aus. Es geht darin noch Alles wild und bunt durch einander, wie in der amerikanischen Baukunst. Natürlich lernen wir gelegentlich mehr oder minder glänzende Ausnahmen kennen, aber bezüglich des Durchschnittes der Tafelfreuden, wie sie uns in dem amerikanischen Hotel geboten werden, läßt sich eine gewisse Inferiorität der Neuen Welt gegenüber der Alten nicht wohl verkennen.

Eine besonders erwähnenswerthe Eigenthümlichkeit unserer Frühstückstafel in Buffalo — sowie jeder anderen Frühstücks-, Mittags- und Abendtafel in einem amerikanischen Hotel, an der wir später etwa saßen — ist es übrigens, daß einem alle gewählten Speisen gleichzeitig vorgesetzt werden, wodurch man einerseits zwar in den Stand gesetzt wird, den ganzen

Reichthum mit einem Blicke zu überschauen, wodurch man andrerseits aber verhindert wird, die Speisen und Getränke genügend warm zu genießen, auch wenn man bei der Mahlzeit die größte Eilfertigkeit entwickelt, so wie es der richtige Yankee zu thun pflegt. Auch in dieser Hinsicht steht die Neue Welt, in der fast Alles nach rationellen Prinzipien geregelt wird, in schroffstem Gegensatze zu der Alten Welt, in der fast Alles gemäß der historischen Entwicklung gehandhabt wird. Wir denken auch nicht gerade mit besonderem Behagen an gewisse europäische Hoteltafeln zurück, wo wir zwischen den einzelnen Gängen immer ganze Viertelstunden zu pausiren hatten. „Time is money!“ heißt es bei der amerikanischen Hoteltafel, „Immer langsam voran!“ bei der europäischen.

Wäre es nicht auch in dieser Beziehung vielleicht gut, wenn die beiden Welten noch etwas mehr, als es bisher geschehen ist, von einander lernten, wenn die Neue Welt einen guten Theil ihrer Prinzipien und die Alte einen guten Theil ihres „historisch Gewordenen“ preisgäbe? Das Ideal scheint uns von Amerika zunächst noch ebensowenig erreicht zu sein, wie von Europa oder China — in dem Speisesaale und Schlafzimmer des Gasthauses genau so wie in dem gesammten sozialen Leben der Gemeinden und des Staates.

Und ist es etwa anders mit den übrigen Hoteleinrichtungen? In ihr Land verliebte Amerikaner, deren wir auf unseren Fahrten genug kennen lernten, preisen uns nicht weniger als Alles und Jedes an denselben, und sie sind von ihren Hotels ebenso fest überzeugt, daß sie ihren Gästen das denkbar Höchste an Lebenskomfort gewähren, wie sie es von ihren Eisenbahnwagen bezüglich des Reisekomforts sind. Wir müssen uns auf Grund der Erfahrungen, die wir bei unserer Buffalo- und Chicago-Fahrt ebenso wie bei unseren späteren Fahrten gemacht haben, gegenüber der Begründung dieser Ueberzeugung aber wieder einige Zweifel erlauben.

Ein amerikanischer Reisegefährte, mit dem wir uns in ein längeres Gespräch über diese Fragen einließen, und den wir

als eine Art Autorität bezüglich derselben zu respektiren hatten, da er ziemlich viel in Europa gereist war, äußerte sich uns gegenüber etwa folgendermaßen: Eure Hotelbedienung ist höflich und servil in der Erwartung des Trinkgeldes, welches Ihr ihr gebt. Wenn Ihr in Berlin den „Kaiserhof“ verlaßt, so stehen Portier, Hausdiener, Ober- und Unterkellner, Stubenmädchen und Fahrstuhlbursche um Euch herum wie hungrige Schafe, von denen jedes durch sein Augenspiel seinen Bissen aus Eurer Tasche erbettelt. Unsere Hotelbedienung ist vielleicht weniger höflich, aber dafür erhebt sie auch keinen Anspruch auf einen Extragriff in den Beutel. Bei uns in Amerika gibt es keine Trinkgelder. Der Stiefelwichser und Hausdiener fühlt sich als ein mit Euch gleichberechtigter Staatsbürger, und er ist zu stolz, um Almosen von Euch anzunehmen. Und dann: wie langsam und ruckweise bewegen sich Eure Fahrstühle, wenn Ihr überhaupt ausnahmsweise einmal diese ebenso praktische als angenehme Einrichtung in einem Eurer Hotels habt! Und wie windschnell und unmerklich erheben Euch die unsrigen in fast allen unseren Hotels zu dem Stockwerke empor, in dem Ihr Euer Zimmer habt! Wie prächtig sind sodann alle Räume der amerikanischen Hotels erleuchtet! Wie hell glänzen in den Korridoren und Sälen die elektrischen Lichter und in den Zimmern die Gasflammen, während Ihr drüben in der Alten Welt Euch unterdessen immer noch mit Euren tropfenden Kerzen behelfen müßt! Und — last but not least — wie vorzüglich ist in den amerikanischen Hotels auf die Bedürfnisse der beiden Geschlechter Bedacht genommen! Die Damen haben ihren eigenen Haupteingang und können durch denselben vollkommen unbelästigt nach ihrem Zimmer gelangen. Sie haben ihren besonderen elegant ausgestatteten „Parlour“ und können sich darin nach Belieben unterhalten, in einer der ausliegenden Zeitschriften oder in einem Buche lesen, auf dem Piano spielen 2c. Die Männer dagegen haben ihre besondere Eingangshalle, ihre Veranda, ihren Billardsaal, ihren Bar-Room, ihren Zeitungs- und Cigarren-Verkaufsstand, ihr Tele-

graphenamt, ihren Frisirsalon und was nicht noch sonst, und dort können sie es ebenfalls treiben, ganz wie es ihnen der Geist eingibt. Wie wenig ist an all diese Dinge in Euren Hotels gedacht!"

Was sollen wir nun hierzu sagen? In mehrfacher Beziehung berührt der Amerikaner da allerdings wunde Punkte an dem europäischen Gasthauswesen. Das Bild von den „hungrigen Schafen" vor allen Dingen haben wir gar zu häufig auf unseren Reisen in den europäischen Ländern mit eigenen Augen gesehen, als daß wir dasselbe als ungerechtfertigt oder übertrieben bezeichnen könnten, und bezüglich der Trinkgelder könnte der europäische Gastwirth den Betrieb seines Geschäftes und die Existenz seiner Dienerschaft wohl auf einen viel würdigeren Fuß stellen, wenn er sich seinen amerikanischen Kollegen zum Muster nehmen wollte. Leider haben wir es aber auch da mit einem „historisch Gewordenen" in Europa zu thun, die Trinkgelder wurzeln bei uns viel tiefer, als man gewöhnlich annimmt, sie gehen zurück auf das Lehnswesen unseres Mittelalters, wo bekanntlich schon Kriemhilde reichen freiwilligen Botenlohn spendete. Ist es aber nicht eine unbestreitbare Thatsache, daß das Trinkgeld besonders in der allerneuesten Zeit, zu einem bösen Unkraute bei uns gediehen ist, das alle möglichen Verhältnisse des Gesellschaftslebens zu überwuchern droht? Und erkaufen wir nicht thatsächlich oft die Höflichkeit seitens unserer Dienstboten? Kann es aber dann noch jene „Höflichkeit des Herzens" sein, die Goethe als die höchste und wünschenswertheste bezeichnet?

In Amerika ist von äußerlicher Höflichkeit bei der Dienerschaft der Hotels in der Regel ebenso wenig die Rede, wie bei der Dienerschaft der Privathäuser, — man müßte es denn mit einem soeben erst aus Deutschland gekommenen Dienstmädchen oder Kellner zu thun haben. Der Stiefelwichser des Hotels zu Buffalo übernimmt auf unser besonderes Verlangen unsere Fußbekleidung und entfernt sich damit, ohne uns eines Wortes oder Blickes zu würdigen. Indem er sie nach einer

geraumen Weile zurückbringt, ruft er uns aber zu: „Zehn Cents!“ (43 Pfennige!) und erst nachdem wir ihm die Bezahlung für seine Arbeit haben zu theil werden lassen, händigt er uns das ihm anvertraute Gut wieder aus. Ganz ähnlich geht es uns dann auch, wenn ein anderer Hoteldiener unser Handgepäck nach der nahen Station bringt. Dergleichen Dienste sind nicht mit in der Hotelverpflegung einbegriffen, und wir haben dafür besonders zu zahlen, nicht aber so viel wir für gut finden, sondern so viel von uns verlangt wird, bezw. so viel wir mit dem betreffenden Manne verabredet haben, oder so viel in dem betreffenden Hotel herkömmlich dafür gezahlt wird. Für die Börse bleiben sich die Extraausgaben, die man in den amerikanischen Hotels so gut wie in den europäischen zu machen hat, im allgemeinen ziemlich gleich, Trinkgelder zahlt man aber thatsächlich in Amerika nicht, und Höflichkeit kann man daselbst nicht erkaufen. Ausnahmen gibt es natürlich auch in dieser Hinsicht, und besonders wenn der Diener ein Schwarzer ist, so kann man ruhig nach der europäischen Methode verfahren, wenn einem dieselbe gefällt. Die Schwarzen fühlen sich bisher noch nicht allgemein als amerikanische Vollbürger, und die Bedienung durch sie ist vielfach eine durchaus zuvorkommende und freundliche, besonders wenn man ihnen gleich beim ersten Frühstück freiwillig einen „Quarter“ (25 Cents = 1 Mk. 6 Pfg.) neben die Serviette legt. Da ist das Trinkgeld als ein Ueberlebsel aus der Sklavenzeit in optima forma vorhanden, und wir ernten dafür ein nachdrückliches und verbindliches „Thank you!“

Ganz ohne Geschichte und ganz ohne historische Ueberlebsel ist die Neue Welt eben doch auch nicht. Wenn wir übrigens in begreiflicher Selbstvergessenheit — wer kann denn immer daran denken, daß er in Amerika ist — gelegentlich einem weißen Hotelbediensteten einen freiwilligen „Quarter“ verabreichten, so wurde uns derselbe auch niemals vor die Füße geworfen.

Die Beleuchtung ist zumeist vorzüglich in den amerikani-

schen Hotels, indeß begegneten wir doch in denselben viel öfter, als wir erwartet hatten, — tropfenden Kerzen und rauchenden Lampen, ganz so wie in der lieben, ob dieser und anderer historischen Ueberlebsel von den Amerikanern so tief bemitleideten Alten Welt.

Was die Fürsorge des amerikanischen Hotels für die beiden Geschlechter und insbesondere für die Damen betrifft, so konnten wir uns dafür viel weniger begeistern, als der erwähnte Reisegefährte von uns erwartete, wenngleich wir auch in dieser Hinsicht gar manches als wirklich gut und nachahmenswerth anerkennen mußten. Die meisten europäischen Hotels scheinen uns allerdings zu wenig auf ihre weiblichen Gäste Bedacht zu nehmen, und nur in den allerbesten derselben erinnern wir uns, besondere „Parlours" für die „Ladies" gefunden zu haben. Nimmt das amerikanische Hotel aber nicht entschieden viel zu viel auf die Damen Rücksicht? Und treibt es nicht auch bezüglich der Fürsorge für die beiden Geschlechter Alles auf die Spitze? Wenn man als Europäer zum ersten Male in einem amerikanischen Durchschnittshotel lebt und die Räume durchschreitet, die den Damen geweiht sind, nachdem man vorher diejenigen etwas gründlicher kennen gelernt hat, in denen die Männerwelt haust, so gewinnt man allerdings den Eindruck, als erfreue sich das Weib auch hierein bei den Amerikanern einer weit bevorzugteren und höheren Stellung, als bei uns daheim. Nun sind wir die Allerletzten, die etwas von dem Schiller'schen „Ehret die Frauen!" abmarkten wollen. Aber das Weib erscheint hier nicht bloß als die „Gehülfin" und „Gefährtin" und als die „bessere Hälfte" des Mannes, sondern als ein höheres Wesen, dem man besondere Tempel erbaut. Und liegt nicht eben hierin ein ungesunder Zug des amerikanischen Gesellschaftslebens, von dem das Gasthausleben ja nichts ist als eine einzelne Phase? Ganz wie in dem weltstädtischen Treiben New-Yorks und ganz wie in den Stationsgebäuden der Eisenbahnen, so ist auch in den amerikanischen Gasthäusern Alles gewissermaßen darauf angelegt,

das Weib von dem Manne zu trennen, und es dem ersteren unmöglich zu machen, seinen veredelnden Einfluß auf den letzteren auszuüben. Während alle diejenigen Hotelräume, in denen das Weib ausschließlich verkehrt, mehr oder minder den Charakter des Aetherischen und Vornehmen tragen, so tragen verschiedene Räume, in denen der Mann aus- und eingeht, geradezu den Charakter des Animalischen und Gemeinen. Und ehrt der Mann das Weib richtig, wenn er sich gleichzeitig herabwürdigt oder herabwürdigen läßt? Daß das amerikanische Weib im Durchschnitt viel gebildeter ist als der amerikanische Mann, ist eine bekannte Thatsache.

Bedeuten die amerikanischen Hotel-Institutionen übrigens nicht gleichzeitig auch vielfach ein bloßes Beiseiteschieben des Weibes, damit der Mann desto ungestörter am Bar und anderweit vagiren kann? Wenn wir bei unseren Reisen in Amerika auf Schritt und Tritt das selbständige Sonderleben beobachteten, das Mann und Weib daselbst in den Gasthäusern führen, so konnten wir uns niemals enthalten, an die vielen von ihren Männern verlassenen Frauen und an die vielen Ehescheidungen zu denken, die dem Lande in so bedenklicher Weise charakteristisch sind.

Nachdem wir während der unruhigen Nacht und während der ersten Morgenstunden mehr als uns lieb Gelegenheit gehabt haben, in der vorstehenden Weise über die Licht- und Schattenseiten unseres amerikanischen Hotels zu philosophiren, und nachdem wir dem Stiefelwichser unseren Tribut gezollt und unser unschmackhaftes Frühstück verzehrt haben, unternehmen wir eine kleine Wanderung durch die Stadt und ihre nähere Umgebung.

Uns in einer der benachbarten Buchhandlungen einen guten Plan von Buffalo sowie von der ihm zunächst liegenden Ufergegend des Erie-Sees zu verschaffen, erweist sich als ein vergebliches Bemühen. Dazu liegt die topographische Landesaufnahme der Vereinigten Staaten noch gar zu sehr in den Windeln, und dazu ist das geistige Leben in den jungen Groß-

städten der Neuen Welt noch gar zu unvollkommen entwickelt. Auch solche Blüthen der neuweltlichen Civilisation sollen erst noch kommen.

Indem wir daher einfach — wie später in den Wildnissen des Westens — unserem Kompasse und unserem geographischen Instinkte folgen, gelangen wir aber nach und nach doch zu allen denjenigen Punkten, die uns von unserem Standpunkt aus als die interessantesten und bemerkenswerthesten erscheinen: zu dem Erie-See, dem Erie-Kanale, dem Niagara-Strome 2c.

Süd-Buffalo, der Stadttheil am Erie-See und Erie-Kanale sowie am Buffalo-Creek — von welch letzterem die Stadt ihren Namen erhalten hat — macht auf uns den unfreundlichsten und unbehaglichsten Eindruck, den eine reine amerikanische Geschäftsstadt überhaupt machen kann. Die Straßen sind ungepflastert und schmutzig, die Bauten unbedeutend und geschmacklos. Wir wandern an einer Unzahl von Eisenbahn-Offices vorüber, deren Agenten oder Inhaber vor ihren Thüren nach Abnehmern billiger Billets ausspähen, an einer Unzahl von „Saloons“, in denen man an die Anglo-Kelten und Germanen, die auch in Buffalo die Hauptelemente der Bevölkerung bilden, je nach ihrem Geschmacke „Whisky“ oder „Lager-Beer“ ausschenkt, an einer Unzahl von Passagier- und Güterbahnhofsgebäuden endlich, die sich sämmtlich durch ganz dieselbe Aermlichkeit der Bauart auszeichnen, wie die Eisenbahnstationen, die wir entlang der Erie-Bahn kennen gelernt haben. Die zahllosen kreuz und quer durcheinanderlaufenden Schienenstränge, die wir in Süd-Buffalo zu überschreiten haben, verrathen uns aber deutlich genug, daß wir uns hier an der Stelle befinden, wo die eigentlichen Wurzeln der Kraft des hoch aufstrebenden jungen Gemeinwesens liegen. Buffalo ist ja einer der allerersten unter den Eisenbahn-Knotenpunkten Amerikas, und nicht weniger als zwölf Hauptbahnlinien und acht Nebenbahnlinien laufen in der Stadt zusammen, um sich mit dem Erie-Kanale in die Arbeit zu theilen, bezw. um

die Arbeit zu streiten. Die ungeheure Menge des müßig stehenden Eisenbahnmaterials, die wir in verschiedenen Bahnhöfen gewahren, verräth uns freilich zugleich auch die sinnlose Ueberspekulation, welche die zwanzig Linien hat begründen helfen, sowie die schlimme chronische Geschäftskrisis in dem Eisenbahnwesen, welche jener Ueberspekulation gefolgt ist. Zwanzig Schienenstraßen dürften eben auch selbst für das durch seine geographische Lage zur großen Handelsstadt prädestinirte Buffalo des Guten zu viel sein.

An dem Erie-Kanale, der sich in der unmittelbaren Nachbarschaft der Eisenbahnstationen befindet, sowie an dem Hafen, der aus der ehemaligen Trinkstätte der Büffel — dem Buffalo Creek — geschaffen worden ist, bietet uns die Stadt kaum ein angenehmeres Bild. Die Lagerhäuser ihnen entlang sind provisorische Holzbauten wie in Unter-New-York — nur noch roher und unschöner als dort —, die hölzernen Kai- und Pier-Anlagen erscheinen trotz der Jugend der Stadt altersschwach und verwahrlost, und es erfordert große Vorsicht, nicht durch eines ihrer Löcher ins Wasser zu stürzen, und außer den zahlreichen Schiffen und Kähnen, die von hier aus den See und Kanal befahren, bildet den hervorstechendsten Charakterzug des Bildes ein Heer von Getreide-Elevatoren und Kohlen-Pockets sowie eine endlose Reihe von Bretter-, Mehlfaß- und Salzsack-Haufen.

Man sieht, daß man in der eigentlichen Stadt der Elevatoren ist, in der Stadt, wo diese wichtige Erfindung der Neuzeit zuerst in größerem Maßstabe durch Joseph Dart zur Anwendung kam, und in der heutigen Tages gegen vierzig dieser unbeholfen und finster dreinschauenden mechanischen Riesenhandlanger am Werke sind — eine größere Anzahl als selbst in Chicago. Insgesammt sollen die Elevatoren Buffalo's fähig sein, nicht weniger als 9¼ Mill. Bushels Getreide zu fassen, bezw. 3 Mill. Bushels täglich aus den Eriesee-Schiffen in die Kanalboote oder Eisenbahnwagen, die nach dem Osten gehen, umzuladen. Wer wollte da nicht

wieder staunen über die Kraft und Energie, mit der man in Amerika zu arbeiten versteht! Daß die Elevatoren zur Verschönerung der Stadt beitrügen, wird man freilich kaum behaupten können. Nur von dem „utile“, nicht von dem „dulce“, nur von dem „ἀγαθόν“, nicht von dem „καλόν“, ist bei ihnen die Rede, und die Kunst, architektonisch schöne Getreide-Elevatoren zu erbauen, soll von den amerikanischen Eisenbahn- und Schiffahrtsgesellschaften ebenso erst noch gelernt werden, wie die Kunst, schöne Stationshäuser und schöne Landungshallen zu erbauen — bezüglich der Stationshäuser nur eine sehr beschränkte Zahl von ehrenvollen Ausnahmen abgerechnet. Bedenkt man übrigens, daß sich an die Elevatoren Buffalo's ein schlimmer Kornwucher knüpft, und daß der „Elevator-Ring“ kaum einen besseren Ruf hat als der „Tammany-Ring“, so erscheinen sie einem wohl noch düsterer.

Von dem Verkehrsleben auf dem Kanale erhalten wir bei unserer Wanderung den Eindruck, als sei dasselbe viel stärker im Schwunge als auf den verschiedenen Eisenbahnen, die in Buffalo zusammenlaufen. In der Beförderung der Massengüter, für die Buffalo ein Hauptstapelplatz ist — der Brodfrüchte und des Zimmerholzes, der Kohle und des Eisens, des Salzes und des Petroleums — vermag die alte Wasserstraße, der Buffalo seinen Aufschwung ganz in derselben Weise zu verdanken hat wie New-York, die Konkurrenz der jungen Schienenstraßen augenscheinlich mit gutem Erfolge zu bestehen, und während die letzteren durch ihre Tarifkriege einander wechselseitig ruiniren, prosperirt die erstere dem Anscheine nach verhältnißmäßig ganz gut.

Vom Hafen und Kanale gelangen wir zum See, und der vom Westwinde hervorgerufene starke Wellenschlag desselben, sein sandiger Strand und seine niedrigen Dünenwälle sowie sein unbegrenzter Horizont lassen uns ohne weiteres verstehen, wie viel Sinn es hat, wenn man die Reihe der großen Seen auf der Grenzscheide zwischen der Union und Kanada als das „nördliche Mittelmeer“ des amerikanischen Welttheils bezeichnet

hat. Jedem einzelnen der fünf Seen könnte man füglich den Namen „Meer“ zugestehen! Sollte diesen Riesenseen nicht eine große Rolle zugetheilt worden sein bezüglich des Verkehrs- und Kulturlebens der Neuen Welt? Vielleicht sogar eine größere Rolle als selbst dem nordamerikanischen „Vater der Gewässer“, dem Mississippi, trotzdem daß uns dieser bei dem Blicke auf die Landkarte immer so sehr viel mehr Achtung einflößt? Haben die Menschen, die von Europa aus in der Neuen Welt einwanderten, sich nicht in viel dichteren Gruppen in den Uferstaaten des Ontario-, Erie-, Huron- und Michigansees niedergelassen, als in den Uferstaaten des unteren Mississippi! Und haben sie nicht den Strom der Güter, die sie durch ihre Arbeit dem Boden des oberen Mississippi-Gebietes abgewinnen, durch Kanäle und Eisenbahnen vom Mississippi hinweg und hinüber nach den Seen gelenkt! Ursprünglich brach die schöne ostwestliche Wasserstraße, die die großen Seen bilden, allerdings bei Buffalo vollkommen ab, um erst unterhalb der Niagara-Fälle von neuem zu beginnen — was in der Namensveränderung des Stromes seinen ganz vortrefflichen Ausdruck findet. Als De Witt Clinton der Straße aber einmal ihre künstliche Fortsetzung durch den Erie-Kanal gegeben hatte, da entfaltete dieselbe rasch ihre hohe kulturgeographische Bedeutung, und das Aufblühen von Buffalo, Cleveland, Detroit, Chicago, Milwaukee, Toronto, sowie auch von New-York, liefert davon den alleraugenscheinlichsten Beweis. Daß Buffalo dazu bestimmt sein mußte, eine der hervorragendsten Rollen in dem Verkehrsleben der Seen zu spielen, ist leicht ersichtlich. Schon vor der Herstellung des Erie-Kanals, als die große Wasserstraße des Binnenlandes noch an den Niagarafällen endigte, mußte es durch seine Lage in dem Ostende seines Sees und unmittelbar oberhalb der Fälle dazu bestimmt erscheinen, den wichtigsten Umschlagsplatz für den Waarenverkehr derselben zu bilden. Und nach der Herstellung des Kanals konnte ihm seine Rolle als östlicher Vorhof des großen Welt-

marktes New-York, als der es sich uns in jeder Beziehung kennzeichnet, ebenfalls nicht gut entgehen.

Nachdem wir es in der angegebenen Weise versucht haben, uns einen Einblick in das Wesen Süd-Buffalos, das unserer Meinung nach seine Abhängigkeit und sein Vasallenverhältniß gegenüber New-York nirgends verleugnen kann, zu verschaffen, durchwandern und durchfahren wir noch flüchtig Nord-Buffalo, das sich an dem Niagara-Strome hinunter und an dem Fuße der „Highlands" von Evans und Wales entlang ausdehnt. Anfangs erscheint die Stadt auch hier noch als reine Geschäftsstadt: als eine Stadt von Mühlenwerken, Maschinenfabriken, Zuckerraffinerien, Bierbrauereien, Gerbereien ꝛc. Bald ändert sich das aber, und wir gelangen tiefer und tiefer in das Viertel der Villen und Klubhäuser, der Avenuen und Garten- und Parkanlagen hinein, und wir werden hier zu dem Geständnisse gezwungen, daß Buffalo auch seine überaus freundliche und angenehme Seite hat. Das Geschäftsviertel ist eben in Buffalo genau so streng von dem Wohnviertel getrennt wie in New-York. Als besonders glänzende Anlagen heben wir in der Nordstadt die breite Delaware-Avenue und den City-Park hervor. Der letztere ist von demselben Gartenkünstler angelegt wie der New-Yorker Central-Park, leider hat man aber von dem Mittelpunkte der Stadt bis zu seinen ersten Laubgängen nicht weniger als acht englische Meilen Wegs zu überwinden — eine der berühmten „magnificent distances", durch welche die Neue Welt allenthalben in erster Linie glänzt. Da uns unsere Zeit in Buffalo ebenso wie an zahlreichen anderen Orten nur kurz zugemessen ist, so erachten wir das wieder als des Guten ein wenig zu viel.

Von bemerkenswerthen Bauten sahen wir an den langen Straßen der Nordstadt nicht besonders zahlreiche. Die theilweise aus Holz, theilweise aus Ziegel gebauten Wohnhäuser, die zumeist in der bekannten englisch-amerikanischen Weise nur einer Familie dienen, erscheinen durch ihre Portal- und Verandavorbauten vielfach recht hübsch und kokett, und auf einen ziem-

lich allgemeinen Wohlstand der Bevölkerung kann man daraus wohl unbedingt schließen. Nahe dem Centrum der Stadt gibt es eine große Anzahl stattlicher Geschäftspaläste und Verkaufsläden nach dem Muster der New-Yorker, und auf den Firmen derselben lesen wir in auffällig großer Zahl deutsche Namen, sowie wir auf den Straßen auch auffällig viel Deutsch reden hören. Daß das amerikanische Deutschthum Buffalos sein Erstgeburtsrecht und seine Nationalität aber für das Linsengericht des materiellen Wohlstandes auch hier leichten Herzens dem Angelsachsenthume preisgibt, schlossen wir namentlich aus der englischen Inschrift: „German Young Men's Association" auf einem der bedeutendsten öffentlichen Gebäude der Stadt. Außer diesem letztgenannten Klubhause fielen uns unter den Häusern Buffalos nur noch auf: die etwas abseits liegende City Hall, das Gebäude der Historischen Gesellschaft, die römisch-katholische St. Josephs-Kathedrale und die große Irrenanstalt, sowie unter den sonstigen Bauten die gewaltige Niagara-Brücke. Dem kleinen Square in der Mitte der Stadt gereicht das „Soldiers' and Sailors' Monument", das etwas mehr Schwung besitzt, als die meisten anderen Denkmäler, die wir in Amerika sahen, sehr zur Zierde. Im übrigen erschien uns Buffalo aber als eine denkmalarme Stadt.

10.

Die Niagarafälle. Ihre Bedeutung als amerikanisches Touristenziel. Die an sie geknüpfte Industrie. Der Naturgenuß, den die Fälle bereiten. Ihre geologische Arbeit.

Von der hochaufstrebenden amerikanischen Großstadt Buffalo begeben wir uns vermittelst Eisenbahn nach dem kleinen kanadischen Dorfe Clifton, das etwa zwanzig englische Meilen nordwestlich von Buffalo auf der linken Seite des Niagara gelegen ist, und daselbst treten wir der ersten unter den nordamerikanischen Naturschönheiten — den Niagarafällen — gegenüber.

Obgleich es spät im Jahre ist, so fehlt es in dem Zuge nicht an Mitreisenden, die demselben Ziele zustreben. Da sich die Rocky Mountains gar zu weit abseits in dem „Großen Westen" befinden, und da dieselben als Touristenziel außer ihrer räumlichen Entrücktheit auch noch manche andere unverkennbare Schattenseite besitzen, über die uns die Pullman- und Dining-Cars der Pacificbahnen nur sehr unvollkommen hinweghelfen, so müssen ja die Niagarafälle den Amerikanern — so viel es ihnen eben möglich ist — unsere Schweiz ersetzen, unsere Schweiz mit all ihren himmelhohen Schneebergen, mit all ihren wald- und wiesengrünen Thälern und Schluchten, mit all ihren schäumenden Strömen und mit all ihren spiegelglatten, tiefen Seen. Thut man an einen gebildeten Amerikaner im Laufe der Unterhaltung die Frage: „Sind Sie in den europäischen Alpen gewesen?" so kann man sicher sein, daß er alsbald die Gegenfrage an einen richten wird: „Haben Sie unsere Niagarafälle gesehen?" Rhein und Hudson, Alpen und Niagarafälle haben in der Natur-Aesthetik der beiden Welttheile parallel neben einander einherzuschreiten, und sie haben einander zu entsprechen und einander zu ersetzen, ähnlich wie die sogenannten vikarirenden Arten des Pflanzen- oder Thiergeographen einander zu entsprechen und einander zu ersetzen haben — wohl oder übel. Insbesondere hat die Niagarafall-Reise für die jungvermählten Paare der Neuen Welt ganz dieselbe Rolle zu spielen, wie die Schweizer-Reise für die jungen Paare der Alten Welt, und wir haben bereits im Eisenbahnwagen mannigfache Gelegenheit, in dieser Beziehung eine geradezu frappante Aehnlichkeit zwischen den Niagarafällen und den Alpen zu beobachten. In allen übrigen Beziehungen liegt die Verschiedenheit beider Reiseziele zu sehr auf der Hand, als daß wir darüber noch ein weiteres Wort zu verlieren hätten. Der Alpensportsmann vor allen Dingen darf mit Fug und Recht über die Zusammenstellung der beiden heterogenen Dinge lachen, womit aber keineswegs behauptet werden soll, daß die Schönheit der Niagarafälle in irgend

einer Weise der Schönheit der herrlichsten Alpenlandschaft nicht vollkommen ebenbürtig sei. Wir erinnern uns sehr gut der Augenblicke, wo am Eingange des Chamounix-Thales zum ersten Male die gegen den Himmel emporragenden Fels- und Gletschermassen des Montblanc vor uns standen und überwältigend auf unsere Seele wirkten. Der Eindruck, den die in den Abgrund hinunterstürzenden Wassermassen des Niagara auf uns machten, als wir ihnen zum ersten Male gegenübertraten, war sicherlich nicht weniger mächtig. Wir verdenken es den Bürgern der Neuen Welt also ganz und gar nicht, wenn sie die Fälle auf das Höchste preisen, und wenn sie Sommer-, Herbst- und Winterreisen nach ihnen unternehmen, ganz so wie wir es daheim bezüglich der Schweiz zu thun gewohnt sind.

Unter unseren Mitreisenden fallen uns außer verschiedenen jungen Ehepaaren namentlich ein paar allein reisende, elegant aufgeputzte Negerdamen mit schönen weißen Zähnen und stark prognathen Kiefern auf, die uns beweisen, daß sich das Auf-eigenen-Füßen-Stehen des weiblichen Geschlechts in der Neuen Welt auch auf das dunkelfarbige Bevölkerungselement erstreckt; sowie ein paar junge, sorgfältig in Pariser Weise gekleidete Herren von eigenthümlicher Gesichtsbildung, die wir anfangs für Mexikaner halten, die sich uns aber im Laufe der Unterhaltung, in die wir mit ihnen verwickelt werden, als Parsi aus Bombay und als eifrige Anhänger der Lehre Zoroasters offenbaren. Man sieht, die Niagarafälle üben ihre Anziehungskraft auf Wandervögel der allerverschiedensten Art aus, ganz wie die Alpen, und außer aus den verschiedenen Theilen Amerikas und Europas strömen ihre Bewunderer auch sogar aus Afrika und Asien herbei — aus Afrika in dem gegebenen Falle freilich auf langem Umwege.

Von der amerikanischen Industrie, die sich an das Touristenwesen der Niagarafälle knüpft — so gut wie an das Touristenwesen der Schweiz, nur vielleicht ein wenig intensiver, gemäß dem anderen Charakter der Neuen Welt —, von dieser Industrie

erhalten wir einen deutlichen Begriff bereits auf dem Bahnhofe von Buffalo, zwanzig Meilen von den Fällen entfernt. Dort hat uns ein Cliftoner „Loafer" mit seinem Habichtsblicke sofort als Niagarafall-Reisende erkannt, und all unsere Sprödigkeit und Reise-Erfahrung hilft uns nun nichts, wir gerathen in seine Klauen und kommen nicht wieder aus denselben los, so lange wir uns in dem Eisenbahnzuge befinden. Er will uns unser Handgepäck entreißen und es in einen der Wagen stellen, wir halten es fest und bringen es selbst an seinen Ort. Wir nehmen auf einem der Sitze Platz, er setzt sich uns gegenüber. Er redet mit uns über das, was in Clifton zu sehen ist, und er bietet uns hundert Dienste an, wir schweigen oder antworten kurz und ablehnend. Wir suchen uns einen anderen Sitz, um dem Unausstehlichen zu entgehen, er folgt uns nach wie unser Schatten. Wir flüchten hinüber nach dem Rauchwagen, so sehr uns derselbe durch seine Unsauberkeit und seine Tabakkauer anwidert; auch dort finden wir nicht Ruhe vor ihm. Ein größeres Maß von Aufdringlichkeit ist uns in unserer Reisepraxis nirgends begegnet, obgleich man doch in gewissen Alpengegenden und in gewissen italienischen Städten auch nicht gerade zurückhaltend und bescheiden im Anbieten unbegehrter Dienste gegenüber den Fremden ist. Der Mann ist augenscheinlich der bestellte Zutreiber irgend eines größeren Hotels, das sich in der Nähe der Fälle befindet, und für jedes zum Scheren eingelieferte Opferlamm erhält er seine Prämie, anders können wir uns seinen Eifer unmöglich erklären.

Die Musterung des breiten Niagara-Stromes, wie er oberhalb der Fälle zwischen flachen Ufern ruhig dahin fließt, wird uns durch das Gebahren des unangenehmen Burschen arg verleidet, und ebenso auch die Musterung des schmal gewordenen Stromes, wie er unterhalb der Fälle in seinem kirchthurmtief eingegrabenen, steilwandigen Cañon wild dahin tost. Ueber das Cañon gelangen wir aber endlich vermittelst der berühmten Suspension-Bridge — eines weiteren ameri-

kanischen Glanz-Brückenbaues — hinüber nach der kanadischen Seite und nach der Station Clifton. Die Zollrevision, die uns daran erinnert, daß wir das Gebiet des großen nordamerikanischen Freistaates für eine kurze Zeit verlassen und dasjenige der nordamerikanischen Hauptprovinz des britischen Weltreiches betreten haben, geht rasch an uns vorüber, da wir weder Spirituosen noch Tabak bei uns führen, und durch das niedere Bahnhofgebäude und seinen zweifelhaft reinlich ausschauenden „Gentlemen's Waiting Room“ hinaus auf die Straße, die nach den Fällen führt.

Eine Spezialkarte von der Gegend der Niagara-Fälle, die uns den Weg und die Entfernung beurtheilen ließe, haben wir trotz unseres Bemühens wieder nicht erlangen können, und so sind wir ziemlich rathlos darüber, in welcher Weise wir nach dem Hotel kommen sollen, das man uns empfohlen hat. Der „Loafer“ ist natürlich auf unserer Spur geblieben, und er ist trotz des augenfälligen Undankes, mit dem wir ihn belohnt haben, noch immer zum Rathen und Helfen bereit. Ebenso sind es aber auch mehrere Dutzend „Cab-Drivers“ oder „Hackmen“, die uns alsbald umringen, und die auf uns losbrüllen und an unseren Gepäckstücken herumreißen wie hungrige Wölfe — ein sehr bezeichnendes neuweltliches Gegenbild zu den altweltlichen trinkgeldhungrigen „Schafen“, von denen wir oben redeten.

Wir gelangen hier thatsächlich aus der Scilla in die Charybdis, und indem wir den Scilla-Loafer mit langem Gesichte stehen lassen, bleibt uns nichts anderes übrig, als uns mit einem der Charybdis-Hacks auf Unterhandlungen einzulassen. Der Mangel an Karten sowie an gedruckten Führern von der Niagara-Gegend hat ohne Zweifel seine tieferen Gründe. Den Fremden in dieser Weise den Besuch der Fälle erleichtern, hieße ja eine ganze Reihe von Industrien, die sich an die Fälle knüpfen, schwer schädigen, und je unvertrauter die Reisenden mit den Verhältnissen und den Wegen sind, desto besser lassen dieselben Dollars aus sich herauspressen —

saftreichen Goldorangen gleich. Das wissen die Niagara-Männer zu gut, und wir müssen alsbald anerkennen, daß ihre Berechnung richtig ist. Uebrigens ist der Amerikaner aber auch außerordentlich bequem und freigebig, sobald er eine Vergnügungsreise macht, und Karten zu studiren, sowie zu wandern und mit den Dollars zu kargen, wie wir ökonomischen Deutschen, kommt ihm nicht von ferne bei. Er überläßt sich mit beneidenswerther Seelenruhe den Führern, Kutschern und Hoteliers, auch wenn er von denselben noch so schamlos ausgebeutet wird.

Der gute „Hack“ — das ist der kürzeste und prägnanteste amerikanische Ausdruck für unser langwieriges und umständliches Wort „Droschkenkutscher“ und „Droschke“ zugleich —, mit dem wir also nothgedrungen nähere Bekanntschaft anknüpfen, verlangt von uns für die kurze Fahrt nach dem „Hotel Brunswick“ zwei Dollars, er betont aber gleichzeitig, daß er bereit sei, uns für sechs Dollars nach den sämmtlichen Hauptsehenswürdigkeiten in der Nachbarschaft der Fälle zu bringen. Er beansprucht also genau wie der amerikanische Gastwirth und genau wie die amerikanische Eisenbahn-Gesellschaft eine Art Monopol von uns, er will uns „en gros“ in den Kauf nehmen, und nicht „en détail“, und er gedenkt dabei offenbar etwas Erklecklicheres zu gewinnen. Da uns seine Forderungen bei aller unserer Unbekanntschaft mit den Verhältnissen viel zu hoch erscheinen, so würden wir dem Manne wohl ohne weiteres den Rücken kehren und uns einem seiner Konkurrenten zuwenden, wenn wir nicht zu fürchten hätten, daß das ganze wilde Heer von neuem schreiend und gestikulirend und uns halb zerreißend auf uns einstürmen würde. Die freie Konkurrenz ist auch an diesem Punkte der Neuen Welt wieder so abscheulich wild und rücksichtslos. Wir haben aber nicht nöthig, uns ihr von neuem preiszugeben. Unser Freund sieht, daß ihm seine Beute füglich entgehen könnte, er ermäßigt seine Forderung für die einfache Fahrt zum Hotel ausnahmsweise

auf einen Dollar, und wir steigen deshalb in seinen Wagen ein, das Weitere späteren Verabredungen überlassend.

Hätten wir im voraus gewußt, wie nahe unser Ziel war, wie herrlich schön und interessant der ganze anderthalb englische Meilen weite Weg ist, der dem Cañon entlang zu den Fällen führt, und wie viel besser man seine Schönheit beim langsamen Wandern genießen kann, wenn man hart am Rande der Schlucht, die der Strom in den silurischen Kalkstein und Sandstein hineingenagt hat, den Schritt zuweilen hemmen und hinabblicken kann in die Tiefe, und wenn die großartige Musik des „Donnerwassers“ — das ist ja die poetische Bedeutung des indianischen Namens der Fälle — nicht durch das beständige Rädergeknarr gestört wird, so würden wir es entschieden vorgezogen haben, uns von den eigenen Füßen zum Brunswick House tragen zu lassen. Auch dann freilich würde die schöne Rose, die wir auf unserer Amerika-Reise zu pflücken im Begriffe sind, nicht ohne alle Dornen geblieben sein: Wir haben es später, als wir von unseren Süd- und Westfahrten zurückkehrten, nicht unterlassen können, dem Donnerwasser, das all seinen Zauber auf uns ausgeübt hat, einen zweiten Besuch abzustatten, und dabei haben wir uns dann bemüht, die Erfahrungen unseres ersten Besuches zu verwerthen. Wir sind dann auch unter anderem nach unserem Hotel gewandert, statt zu fahren. Da kam uns aber alle fünfzig Schritte ein anderer „Hack“ nachgejagt, um uns durch unermüdliches Zureden zu veranlassen, für einen halben oder einen viertel Dollar oder gar ganz unentgeltlich nach dem Hotel zu fahren. Im letzteren Falle handelte es sich natürlich um eine ähnliche Erscheinung, wie wir sie in unserem „Loafer“ kennen gelernt haben. Die Zutreiber der Hotels sind ja ebenso eifrig thätig zu Roß und zu Wagen wie zu Fuß. Und dabei beeinträchtigen sie uns den Naturgenuß nicht bloß durch ihre Zurufe und durch ihr Schwatzen, sondern auch durch die Staubwolken, die sie uns bei ihrem Heranfahren oder bei ihrem Mitfahren in das Gesicht wirbeln. Land der Freiheit! seufzen wir wie

in unserem Schlafzimmer zu Buffalo, und lassen das Unvermeidliche über uns ergehen, wenn auch nicht, ohne dann und wann eine kleine Portion göttlicher Grobheit auf die Zudringlichen regnen zu lassen.

Bei unserer ersten Niagara-Fahrt kommen wir an verschiedenen Zollhäusern vorüber, bezw. durch verschiedene Zollthore — „toll-gates" — hindurch, bei denen uns in der Weise der alten deutschen Raubritter für die Durchfahrt irgend eine Abgabe abverlangt wird. Da es daheim dergleichen Stellen an den Landstraßen hie und da auch noch gibt, so wundern wir uns darüber anfangs nicht sehr; als wir auf unserer viertelstündigen Fahrt dem Zollhause mit der Aufschrift „Nr. 5" begegnen, da scheint uns dies aber des Tributes doch ein wenig zu viel. Auch die Cliftoner Gemeinde macht eben bezüglich der Fälle ein Monopol geltend, und zur Zeit unserer Niagara-Fahrt schien sie noch durchaus nicht gesonnen, auf ihre direkten Einnahmen aus den Zollabgaben zu verzichten.*)

Daß die Industrie sich des herrlichen Naturwunders auch noch in anderer Weise bemächtigt hat, und daß sie sich auf der amerikanischen Seite hat erdreisten dürfen, Hand an dasselbe zu legen und es zu verstümmeln, ist eine bekannte Thatsache, und wir haben von unserem Wagen aus Gelegenheit, auch darüber nachzudenken. Die in die Cañon-Wände hineingesprengten Löcher, aus denen das Niagara-Wasser nach gethaner Fabrikarbeit herausströmt, und die schuppenartigen häßlichen Bauten der Papiermühlen am Rande des Cañon passen in der That schlecht zu der großartigen Flußscenerie und zeigen uns die größte menschliche Armseligkeit neben der unendlich großartigen Natur, und indem die Nation jahrzehntelang duldete, daß dergleichen Anlagen zur Ausbeutung der Wasserkraft des Niagara gemacht werden konnten, duldete sie wieder eine schwere Mißhandlung ihrer öffentlichen Interessen durch

*) Mittlerweile ist dies dank den Bemühungen der amerikanischen Bundesregierung doch geschehen.

scham- und rücksichtslose Monopolisten, sowie zugleich eine verbrecherische Tempelschänderei an ihrem größten natürlichen Heiligthume. Daß sich die Amerikaner endlich dieser Thatsache bewußt geworden sind, und daß sie durch die Zahlung einer Ablösungssumme an die Antheilhaber des Niagara-Monopols die rechte Ufergegend des Stromes und der Fälle in einen frei zugänglichen „Nationalpark“ verwandelt haben, war in der That hohe Zeit. Drüben in Europa sind dergleichen Gegenden durch die tausendjährige historische Entwicklung und durch das Herkommen glücklicherweise jederzeit frei zugängliche Nationalparks gewesen — ein Beweis, daß die historische Entwickelung nicht in jeder Beziehung soziale Krankheitserscheinungen zeitigt. Wenn man doch übrigens außer den Fabrikanlagen auch die häßliche Drahtseilbahn hart an der Seite des „Amerikanischen Falles“ beseitigen, bezw. sie durch eine diskretere und das Auge weniger beleidigende Auffahrt ersetzen wollte!

Im Hotel Brunswick finden wir recht gute Unterkunft — natürlich nach dem amerikanischen Plane —, und aus unserem Zimmer haben wir einen prächtigen Ausblick auf beide Fälle: auf den „Amerikanischen Fall“ ebenso wie auf den kanadischen „Horseshoe-Fall“, und das Donnern der beiden „Donnerwasser“ können wir darin Tag und Nacht mit vollen Zügen genießen. Gerade in dem Donnern und Rauschen der Fälle scheint uns aber ihr Hauptreiz zu liegen, und die Sprache der Naturkinder, die ursprünglich an den Fällen saßen, bezeichnete das Wesen des Naturwunders ohne Zweifel ungleich treffender, als die Sprache der civilisirten Leute, die gegenwärtig daran sitzen. Weil das Donnern aber eine so große Hauptsache bei den Niagara-Fällen ist, so kann man sich auch aus einer Beschreibung oder aus einem Gemälde derselben immer so schwer einen Begriff von ihrer Großartigkeit machen. Beschreibung und Gemälde lassen uns kalt, das Gedonner aber erwärmt uns für die erhabene Schönheit, denn es läßt am deutlichsten die „vis viva“ ahnen, die dem in den tiefen Ab-

grund stürzenden Strome innewohnt. Von der Großartigkeit eines Alpenberges erhalten wir durch den Pinsel eines Calame oder durch die Feder eines Tschudi eine viel vollkommenere Vorstellung.

Da es noch früh am Tage ist, so vertrauen wir uns nach kurzer Rast im Hotel zum zweiten Male dem „Hack“ an, der uns vom Bahnhofe zum Hotel gebracht hat, und wir lassen uns von demselben nach den interessantesten Punkten auf dem kanadischen Ufer bringen. Wir sind zwar der Seume'schen Ansicht, daß „alles viel besser geht, wenn man so viel als möglich auf den eigenen Füßen geht“, aber der Mann versichert uns in Uebereinstimmung mit dem Gasthausbesitzer — einem Deutschen, der das Deutschsprechen und Deutschdenken gründlich verlernt hat —, daß man anders als zu Wagen unmöglich zu dem fünf Minuten entfernten Horseshoe-Falle und zu den ein paar englische Meilen entfernten „Brennenden Quellen“ gelangen könne, und daß er uns dabei belügt, und daß er uns bereits bei der ersten Fahrt um 100 Prozent des üblichen Fahrpreises betrogen hat, sowie daß er im Begriffe ist, uns bei der zweiten Fahrt um weitere 100 oder 200 Prozent desselben zu betrügen, ahnen wir in unserer Karten- und Führerlosigkeit leider nicht.

Der Horseshoe-Fall ist in drei Minuten erreicht, und dort empfiehlt uns unser Kutscher, auszusteigen und von einer Art Observatorium aus, das sich auf dem Dache eines Hauses befindet, Rundschau zu halten. Da wir dergleichen freie Ausblicke außerordentlich lieben, so folgen wir seinem Rathe ohne Zögern. Das Observatorium ist in merkwürdiger Liberalität „free of charge“ — entréefrei —, wie wir es an den Niagara-Fällen kaum erwartet haben; dafür läßt es uns freilich auch nur wenig mehr sehen, als wir von ebener Erde aus gesehen haben; was bei der Engumrahmtheit des Bildes nicht gut anders denkbar ist. Warum man sich die Mühe genommen hat, das überflüssige Ding zu bauen und es dem Publikum unentgeltlich zu öffnen, erfahren wir nach unserem Herabsteigen.

Im Erdgeschosse des betreffenden Hauses befindet sich ein sogenanntes „Museum", und in dasselbe werden wir hineingenöthigt, sobald wir wieder unten sind, wieder mit der tröstlichen Versicherung, der Besuch sei — „free of charge." Darin angekommen, werden wir aber bald belehrt, daß das Museum von eigenthümlicher amerikanischer Art ist. Es ergeht uns darin fast, wie es den Aermsten zu ergehen pflegte, die, ohne ihre Ohren mit Wachs zu verstopfen, an der Insel der Sirenen vorüberkamen. Zwei oder drei zungengewandte Verkäuferinnen nehmen uns in Empfang, zerren uns von einer schönen Photographie der Fälle zu der anderen, von den Photographien zu indianischen Moeassins verschiedenster Größe, von den Moeassins zu zierlichen Muschel- und Perlenhalsbändern, von den Halsbändern zu eleganten Damenfächern, und von diesen zu hunderterlei anderem Tand, überall aber sollen wir kaufen und kaufen und kaufen. Wieder eine Art Industrie, die sich an die Fälle knüpft! Haben wir endlich glücklich die Ausgangsthür des Museums gewonnen, und sind wir den erbarmungslosen Schönen mit heiler Haut entschlüpft, so steht uns noch eine zweite Aufklärung bezüglich des räthselhaft liberal geöffneten „Observatoriums" bevor. Während unser Kutscher wohl $1^1/_2$ Stunden auf uns wartet und sich das Warten theuer genug bezahlen läßt, steckt man uns in einen Waterproof hinein, und in dieser Vermummung führt man uns durch eine Art Schacht tief hinunter unter den Horseshoe-Fall, so daß derselbe seine Wassermassen außer über die Kalk- und Sandsteinfelsen auch über uns hinweg donnern läßt. Die Wanderung unter dem Falle ist aber so interessant, und sie gestattet die furchtbare Gewalt und die eigenartige Erosions- und Unterminirungsarbeit desselben so prächtig zu beobachten, daß wir das Dollar-Opfer, das uns dafür auferlegt wird, diesmal mit Vergnügen darbringen, und ebenso auch noch das Trinkgeld, um das uns der Führer anbettelt, nachdem wir die tarifmäßige Zahlung geleistet haben. Das Trinkgeld können wir natürlich nicht den Amerikanern von der großen Republik

zur Last legen — denn wir befinden uns ja in Kanada —, wohl aber dürfte die allgemeine Niagara-Industrie mit ihren Lockmitteln auch auf der kanadischen Seite der Fälle mit auf Rechnung amerikanischer Findigkeit gesetzt werden müssen.

Den Horseshoe-Fall aus der Nähe von oben ganz und voll zu genießen, ist durch das Zusammenstürzen des Table Rock, der einst den Fall überragte, unmöglich geworden. Nach der Lyell-Pohlmann'schen Berechnung weicht ja der Fall durch Unterwaschung der Felsen, über die er hinabstürzt, im Durchschnitt alljährlich gegen drei Fuß in der Richtung auf den Erie-See zurück. Da der Horseshoe-Fall der Hauptfall ist, über den mehr als drei Viertheile des gesammten Niagara-Wassers in den Abgrund hinunterstürzen — nach Lyell in jeder Stunde 1500 Millionen Kubikfuß —, so müssen wir dies sehr bedauern. Für das Auge wirkt der Horseshoe-Fall als Ganzes nur aus der Ferne, und namentlich als Hintergrund des Amerikanischen Falles. Auch das unvollkommene Bild, das er uns gewährt, ist aber großartig genug, wir weiden uns daran mit einem gewissen Hochgefühle, indem wir unmittelbar an dem Rande des Abgrundes stehen, und es wird uns schwer, davon wieder Abschied zu nehmen. Nachdem dies endlich doch geschehen, geht die Fahrt durch den an den Fall anstoßenden kanadischen Niagara-Park und nach den „Burning Springs", natürlich wieder nicht, ohne an den Eingängen irgend welchen Tribut an die privaten Eigner zu zollen. Warum hat man uns am ersten Zollthore nicht gleich 5 Dollars in Bausch und Bogen abverlangt, statt uns alle zweihundert Schritte von neuem zu belästigen und uns dadurch den Genuß in derselben Weise zu stören, wie die Hacks! Der Park entlang den kataraktenreichen Nebenarmen des Stromes ist ganz reizend und lohnt die Fahrt sehr, die künstlich für einen Augenblick in Brand gesteckten Schwefelwasserstoffquellen sind der Mühe des Besuches weniger werth. Ein „Museum" von allerlei Niagara-Erinnerungen fehlt aber natürlich auch bei den Quellen nicht.

Während unserer Rückfahrt wird es allmälig Abend, und zugleich tritt auch wieder einer jener plötzlichen Temperatur- und Wetterwechsel ein, wie sie für das amerikanische Klima so charakteristisch sind. Den Tag über haben wir die mannigfaltigen Schönheiten der Niagara-Scenerie noch im prächtigsten Herbstkolorit gesehen, jetzt fängt es an zu schneien und zu stöbern, und bald sind alle Wege und Stege einen halben Fuß hoch mit dem Erstlingsschnee des herannahenden Winters bedeckt. Der Horseshoe-Fall hüllt sich in Dunkel und erinnert uns nur noch durch sein donnerndes Rauschen an die Gewalt und das Leben, die ihm innewohnen. Der Amerikanische Fall dagegen strahlt — dank den industriösen Amerikanern — zu uns herüber in elektrischer Beleuchtung, und er gewährt uns auch so ein herrlich schönes Bild, wenngleich wir dem Bilde, das er uns am Tage im Sonnenlichte freiwillig darbietet, den unbedingten Vorzug geben.

In dem Hotel unterhalten wir uns nach dem Abendessen noch eine Weile mit unseren Parsi-Freunden über die Wasserfälle sowie über die Lehre Zoroaster's und ihre Bekenner, und dann ziehen wir uns, von all dem Schauen ermüdet, in unser Zimmer zurück, um uns von der Donnermusik der Fälle in den Schlaf lullen zu lassen.

Am nächsten Morgen lacht heller Sonnenschein über die Winterlandschaft an den Niagara-Ufern, und wir begeben uns über die luftige Hängebrücke, welche man zur Verbindung der beiden Ufer unmittelbar unterhalb des Amerikanischen Falles hergestellt hat, für einige Stunden wieder hinüber nach der amerikanischen Seite — nach dem Prospectpark, der Ziegeninsel, der Mondinsel, den Schwesterinseln ꝛc. —, zum Theil zu Fuß, zum Theil wieder in dem auf dieser Seite doppelt überflüssigen „Hack." Die kanadische Seite hat ja wohl den Vorzug, daß uns daselbst die beiden Fälle fast nirgends aus den Augen kommen, und daß uns ihr mächtiges Rauschen daselbst allenthalben in der ungedämpftesten Weise zum Ohre tönt — deshalb ist es rathsamer, auf dieser Seite sein Standquartier zu

nehmen. Im übrigen aber bietet die andere Seite zweifellos die größten Glanzpunkte, und vor allen Dingen die großartigste Gesammtansicht der beiden Fälle von Prospect-Point aus. Der Anblick der Fälle, den wir, auf die Mauerbrüstung gelehnt, von diesem Punkte aus genossen haben, wird uns zeitlebens unvergeßlich bleiben. Das ist auch der Punkt, von dem aus es dem Maler und Photographen am besten gelingt, die Fälle im Bilde darzustellen. Es liegt etwas ungemein Zauberhaftes in der Ruhe und Majestät und Gesetzmäßigkeit, mit der die ungeheuren Wassermassen über den Rand des Abgrundes hinabfließen, um alsbald auseinander zu streben und sich zu disintegriren, und sodann aus der schwindelnden Tiefe wieder zu uns heraufzusprühen als fein zertheilter Wasserstaub und zu uns heraufzubrüllen als Donner — eine der schönsten Illustrationen zu der großen Lehre von der Einheit der Naturkräfte. Daß sich der berühmte Wasserfallschwimmer Sam Patch in die schöne Fluth hineinstürzen konnte, finden wir nicht so ganz unbegreiflich; daß er heiler Haut in der Tiefe ankam, erscheint uns aber als ein absolutes Wunder. Der Amerikanische Fall dürfte übrigens für ein derartiges Experiment viel gefährlicher sein, als der Horseshoe-Fall, da sich an seinem Fuße viel zahlreichere hinabgestürzte Felsblöcke befinden, als an dem Fuße des Horseshoe-Falles. Die Wassermassen des Amerikanischen Falles sind augenscheinlich nicht so vollkommen im Stande, die Felsen zu zerarbeiten, wie die so viel gewaltigeren des Horseshoe-Falles. Wie der letztere viel rascher zurückrückt als der erstere — besonders in seiner Mitte, wo seine Wasserkraft am konzentrirtesten wirkt —, so zertrümmert er auch die Felsblöcke, die er mit hinabreißt, in der Tiefe viel rascher und vollständiger. Doch von der Art, wie die „geological dynamics“ an den Fällen thätig sind, behalten wir uns vor, an anderer Stelle ausführlicher zu reden.

Nachdem wir — wieder nicht ohne mannigfache Belästigung durch Zolleinnehmer, Museumsinhaber ꝛc. — auch die anderen Hauptschönheiten des amerikanischen Ufers nach Ver-

dienst bewundert haben, namentlich die „Rapids“ des Hauptstromarmes oberhalb des Horseshoe-Falles, gelangen wir vermittelst der erwähnten Drahtseilbahn hinab auf die Sohle des Cañons und auf die Felsblöcke, die der Amerikanische Fall hinuntergerissen hat in die Tiefe, und dann im kleinen Boote durch den wild aufgeregten Strom, unmittelbar unterhalb der Fälle, zurück nach dem Ufer, auf dem wir unser Quartier haben.

Wir besuchen hierauf noch den geologisch interessanten „Whirlpool“, bei dem sich die Fluth an einer Felsenecke bricht, um dadurch ebenso wild aufzukochen, wie durch den Sturz von dem Felsen, und dann nehmen wir Abschied von der Niagara-Landschaft, um dieselbe acht Monate später im freundlichsten Sommergrün wiederzusehen. Welches von den beiden Gewändern das schönere ist, vermögen wir kaum zu sagen. Herrlich schön sind sie beide.

11.

Quer durch die Provinz Ontario. Die Stadt Detroit.

Ein Expreßzug des „Grand Trunk“ — der Haupteisenbahnlinie des kanadischen Ostens — führt uns von Clifton quer durch die Provinz Ontario hindurch weiter westwärts, über Hamilton, Paris und London nach Detroit, und zwar ohne irgend welchen erwähnenswerthen Aufenthalt, da die genannten Landstädtchen uns trotz der Lieblichkeit ihrer Umgebung dazu nicht Verlockungen genug bieten. Das industriereiche Hamilton, das auf stark hügeligem und zum Theil felsigem Terrain unmittelbar an einer Bucht des Ontario-Sees liegt, hätte uns, wenn die Jahreszeit nicht schon gar zu weit vorgerückt gewesen wäre, und wenn die schönen Herbstfarben uns nicht zur Eile gemahnt hätten, vielleicht am ersten für ein paar Tage fesseln können. Paris und London gemahnen uns durch ihre Physiognomie mehr an unsere deutschen Ackerbaudörfer als an die Weltstädte, nach

denen sie benannt sind, und wir können ihre stolzen Namen nicht gut anders begreifen als durch den Humor der Kolonisten, denen sie ihre Entstehung verdanken. Daß die Oertchen dereinst, wenn sich der südlichste Strich der britischen Dominion vollkommener und höher entwickelt haben wird, viel glänzendere Zeiten sehen werden, bezweifeln wir. Stratford, in der Mitte der Halbinsel, sowie Hamilton und Toronto, in den westlichen Eckpunkten des Ontario-Sees, scheinen uns dazu viel bessere Aussichten zu haben.

Bis Hamilton geht die Fahrt zumeist hart an dem See entlang, und die waldumrahmte blaue Wasserfläche bietet auf dieser Strecke mancherlei Anklänge an unsere Ostsee, nur erscheint uns ihr Wellenspiel an dem Strande ebenso wie ihre ganze Uferbildung wesentlich zahmer und meerunähnlicher. Eigentliche Dünen, wie wir sie an der pommerschen und preußischen Küste finden, fehlen vollkommen, und ebenso auch steil hinabstürzende Vorgebirge und Anhöhen, wie sie die Küste von Rügen, Möen und Schweden zieren. Vom Standpunkte der Natur-Aesthetik müßte man auch unserem Bodensee vor dem Ontario-See weitaus den Vorzug geben, obgleich derselbe an Ausdehnung mehr als dreißig mal hinter diesem kleinsten der fünf großen kanadischen Süßwasserseen zurücksteht. Schaut doch in den Spiegel des „Schwäbischen Meeres" ein Säntis hinein!

Ist eine gewisse Monotonie und Schlichtheit schon die hauptsächlichste Charaktereigenschaft des See-Ufers, so ist sie in einem noch viel höheren Grade diejenige des Binnenlandes, das wir von Hamilton aus quer durchschneiden, und das inselartig von den Becken des Ontario-, Erie-, St. Clair-, Huron- und Simcoe-Sees umschlossen wird. Der geologischen Bildung des Landes nach, die ganz dem allgemeinen amerikanischen Typus der Gleichförmigkeit und Flächenhaftigkeit entspricht, kann man dies auch nicht anders erwarten. Weithin ist der Boden aus denselben alten Felsarten zusammengesetzt — bis über Paris hinaus aus silurischen Sand- und

Kalksteinen und später bis Detroit sowie durch ganz Michigan hindurch aus devonischen —, und die Schichten dieser Formationen, die nur hie und da zu Tage stehen, weichen in ihrer Lagerung nicht, oder doch nur sehr schwach, von der horizontalen Ebene ab. Außerdem sind diese Gesteine aber auch, ähnlich wie diejenigen der nördlichen Alleghany-Thäler, fast überall von glacialem Schuttmaterial überlagert und maskirt — von kleinen erratischen Blöcken, von größeren und kleineren Feldsteinen, von Kies, Sand, Lehm und Thon —, und dadurch wird ihre Einförmigkeit natürlich noch eine wesentlich ausgesprochenere. Der letztere Umstand ebensowie auch die Natur der Fluß- und Bachläufe, die wir zu überschreiten haben, und unter denen nur der Grand River und die Themse namhafter sind, stellt die Gegend in ziemlich vollkommene Parallele zu den Durchschnittslandschaften Norddeutschlands. Die Flüsse fließen ruhig und dunkel dahin und lassen sich durch die flachen Hügelzüge gelegentlich zu Teichen und Seen stauen, die Bäche dagegen eilen munter und klar die flachen Hänge hinab und arbeiten eifrig an der Zerstörung der alten Moränen, wovon ihre kies- und geröllgefüllten Betten deutliches Zeugniß geben. An vielen Orten und namentlich auch bei Hamilton besitzen die fließenden Gewässer offenbar eine genügende Kraft zum Treiben von Mühlenwerken und Fabriken.

Mehr noch als die Bodenbildung erinnert aber die Bodenbewirthschaftung Ontario's an Nordddeutschland. Der Acker- und Gartenbau findet daselbst augenscheinlich sowohl in der Bodenart als auch in dem Klima nur mäßig gute natürliche Vorbedingungen, und obwohl wir uns bei Paris und London unter dem Breitengrade von Genua befinden, so ist die gesammte Pflanzenwelt doch nichts weniger als italienisch, sondern ihr Gepräge ist eher noch etwas nordischer als in Norddeutschland. Der Wald, der die niedrigen Hügelzüge noch ziemlich dicht bekleidet, wenn auch selten mit stattlichem Wuchse, ist vorherrschend Nadelwald — Kiefern-, Fichten- und Cedernwald —, und derselbe gemahnt uns halb an den nor-

wegischen und halb an den deutschen Wald. Die Ackerfelder sind häufiger als mit Mais, mit Hafer, Gerste und Weizen bestellt. Ausgedehnte Landstrecken liegen als Weide für die Rinder und Pferde, die sich vor unseren Augen darauf tummeln, brach, weil sie die Feldbestellung nur kärglich lohnen. Die Gärten endlich sind zwar voll von Apfelbäumen, deren Aeste bis Mitte Oktober von der Last ihrer kleinen rothwangigen Früchte niedergebeugt sind, an Pfirsich- und Aprikosenbäumen und Weinstöcken, wie wir sie im Hudsonthale noch in großer Menge fanden, fehlt es aber vollkommen. Als wir Ontario später während des Frühsommers wiedersahen, da verrieth uns auch die wenig vorgeschrittene Vegetation, und insbesondere der zurückgebliebene Saatenstand, wie der lange und strenge Winter selbst in dem „kanadischen Italien" erst sehr spät von der wärmeren Jahreszeit abgelöst wird. Und diesen Umstand haben wir wohl als die wirthschaftsgeographische Hauptschwäche des Landes zu bezeichnen.

Trotz der ausgesprochen nordischen und in vieler Beziehung fast der russischen und südsibirischen verwandten Natur lehrt uns aber der Augenschein, daß die Kulturfähigkeit der kanadischen Südprovinz hoch genug anzuschlagen ist, und so wie ihre Getreide-, Obst-, Holz-, Fleisch- und Molkereiproduktion bereits gegenwärtig eine sehr namhafte ist, so enthalten ihre cambrisch-silurischen und archaischen Gesteine in der Nachbarschaft des Oberen Sees auch reiche Fundstätten von Silber-, Kupfer- und Eisenerzen, und ihre devonischen Gesteine in der Nachbarschaft des Huron-Sees und des St. Clair-Flusses ergiebige Steinsalzlager und Petroleumquellen, so daß es ein Wunder sein würde, wenn die britischen Kapitalien sich nicht in einer nahen Zukunft stärker in der Hebung dieser Bodenschätze engagiren würden.

Bisher hat die britische Thatkraft und die britische Unternehmungslust Ontario noch in auffälliger Weise vernachlässigt, und die Provinz hat sich vermöge ihrer vorzüglichen Verkehrslage zwischen den drei östlichen der Großen Seen und zwischen

den Hauptkornstaaten und den Hauptindustriestaaten der Union, sowie vermöge ihrer eigenen großen Produktionskraft vorläufig nur dichter besiedelt und mit einem dichteren Eisenbahnnetze überzogen als die übrigen Provinzen der Dominion. Die Häufigkeit, mit der unser Expreßzug anhält, und mit der wir Bahnkreuzungspunkte passiren, wo für den einen oder anderen unserer Mitreisenden ein Wagenwechsel nöthig ist, zeigt uns deutlich genug, daß die statistischen Angaben, nach denen Ontario gegen 40 Prozent von der Gesammtbevölkerung und über 30 Prozent von den Eisenbahnlinien Kanadas besitzt, wohl auf Wahrheit beruhen müssen. Wenn die meisten der Eisenbahnen, und vor allen Dingen auch die Linie, die uns nach dem Westen bringt, halb oder ganz bankerott sind, so erklärt sich dies zur Genüge daraus, daß man in Kanada ebenso wie in der Union beim Eisenbahnbau zumeist nach dem Grundsatze verfahren ist, das Verkehrsinstrument werde sich, sobald es einmal vorhanden ist, ganz von selbst den Verkehr schaffen, und man darf also daraus bezüglich der allgemeinen Prosperität des Landes keinen übereilten ungünstigen Schluß ziehen. Der Grundsatz muß sich in einem so jungen und reichbegabten Lande zweifellos früher oder später bewähren, und in der Hauptsache sind es hier wie in der Union eben nur die Aktionäre, welche die Bahnen begründen halfen, für die vor Ablauf dieses „früher oder später“ des öfteren ein kritischer Punkt eintritt.

Daß sich ihre Hülfsquellen mit derselben Rapidität entfalten werden, wie diejenigen der verschiedenen Territorien in den Vereinigten Staaten, ist auch von der gesegnetsten der kanadischen Provinzen nicht zu erwarten. Dazu ist dieselbe trotz der mannigfaltigen Gaben, die sie von der Natur empfangen hat, viel zu wenig „ein Land, in dem Milch und Honig fließt“, und dazu vermag sie in Europa in keinem Falle so glänzende Illusionen zu erwecken, um einen genügend starken Einwandererstrom auf sich zu lenken. Die Illusionen halfen ja bekanntlich bei dem pilzähnlichen Emporwachsen der

verschiedenen Unionsstaaten ungeheuer viel. Vielleicht ist die langsamere Entwicklung Kanadas und Ontarios aber auch nicht in jeder Beziehung ein Nachtheil für das Land. In manchen Wirthschaftszweigen, wie beispielsweise in der Waldwirthschaft, geht es ohnedies auch in Kanada viel zu rasch vorwärts, und von den unheilvollen Verwüstungen, die dabei angerichtet werden, erzählen auch an unserem Wege die Tausende und Tausende stehen gebliebener Baumstümpfe eine traurige Geschichte. Auch in Kanada fällt und vernichtet man den Wald in der rohesten und rücksichtslosesten Weise, auf dem Boden, der zum Ackerbau geeignet ist, ebenso wie auf demjenigen, der dazu unbedingt nicht taugt. Das gibt dann wohl für ein paar Jahrzehnte einen starken Aufschwung, nur zu bald folgt aber ein schlimmer Rückschlag, und die ephemere wirthschaftliche Blüthe siecht und welkt dahin.

Die üble finanzielle Lage, in der sich die kanadischen Eisenbahnen, die übrigens an dem Waldfrevel besonders stark betheiligt sind, befinden, gibt sich in unserem Expreßzuge durch eine gewisse Aermlichkeit in der Ausstattung der Wagen, durch die schlechte Beleuchtung und durch die für die Reisenden lästige Oekonomie des Raumes, der dem Einzelnen zugemessen ist, kund. Unangenehm empfinden wir auf der Grand-Trunk-Linie auch, daß die Zugbeamten das Publikum in einem viel höheren Maße bevormunden, als es auf den amerikanischen Eisenbahnlinien üblich ist. Es scheint in dieser Beziehung fast mehr französischer Geist in Kanada zu wehen als angelsächsischer — auch in der kanadischen Südprovinz, in der doch das französische Bevölkerungselement gegenwärtig stark in den Hintergrund gedrängt worden ist —, und eine gewisse Unbeholfenheit der Reisenden, die seltsam zu dem allezeit schlagfertigen „Help yourself!“ der Amerikaner von der Union kontrastirt, dürfte sowohl die Ursache als auch die Folge jener Bevormundung sein. Bevormundungssystem und Unbeholfenheit sind ja Correlata.

Außerdem neigt der kanadische Zug unserer Meinung nach

auch auffällig zu einer gewissen unamerikanischen Kastengliederung der Passagiere, und die Fahrgäste zweiter Klasse werden insofern sogar noch übler behandelt als in Europa, als ihnen nicht einmal ein besonderes Nichtraucher-Coupé bewilligt wird. Man thut, wie man sieht, in mehr als einer Hinsicht einen großen Schritt zurück in die Alte Welt, sobald man Kanada betritt, und die Unionsbürger nennen ihre Nachbarn im Norden infolgedessen nicht so ganz ohne Grund mit Vorliebe „sleepy“ — „schläfrig“.

Da sich in Kanada Alles in ruhigeren, gemüthlicheren und gemessneren Bahnen bewegt als in der Union, so dürfen wir uns auch nicht darüber wundern, daß unser Expreßzug es nicht sehr eilig hat, und daß er den 230 englische Meilen langen Weg von dem Niagara- zu dem Detroit-Flusse, statt in den fahrplanmäßigen acht Stunden erst in zehn Stunden durchmißt, obgleich ihm nicht das geringste uns bemerkbare Hinderniß begegnet. Erst spät abends läuft er in der Grenzstation Windsor ein, und wir schicken uns nach unserer ersten kanadischen Exkursion an, von neuem das Unionsgebiet zu betreten. Unmittelbar hinter dem unscheinbaren Stationsgebäude harrt unser eine der wohlbekannten amerikanischen Riesenfähren, der Zug rollt auf eines der Schienengeleise dieser Fähre, und wie ein leichtes Kinderspielzeug wird er sammt seinem lebendigen und todten Inhalte hinübergetragen über den etwa einen Kilometer breiten Strom, der majestätisch genug ist, um in jeder Beziehung als ein würdiges Stück des gewaltigen Lorenz-Stromes angesehen werden zu können. Vom anderen Ufer glänzt uns aber während der Fahrt eine lange Reihe elektrischer Lichter entgegen, und dieselbe verkündigt uns vernehmlich, daß wir nach dem schlichten kanadischen Intermezzo im Begriffe sind, eine weitere stattliche Hauptstadt der großen Republik zu betreten.

Die Fähre hält an, der Zug bewegt sich auf dem anderen Ufer noch ein kleines Stück weiter, wir verabschieden uns von unseren Reisegefährten — deren nähere Bekanntschaft man in

den amerikanischen Eisenbahnzügen infolge der Länge der Fahrten und der Freiheit der Bewegung ebenso wie infolge der demokratischen Gleichheit immer viel leichter und schneller macht, als in den europäischen —, und wir begeben uns aus dem geräumigen, aber unschönen Westbahnhofe der Michiganer Hauptstadt in ein weiteres Hotel „nach dem amerikanischen Plane", um in demselben eine ähnliche Leidensgeschichte zu durchleben wie in dem zu Buffalo.

Doch unseres Bleibens ist in dem Hotel zunächst noch nicht. Wir haben viel zu viel von Detroit gehört, als von einer klassischen Stadt elektrischer Straßenbeleuchtung, als von einer Stadt centraler Städteheizung und als von einer Stadt neuweltlicher Eleganz, als daß wir es versäumen sollten, eine nächtliche Promenade durch ihre Hauptstraßen zu unternehmen, bevor wir uns zur Ruhe begeben. Und Detroit enttäuscht unsere Erwartungen nicht. Zwar herrscht in den Straßen, die wir durchwandern, nicht mehr besonders viel Leben, aber schmuck und hell erleuchtet ist die Stadt, und durch ihre öffentlichen Bauten sowie durch ihre Schau- und Kaufläden überstrahlt sie ihre Schwesterstadt Buffalo ganz beträchtlich, wenn sie auch an Einwohnerzahl hinter derselben zurücksteht.

Bei unseren Kreuz- und Querzügen durch die Stadt am nächsten Tage finden wir unseren ersten Eindruck auch vollkommen bestätigt, und wir gelangen dabei mehr und mehr zu der Ueberzeugung, daß das ganze Gemeinwesen in Detroit von einem anderen Geiste erfüllt sein müsse, als in den amerikanischen Großstädten, die wir bereits kennen gelernt haben. Allenthalben, wohin wir blicken, herrscht gute Ordnung, und der neuweltliche Ungeschmack, der uns bei New-York vielfach in so hohem Grade mißfiel, scheint bei der Anlage und bei den Bauten Detroits mit großem Glücke vermieden worden zu sein. Ist das eine Folge der langsameren Entwicklung der Stadt, die ein volles Jahrhundert früher begründet worden ist, als Buffalo, und die sogar noch ein paar Jahrzehnte älter ist als St. Petersburg? Oder ist es ein Erbe von den

alten französischen Kolonisten, denen es seinen Ursprung und seinen Namen dankt, und deren Spuren bis auf den heutigen Tag auch in anderen Eigenthümlichkeiten Detroits bemerkbar sind? Da wir die neuweltlichen Dinge meistentheils mit altweltlichen Augen ansehen, so können wir den erwähnten Charakterzug natürlich nicht anders als sympathisch empfinden.

Auf dem schönen Hauptplatze der Stadt — dem mit einem hübschen Kriegerdenkmale und mit ein paar aufgefahrenen alten Kanonen geschmückten „Campus Martius" — erhebt sich eine City Hall, die verhältnißmäßig viel imposanter wirkt als diejenige von New-York, wenn auch ihr Bau bei weitem nicht so viele Millionen Dollars verschlungen hat, und wir sind geneigt, dies bis zu einem gewissen Grade symbolisch zu deuten. Oder sollten in dem besseren Rathhause in Wirklichkeit keine besseren Rathsherren sitzen, und sollte es auch in Detroit eine Art „Tammany-Ring" geben?

Vom Opernhause, das sich an demselben Platze befindet, müssen wir wieder bedauern, daß es gänzlich in die Reihe der Geschäftshäuser hineingebaut ist, sowie daß der Kunsttempel in seinem Erdgeschosse selbst nichts anderes ist als ein Geschäftshaus. Fast will es uns dabei scheinen, als ob es mit der Kunst in Detroit ebenso bestellt sein müsse, wie anderweit in der Neuen Welt auch, und als ob dieselbe auch hier mit dem „business" enger liirt sei, als ihr gut sein kann. Inter arma silent musae! Und was ist das amerikanische Geschäftstreiben denn anders als ein Krieg um den Dollar?

Die Straßen und Avenuen laufen von dem „Campus Martius" mit einer gewissen unamerikanischen Regellosigkeit nach den verschiedensten Richtungen der Windrose hinaus, nicht bloß nach Nord, Süd, Ost und West, sondern auch nach Nordost, Nordnordwest und Westnordwest, und hierin liegt unserer Geschmacksrichtung gemäß ein weiterer großer Vorzug, den der Platz vor den Hauptplätzen anderer amerikanischer Städte hat. Sein ganzes Drum und Dran erscheint dadurch viel weniger starr und steif und leb- und geistlos, und seine

Bauten üben schon deshalb eine angenehmere Wirkung auf den Beschauer aus, weil man dieselben von viel verschiedeneren Seiten und in viel verschiedeneren Kombinationen mit ihrer Umgebung betrachten kann.

Ganz ähnlich prachtvoll und großstädtisch wirkt das System der Detroit'schen Radial-Avenuen und Ringstraßen auch an dem halbkreisförmig gestalteten und mit Parkanlagen und Springbrunnen ausgestatteten Square nördlich von dem Campus Martius, der „Grand Circus" genannt wird, und in dem nicht weniger als zehn Hauptstraßen zusammenstoßen, so daß er uns fast an die berühmte „Place de l'Etoile" von Paris erinnert. Einige dieser Straßen, wie z. B. die Washington-Avenue, können mit ihren schönen Baumreihen und Promenaden- und Fahrwegen auch ganz wohl der Pariser „Avenue des Champs Elysées" zur Seite gestellt werden. Viele der Familienhäuser und Villen, die an den Straßen nahe dem Grand Circus und nahe dem Caß-Park stehen, bekunden in ihrem Style sowie namentlich in ihren koketten Portal- und Balkon-Vorbauten gleichfalls einen hohen Grad von Pariser „Chic", und die Detroiter Baumeister scheinen bezüglich der Häuserdekoration vor allen Dingen, ähnlich wie die französischen, die große Kunst zu verstehen, mit geringen Mitteln viel auszurichten. Daß die Straßen Detroits benamt sind und nicht, oder nur ausnahmsweise, beziffert, versteht sich nach dem Gesagten eigentlich von selbst, und ebenso auch, daß die Benennungsweise dem Erfindungsgeiste der Detroiter Aldermen viel Ehre macht. Wir gelangen von der Washington-Avenue nach der Adams-Avenue, von dort nach der Großen-Fluß-Avenue, von dort nach der Pflaumen-, Kirschen- und Buchen-Straße, nach der Michigan-, Jefferson- und Lafayette-Avenue, nach der St. Antoine- und Napoléon-Straße, nach der Silber- und Perlen-Straße, nach der Alfred- und Margarethen-Straße, nach der Heidelberger und Berliner Straße, nach der Vater- und Mutter-Straße — und wir erkennen dabei, daß Alles, „was auf Erden kreucht und fleucht" und

noch manches Andere, was nicht kreucht und nicht fleucht, seine Namen hat leihen müssen, um all die Pfade, die wir durchwandern, bezw. die wir vermittelst des vorzüglich ausgebauten Straßenbahn-Netzes durchfahren, zu benennen. Auch alle denkbaren Zungen — Englisch, Französisch, Deutsch, Irisch und Indianisch — tönen bei der Aufführung der Straßen-Namen durcheinander.

Die Vater- und die Mutter-Straße führen übrigens, und das finden wir ganz besonders sinnreich, nach dem Haupt-Friedhofe — nach Elmwood Cemetery, der zugleich der größte und schönste Park der Stadt ist, genau wie Greenwood Cemetery in Brooklyn, mit allerlei tröstlichem Raffinement ausgestattet, das uns nicht ganz verständlich ist — mit gewundenen Irrgängen, mit zierlichen Brücken über ein durchfließendes Flüßchen, mit künstlichen Felsengrotten, mit prunkvollen Baum- und Blumenbeetanlagen 2c.

Der starke Verkehr, dessen sich Detroit durch seine Lage an dem Uebergange zwischen zwei großen Binnenlands-Meeren als eine Art amerikanisches Konstantinopel erfreut, bringt es selbstredend mit sich, daß die Stadt in gewissen Gegenden auch ein ernst und unfreundlich ausschauender Stapelplatz, sowie gleichzeitig auch eine rußige Werkstätte ist. Das ist ganz besonders der Fall in der Nachbarschaft des großen Stromes, dem die Stadt ihr Dasein und ihre Blüthe fast ausschließlich zu verdanken hat. Dort ist das Treiben kaum weniger wild als in dem unteren Buffalo, und dort ist Detroit durch die Korn-Elevatoren, die Fracht-Depots, die Dampfmühlen, die Brauereien, die Eisengießereien, die Maschinenfabriken und die Schienengeleise von elf zusammenlaufenden Eisenbahnen auch nichts weniger als schön.

12.

Michigan und der Michigan-See. Die Herbstfarben der Landschaft. Der Charakter des Sees. Michiganer Land- und Forstwirthschaft. Chicago und seine Bedeutung. Eine große politische Prozession.

Die große Halbinsel Michigan, die durch ihre Seen-Umgrenzung kaum weniger scharf individualisirt ist wie diejenige von Ontario, die unter allen amerikanischen Halbinseln die gewaltigsten wirthschaftlichen und kulturellen Kräfte an den Tag gelegt hat, und die mit ihren Hemlock- und Ahorn-Wäldern, mit ihren Weizen- und Kartoffeläckern, mit ihren Aepfel- und Weingärten und mit ihren Kupfer-, Eisen- und Salzlagern das unerschöpflich reiche Hinterland der Meerengen-Stadt Detroit bildet, wird vermittelst der „Michigan-Central-Railroad" rasch durchflogen, und obendrein auch ohne zu unsanfte Schwankungen der Waggons, was bei den neuweltlichen Eisenbahnen immer doppelte Anerkennung verdient.

Wir passiren die Universitätsstadt Ann Arbor, die sich trotz ihrer Jugend unter den Universitätsstädten der Neuen Welt bereits einen ähnlich geachteten Namen gemacht hat, wie Harvard, Yale und Hopkins — besonders was die Pflege der exakten Wissenschaften anbelangt —, und die zugleich auch eine Art Schützeramt ausgeübt zu haben scheint bezüglich der prächtigen Laubwaldungen in ihrer Umgebung. Dank ihren freigebigen Stiftern sind ja die Universitäten in Amerika in der Regel in sehr beneidenswerther Weise mit Grundbesitz dotirt, und deshalb dürfen wir wohl mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß ein großer Theil der Forsten, welche die Axt und der Feuerbrand an dieser Stelle verschont hat, Universitätseigenthum sind. Daß die Universitäten in der Neuen Welt waldkonservirend wirken, wie es drüben in der Alten Welt die Fürsten- und Grafenschlösser thaten, glauben wir auch an anderen Orten bemerkt zu haben.

Gegen Ende Oktober entfaltet das Laub der Michiganer Forsten, unmittelbar vor seinem Absterben und Fallen, einen Glanz der Farben, wie man ihn anderweit in Amerika schwerlich schauen kann, und wie ihn bisher noch kein Maler würdig darzustellen verstanden hat. Es soll diese Farbenpracht eine ganz spezielle Wirkung der Großen Seen sein, indem dieselben den Eintritt der kalten Jahreszeit verlangsamen, und Michigan gilt infolgedessen auch als das eigentliche Land des amerikanischen Herbstes und Indianersommers. Wir erhalten auf unserer Fahrt von den Gaben der schönen Jahreszeit ein gut Theil, denn unsere Mitreisenden versichern uns, daß ihres Gedenkens niemals ein Herbst das Sterbekleid des Laubes so zauberhaft gefärbt habe, wie der, welcher uns nach Michigan verschlagen hat. Eine ganz besondere Gunst Manitu's, der über der Neuen Welt waltet, und der nach der Indianertradition auf der See-Insel Mackinac, zwischen dem Michigan- und Huron-See, seine schönsten Jagdgründe hat!

Bis zu einem gewissen Grade entschädigt uns der Farbenwechsel der Michiganer Forsten ganz gut für den mangelnden Formenwechsel des Michiganer Bodens. Bezüglich der geologisch-orographischen Terrainbildung gleicht ja die Halbinsel Michigan der Halbinsel Ontario wie ein Ei dem andern. Sogar noch etwas flacher und einförmiger ist das ganze Land in der Gegend, in welcher wir es durchkreuzen, und nur hie und da erfahren wir durch ein tiefer eingeschnittenes Flußbett, das an seinen Ufern einige Romantik entfaltet, daß wir uns im Grunde genommen doch auf einem niederen Plateau befinden. Im Norden der Halbinsel steigt dieses Plateau bis zu Höhen von 1500 Fuß empor, und wie man von einer Sächsischen und Fränkischen Schweiz redet, so kann man also dort füglich auch von einer „Michiganer Schweiz" reden, so wie es die an einem größeren Touristenzuflusse interessirten Eisenbahnmänner in der That ganz wacker thun. Schade, daß die „Resorts" von Nord-Michigan im Sommer noch ärger als andere amerikanische Resorts von Moskitos heim-

gesucht sind! — Die Ströme entwickeln sich infolge der bedeutenderen Ausdehnung Michigans — der Staat ist ja ungefähr doppelt so groß wie das Königreich Bayern — vielfach zu beträchtlicherer Größe als in Ontario, und der St. Josephsfluß beispielsweise, an dem der Eisenbahnknotenpunkt Niles in reizender Wald- und Flußsceneric liegt, sieht durchaus nicht bescheidener aus als unsere Weser oder unser Main. Was die Neue Welt doch bis über Chicago hinaus mit Wasser gesegnet ist!

Fünfundzwanzig Meilen hinter Niles erreichen wir bei Neu-Buffalo den Michigan-See, und wir müssen angesichts desselben eingestehen, daß bei ihm der Name „Meer" auch im physikalisch-geographischen Sinne recht wohl gerechtfertigt werden kann, in einem viel höheren Grade noch als bei dem Ontario- und Erie-See. In Bezug auf Salzigkeit läßt ja unser Baltisches Meer auch mancherlei zu wünschen übrig! Dagegen thürmen sich an dem Südende des Michigan-See's, emporgetrieben durch den ungestümen Nordwind der amerikanischen Centralstaaten, Sanddünen auf, die sich ganz gut an der Nordsee oder an dem Biscaischen Golfe sehen lassen könnten — wohl an die hundert Fuß hoch —, und die durch ihr Fortschreiten die Wälder und Ortschaften augenscheinlich in derselben Weise mit dem Lebendig-Begrabenwerden bedrohen, wie es an den genannten europäischen Meeren der Fall ist. Dem Creek, der bei Neu-Buffalo mündet, hat man deshalb seine Mündung ebenso gewaltsam und künstlich offen halten müssen, wie dem Alten Rhein unterhalb Leyden, denn aus eigener Kraft kann derselbe der mächtigen „marinen" Uferbildung auch nicht Herr werden.

Neu-Buffalo offenbart sich uns durch seine kolossalen Sägewerke und Holzniederlagen sowie auch durch die zahlreichen holzbeladenen Kähne in seinem Hafen und durch die endlos langen holzbeladenen Eisenbahnzüge auf seinem Bahnhofe als ein Hauptstapelplatz in „lumber", und wenn es an den drei Meeren, die Michigan umgrenzen, noch mehrere

andere Orte gibt, die das Waldzerstörungswerk mit gleichem Eifer und gleicher Vehemenz betreiben, so begreifen wir wohl, daß die produktiven Forsten des Staates sich im Verlaufe von zwei bis drei Jahrzehnten von hundertfünfunddreißig Millionen Acker auf dreißig Millionen Acker vermindern konnten, und daß auch in diesem ersten Holzlande der Union heute laute Rufe nach besseren Waldschutz-Gesetzen ertönen. Auch den schönsten Jagdgründen Manitu's erging und ergeht es traurig genug bei der wilden Raubwirthschaft und bei dem allgemeinen „Sauve qui peut!", das seit dem Eindringen der weißen Menschen die Losung geworden ist.

Die Feldwirthschaft scheint uns besonders in Südwest-Michigan, sowie in Nord-Indiana und Nord-Illinois viel sorgfältiger betrieben zu werden, als in Ontario und New-York. Die Aecker sind vielfach weit besser gesäubert von Baumstümpfen, und die Farmhäuser machen häufig einen recht schmucken, soliden und behäbigen Eindruck, wie es denn auch viel seltener als in den anderen von uns berührten Orten bloße wigwamartige, bewegliche Holzbuden sind. Hier sind wir augenscheinlich an der Stelle, wo der neuweltliche Bauernstand zu der vollkommensten Reife und zugleich auch zu dem bedeutendsten Wohlstande gediehen ist, und hier scheint derselbe nur ausnahmsweise noch unstätes Indianer- und Hinterwäldlerthum zu athmen. Wenn der Bauernstand die Hauptsäule jedes höheren Kultur- und Wirthschaftslebens in einem Staate ist, so möchten wir daraus fast ein günstiges Prognostikon ableiten für das Kultur- und Wirthschaftsleben der Union. Hat man doch auch zu bedenken, daß die Bodenkultur in den Staaten am Michigan-See erst vor drei bis vier Decennien richtig begonnen hat! Daß Illinois in dieser kurzen Spanne Zeit weitaus der erste unter den Staaten der Union geworden ist, hinsichtlich der Ernte-Erträge an Weizen, Mais, Hafer und allen möglichen anderen Feldfrüchten und sozusagen die Hauptkornkammer der Erde, ist eine bekannte Thatsache.

Die relative Sauberkeit der Aecker und die relative Sorgsamkeit ihrer Bestellung ist in der angegebenen Gegend freilich kein reines Verdienst und keine reine Tugend der Ansiedler. Wir sind ja an dem Südende des Michigan-Sees bereits in der Uebergangszone von dem östlichen Waldlande Nordamerikas in das westliche Prärienland angekommen, und eine ganze Reihe von Kräften hat hier dem Farmer und seinem Dampfpfluge gewissermaßen säubernd und klärend vorgearbeitet. Die Rothhäute haben die Waldstrecken, die es etwa stellenweise noch gab, niedergebrannt, um die Büffel und andere Jagdthiere zusammenzutreiben, lange ehe die Blaßgesichter in dem Westen erschienen, die harten Winterfröste, die dem Farmer der Centralstaaten beim Obst- und Weizenbau so unsäglich viel zu schaffen machen, haben die jungen Triebe getödtet, die Tornados haben die Stämmchen geknickt und die Stämme entwurzelt, — und die weiten Ebenen sind auf diese Weise von Anfang an in einem hohen Grade frei von häßlichen und lästigen Baumstümpfen gewesen. Wir befinden uns nach verschiedenen Richtungen hin unter einem baumfeindlichen Himmelsstriche, und das ist der wunderbar raschen und intensiven Entwicklung des Ackerbaues zu gute gekommen.

Seltsam übrigens: unter diesem baumfeindlichen Himmelsstriche stoßen wir zum ersten Male auf unseren Fahrten in der Neuen Welt auf sichtbare Spuren einer besseren Forstwirthschaft. Hier, wo sich Himmel und Hölle gegen den Wald verschworen zu haben scheinen, und wo die Naturkräfte das Gedeihen des Baumwuchses unmöglich zu machen oder doch wenigstens aufs äußerste zu erschweren anfangen, machen die Menschen Miene, mit einem großen Aufwande von Mühe und Arbeit die stehengebliebenen Waldreste — die dem Lande vielfach ein parkartiges Aussehen geben — zu pflegen und neue Waldanpflanzungen emporzubringen. Besonders in Illinois und Wisconsin scheint das an vielen Orten der Fall zu sein. Haben wir die bessere Waldpflege etwa auf Rechnung unserer deutschen Landsleute zu schreiben, die sich be-

kanntlich in den genannten Staaten in ziemlich dichtgeschlossenen Gruppen eine neue Heimath gegründet haben? Der vorherrschende Baum in den forstmännisch behandelten Wäldern und Wäldchen ist die Eiche.

Sollte es nach dem, was wir mit unseren Augen sahen, doch aus dem einen oder dem anderen Grunde möglich sein, daß die hohe Blüthe der amerikanischen Kornstaaten eine vorübergehende und hinfällige sein könnte? Sollte das vierzigjährige glänzende Experiment, das man mit der wirthschaftlichen Entwicklung des „Großen Westens" gemacht hat, ein definitives Urtheil über denselben doch noch nicht gestatten? Und sollte eine ähnliche Reserve auch geboten sein bezüglich jener Wunderstadt, der wir uns unter solchen und ähnlichen Reflexionen mit Windeseile genähert haben?

Chicago! ertönt es aus dem Munde des „brakeman" (Bremsers), nachdem wir ein paar Stunden lang immer ziemlich hart an dem See-Ufer entlang gefahren sind, und der Abend darüber hereingebrochen ist. Durch eine Bahnhofshalle, die in ihrer Bauart viel mehr den stolzen Bahnhofspalästen Europa's entspricht, als irgend eine von denjenigen, die wir bisher in Amerika kennen gelernt haben, gelangen wir, gedrängt und gestoßen von Hunderten von gepäckbeladenen Mitreisenden, hinaus auf einen freien Platz. Dort nimmt uns einer der bereit stehenden Omnibusse auf, und über das holperige Straßenpflaster — das wir auch bei Chicago durch den jungen Grund, auf dem die Stadt erbaut ist, entschuldigen müssen — schwankt derselbe, gleichwie ein Schiff im Sturme, mit uns hin nach dem „Windsor House".

Der Eindruck, den die jüngste aller Weltstädte auf uns macht, indem wir ihre Straßen in der angegebenen Weise zum ersten Male passiren, ist in jeder Beziehung ein wahrhaft gewaltiger, und fast dünkt es uns, als seien die ersten Eindrücke, die New-York, London und Paris seinerzeit auf uns gemacht haben, weit weniger imposant gewesen. Hohe Häuser, die unendlich stattlicher sind als die entlang der Londoner Oxford-

oder Regent-Street, rahmen die Straßen an beiden Seiten ein, prächtige Schaufenster, die an Eleganz mit denen auf den Pariser Boulevards wetteifern, folgen einander in endloser Reihe, Hunderte von elektrischen Flammen verbreiten Tageshelle rings um uns her, auf den Fahrwegen jagt ein Fuhrwerk das andere, und auf den steinplattenbelegten Seitenpfaden wogt eine unzählbare Volksmenge auf und ab. Hier ist Alles und Jedes, was man von einer echten Weltstadt verlangen kann, und noch mancherlei Anderes dazu.

Die neue „Königin des Westens" scheint in der That außerordentlich viel Grund zu haben, ihr Haupt stolz zu erheben und frank und frei zu verkünden: „Es wird die Zeit kommen, wo ich der Empire City an dem Hudson die wirthschaftliche und kulturelle Oberleitung in der Neuen Welt aus der Hand nehmen werde. Meine Stellung nahe bei der Zirkelmitte des nordamerikanischen Kontinentes, an dem binnenländischen Endpunkte der großen Wasserstraße, welche die Kanadischen Seen bilden, und an der Schwelle von dem Lorenzo-Gebiete nach dem Mississippi-Gebiete, sowie die hohe Kulturkraft und der materielle Reichthum der weiten Landschaften in meiner näheren und ferneren Nachbarschaft berechtigen mich dazu! Ich werde bald mehr sein als New-York und mehr als alle die berühmten Städte drüben in der Alten Welt!"

Hat man eine derartige feierliche und überzeugungsvolle Erklärung aus dem Munde eines echten Bürgers von Chicago noch nicht vernommen? Und will man verkennen, daß die geographische Gunst, die der Wunderstadt zugemessen worden ist, allerdings als eine unvergleichliche gelten muß? Scheint da nicht in der That New-York viel stiefmütterlicher von der Natur bedacht zu sein? Die Zeit, in der Chicago nur aus wenigen Blockhäusern bestand, liegt noch kein halbes Jahrhundert hinter uns, und heute zählt es bereits eine Million Seelen.

Der große Brand in der furchtbaren Oktobernacht des Jahres 1871 drohte vergeblich sein Häusermeer wieder von dem Erdboden zu vertilgen, er konnte nur dazu dienen,

daß es sich alsbald viel gewaltiger und würdiger wieder aus der Asche und aus dem Schutte erhob. Verräth dies nicht auf das Unwiderleglichste eine ungeheure Fülle natürlicher Lebenskraft, die der Stadt innewohnt? Wie deutlich gewahrt man dagegen noch heute an der Hauptstadt Frankreichs die Spuren der Brandfackeln des Jahres 1871! Dergleichen Wunden mögen allerdings wohl allenthalben in der Neuen Welt rascher heilen als bei uns, es mag das eine beneidenswerthe Eigenthümlichkeit des gesammten jugendlichen Volks- und Staatskörpers sein, aber ein Städtewunder und eine Wunderstadt bleibt Chicago trotz alledem, davon läßt sich nichts abhandeln, und das sind wir gezwungen ohne irgendwelchen Rückhalt zu gestehen, sobald wir nur den ersten Blick darauf werfen.

Freilich ist der Augenblick, in dem wir in Chicago eintreffen, besser als irgend ein anderer dazu angethan, all seinen Glanz und all sein Leben mit einem Male vor unseren Augen zur Entfaltung zu bringen. Indem wir in unserem Omnibusse durch seine Straßen dahinschwanken, schicken sich seine Bewohner nämlich an, in denselben ein großes Schauspiel aufzuführen, das wir in unserem altweltlichen politischen Unverstande, in dem wir noch immer befangen sind, mit dem Shakespeare-schen Titel: „Viel Lärm um nichts!" zu benennen geneigt sein könnten, und zu diesem Zwecke finden wir Jung und Alt in den Straßen in lebhaftester Bewegung und Erregung. Der größte Held des Tages in der Union, der Präsidentschaftskandidat J. G. Blaine, ist gleichzeitig mit uns in Chicago eingefahren, wenn auch wohl von einer anderen Seite, und obgleich derselbe in den drei Dutzend Wahlreden, die er behufs Erlangung der höchsten Würde in dem großen Freistaate an anderen Orten des Westens zu halten gezwungen gewesen ist, sich gründlich heiser gesprochen hat, so will er doch von dem Balkone seines Hôtels aus auch den Chicagensern sein eventuelles Regierungsprogramm ans Herz legen und dabei gleichzeitig eine Generalrevue über seine Getreuen abhalten. Den letzten

Rest der Kraft seiner Stimmbänder in dieser Weise der guten republikanischen Sache zum Opfer zu bringen, das war in der That eine heroische Anstrengung, und dieselbe hätte wohl ohne Zweifel einen besseren Erfolg verdient, als er ihr in dem gegebenen Falle schließlich zu Theil geworden ist. Auch in der Neuen Welt gilt eben bedauerlicherweise zuweilen das Schiller'sche Wort: „Nicht Stimmenmehrheit ist des Rechtes Probe!" Ob aber wohl jemals ein Präsidentschaftskandidat in irgend einem Freistaate der alten oder der neuen Zeit sich in ähnlicher Weise bis zum letzten hörbaren Hauche, der aus seinem Munde kam, bemüht hat, zu seinem Ziele zu gelangen? Und das Alles pro patria! Wenn wir nicht so tief in altweltlich monarchistischer Gesinnung und Anschauung befangen wären, hätten wir diese Art neuweltliches Heldenthum gewiß viel besser zu würdigen verstanden! Glücklicherweise ist aber an unserem Verständniß und an unserem Beifall in der Neuen ebenso wie in der Alten Welt wenig gelegen, und so bleibt es nur schade, daß auch selbst die Geschichte — diese ungerechte Richterin, die in der einen Welt wie in der anderen immer nur den Erfolg krönt — den Heroismus J. G. Blaine's nicht vollkommen würdigen wird, weil derselbe in der Wahl eben doch durchgefallen ist. Wenn Herr Blaine nicht heiser ist, soll er übrigens ein ganz guter Redner sein.

Sobald die große Blaine-Prozession vorbei zieht, die aus vielen tausend Wählern besteht — die genauen Zahlenangaben in der Presse von Chicago schwanken in bemerkenswerther Weise zwischen 20,000 und 70,000 — fehlt es bei aller Ordnung keineswegs an Theilnahme und Leben, und die begeisterten Zurufe erschallen so laut und zahlreich, daß wir zu der Einsicht gelangen, Chicago müsse eine sehr gut republikanische Stadt sein.

Die Prozession selbst erscheint uns ein wenig komödienhaft. Die Musik, die vorauf marschirt, besteht aus zwei großen Trommeln und zwei Querpfeifen — genau gezählt —, und

die Töne, welche sie aufspielt, wollen unseren altweltlichen Ohren, die durch die Dresdener Kapelle ein wenig verwöhnt sind, nicht recht behagen. Wenn die soldatenlose Union doch wenigstens ein paar von den guten Militärmusik-Chören besäße, mit denen wir daheim so reichlich gesegnet sind! seufzen wir unwillkürlich, und dabei vergessen wir, daß dies eigentlich eine contradictio in adjecto sein würde. Wie gut, daß unsere Militärlast in Deutschland auch ihre Lichtseiten hat! Die Wahlklub-Leute, die hinter den Trommeln und Pfeifen fast ebenso straff einhermarschiren, wie es die preußischen Rekruten zu thun pflegen — ein deutliches Zeichen von der vortrefflichen Disziplin, die bei ihnen herrscht — suchen dem empfindlichen Mangel zwar durch den im Marschtakte halb gesungenen, halb gesprochenen Wahlschlachtruf: „Blaine — Blaine — James G. Blaine!“ nach Kräften abzuhelfen, aber es kann ihnen dies doch nur unvollständig gelingen, und auf die Dauer kommt einem der Ruf recht monoton und langweilig vor, wie manche andere Dinge in der Neuen Welt. Was die Uniformen der verschiedenen Klubs, die sich zu der republikanischen Massendemonstration vereinigt haben, betrifft, so erinnern uns dieselben zu einem Drittel an die mittelalterlichen Kreuzzugritter, zu einem Drittel an die modernen Feuerwehrleute und zu einem Drittel an die — Indianerhäuptlinge, so daß wir dabei wieder einmal die Alte und Neue Welt recht seltsam in einander spielen sehen. — Viele der uniformirten Klub-Leute sind halbwüchsige Knaben, denen wir von unserem altgermanischen Standpunkte aus die Reife zur thätigen Theilnahme an den Verhandlungen über die salus rei publicae noch nicht zuerkennen würden. Aber in Amerika werden die Menschen bekanntlich ganz allgemein viel früher reif, als bei uns, und wir haben oft genug zwölfjährige Knaben kennen gelernt, die zu uns sprachen, als seien es graubärtige Herren. Und zudem ist die Stimme der jungen Leute genügend kräftig zur Verstärkung des Feldgeschreies, und an Liebe zu ihrem selbstgewählten bunten Rocke sowie an Disziplin scheint es

ihnen auch nicht zu fehlen. Das ist aber die Hauptsache. Die Neger, die in großer Zahl in der Prozession vertreten sind — natürlich in besonderen Klubs, da es zur vollkommenen Verschmelzung mit den „schwarzen Brüdern" auch in Chicago bisher noch nicht gekommen ist — dürften zwar an geistiger Wahlreife noch etwas hinter den weißen Knaben zurückstehen, dafür besitzen dieselben aber eine noch viel unverwüstlichere Stimme, und im taktmäßigen Marschiren leisten sie geradezu Großartiges.

Daß es der Prozession nicht an Fahnen und Standarten mit allerlei Inschriften fehlt, brauchen wir kaum zu sagen.

Lebhafter als in irgend einer anderen Straße, und lebhafter selbst als in Clark Street, wo Herr James G. Blaine seine Rede von dem Balkone des „Grand Pacific Hotel" herab halten will, geht es in Madison Street zu. Dort arten die Rufe vielfach in wildes, unartikulirtes Gröhlen und Heulen aus, und dort läßt man aus den Fenstern zweier einander schräg gegenüber gelegener Häuser, die uns als die Expeditionsgebäude der beiden republikanischen Hauptzeitungen Chicago's — des „Inter Ocean" und der „Chicago Tribune" — bezeichnet werden, Rakete auf Rakete und Feuerwerkskörper auf Feuerwerkskörper steigen, um seiner Freude über die Anwesenheit des Präsidentschaftskandidaten und über den bevorstehenden Triumph der guten Sache Ausdruck zu geben. Den großen Brand von 1871 schien man bei dem leichtherzigen Spiele mit Feuer vollkommen vergessen zu haben, und in den beiden Zeitungsoffizinen schienen ganz besonders kriegslustige und tapfere Herren zu hausen.

Spät Abends erst suchen wir unser Lager auf. Kaum haben wir aber unsere Augen geschlossen, da erhalten wir einen weiteren Anlaß, uns über die Anwesenheit des Herrn Blaine bitter zu beklagen. Die Wahlcampagne spielt in unser stilles Kämmerlein hinein, ohne daß wir die Macht haben, es zu verhindern. Zwar ist es kein Feuerbrand, der durch die Decke oder durch das Fenster zu uns herein geflo-

gen kommt — wir hatten uns auch darauf gefaßt gemacht und unsere Vorsichtsmaßregeln dagegen getroffen —, aber ein paar der infernalischsten Straßengröhler, die ihre republikanische Gesinnungstüchtigkeit zum Ueberflusse durch verschiedene kräftige Schlucke am Trink-Bar gestärkt haben, kommen nach Hause, und dieselben sind unsere nächsten Zimmernachbarn. So erfreuen wir uns wieder einmal der goldenen amerikanischen Freiheit, die durch eine dünne Wand von uns geschiedenen Republikaner aber auch, und nur mit unserem Schlafe ist's vorbei. Daß wir in unserer Situation und bei unserer deutschen Staatsangehörigkeit nicht mit in den Ruf: „Hurrah for Blaine!" einstimmten, werden die geneigten Leser verzeihlich finden. Und daß subjektive Ergebnisse von der angegebenen Art wenig geeignet sind, dem neutralen Beobachter das politische Leben der Neuen Welt in einem idealistischen Lichte zu zeigen, ist wohl ebenfalls begreiflich.

13.

Die hervorragendsten Bauten und Anlagen Chicagos. Das vorstädtische Chicago. Die Stock Yards und Schlachthäuser. Die Docks. Die Theater. Die Oeffentliche Bibliothek.

Der zweite Tag unseres Aufenthaltes in Chicago ist ein Sonntag, und das Wetter ist trübes, melancholisches Spätherbstwetter, ganz wie es bei uns daheim nach Ablauf des Oktober auch üblich ist. Trotz Sonntag und trotz Wetter herrscht aber in den Straßen vom frühen Morgen an ein lebhaftes und munteres Treiben. Die aufregende Blaine-Feier vom vorhergehenden Abende hat man zwar bereits vergessen, wie sich das in einer raschlebigen Weltstadt ziemt, aber an kopfhängerische und betbrüderliche Sonntagsruhe denkt man

auch nicht, und von einer vorübergehenden üblen Wetterlaune will man sich das Vergnügen, das der Rasttag im Kriege um den Dollar bringt, ebenfalls nicht allzusehr stören lassen. Es scheint uns, als ob die starke deutsche Kolonie, die Chicago in seinen Mauern einschließt, in dieser Beziehung einen energischen Einfluß auf das Angelsachsenthum geltend gemacht habe. Je weiter wir nach dem Westen vordringen, desto sichtbarer werden ja die Spuren des Deutschthums in allen möglichen Dingen.

Uns ist der deutsche Sonntag in Chicago natürlich gerade recht, denn den angelsächsisch-puritanischen haben wir in New-York zur Genüge genießen können, und wenn wir nach Neu-England kommen, werden wir unseren germanischen Gefühlen aller Wahrscheinlichkeit nach auch noch manchmal einigen Zwang anthun müssen.

Das erste, was wir thun, nachdem wir an der Tafel des Windsor-Hauses ein ganz vortreffliches Frühstück eingenommen haben — der geographischen Lage gemäß bestehend aus „pork“ und Präriehuhn, und selbstverständlich servirt von „schwarzen Brüdern“, wie wir sie am Abende vorher in der Blaine-Prozession einhermarschiren sahen —, das erste, was wir thun, ist, daß wir zwei von den dreihundert Kirchen der Stadt besuchen: eine baptistische und eine methodistische, denn diese bilden ja die Mehrheit in Chicago ebenso wie in dem ganzen Lande. Wir hören in beiden weichliche Melodien, die zum Theil an unsere Volksliedmelodien anklingen — die eine entsprach ziemlich genau unserem „O wie wohl ist mir am Abend!“, wenn wir uns recht besinnen —, und wir hören in beiden nachdrückliche, intensive Worte, die augenscheinlich mehr durch ihren Tonfall als durch ihren Inhalt auf die andächtigen Zuhörer wirken, und dann gehen wir als unbußfertige Sünder, die sich weder zum Baptismus noch zum Methodismus bekehren lassen werden, wieder nach Hause, nebenbei höchstens ein wenig darüber nachdenkend, ob man es in der Neuen Welt nicht bezüglich zahlreicher Verirrungen des menschlichen

Geistes noch ganz erklecklich weiter gebracht hat wie in der Alten. Seltsame Menschenkinder gibt es ja wohl hüben wie drüben, aber die seltsamsten gedeihen doch wohl in dem klassischen Lande der Freiheit.

Nach einem wirklich schönen und hervorragenden Kirchenbaue sahen wir uns übrigens auf unserem Heimwege ganz vergebens um, und in diesem Punkte ist Chicago offenbar noch übler bestellt als New-York, was bei der großen Jugend der Stadt natürlich nicht zu verwundern ist. Um Kölner Dome zu bauen, braucht man außer manchen anderen Dingen eben auch Zeit! Die beiden bedeutendsten Kirchen Chicagos dürften die römisch-katholische Kathedrale, an der Ecke von State- und Superior Street, und die sogenannte Jesuitenkirche an der Ecke von May- und Twelfth Street, sein, — wieder ein Zeichen von den Erfolgen, welche die streitende Kirche der Römlinge in der Neuen Welt zu verzeichnen hat. Es gibt ja auch bereits zehn Klöster in Chicago! Sollte die Stadt in der kulturgeschichtlichen Entwicklung der Union dazu ausersehen sein, dereinst ein Rom am Michigan-See zu werden? Daß der Katholicismus es sich wacker angelegen sein läßt, den schließlichen Sieg über den Methodismus und Baptismus sowie über den Episkopalismus in Amerika zu erringen, kann man wohl auch in Chicago gewahr werden.

Nach der Kirche begeben wir uns, wie zahlreiche andere Leute auch, in das „Palmer House“, das Anspruch darauf macht, das größte und komfortabelste Hotel der ganzen Welt zu sein. Und ein staunenswerthes Riesenetablissement, oder wie der charakteristischere amerikanische Ausdruck lautet, ein „Mammuth-Hotel“ ist es, das sagt man sich, sobald man es in Sicht bekommt, und es verlohnt sich in der That der Mühe, ein wenig in seinen Korridoren und Sälen zu flaniren und herumzustehen und herumzusitzen, so wie es amerikanischer Brauch ist. Natürlich nimmt es einen ganzen Block ein, denn unter dem thut es ein rechtes Mammuth-Gebäude in Amerika niemals, und in die Luft erhebt es sich vier Doppelstockwerke

hoch, auf seinem Dache aber befindet sich ein hängender Garten à la Semiramis.

Was es seinen Gästen in seinem Inneren für die fünf Dollars, die sie pro Tag zu zahlen haben, sowie für eine Anzahl Zuschlags-Zahlungen, die nicht gerechnet werden, bietet, ist gleichfalls erstaunlich. Da gibt es eine Mammuth-Badeanstalt, in der man alle denkbaren Bäder und Abreibungen und Einsalbungen applicirt erhalten kann, einen Mammuth-Frisirsalon, in dem man vor den Augen aller Welt — auch hierin herrscht unbeschränkte Oeffentlichkeit in der Neuen Welt — sein Haupt oder sein Antlitz kunstgemäß kahl geschoren bekommen kann, einen Mammuth-Stiefelwichssalon, einen Mammuth-Billardsalon, einen Mammuth-Speisesalon, einen Mammuth-Trinktisch, eine Kornbörse, eine Telegraphenanstalt, einen Eisenbahnbillet-Verkauf, einen Zeitungsverkauf, einen Toilettegegenstände-Verkauf, und was nicht noch sonst. Und dem rastlosen nomadischen Instinkte der Amerikaner entspricht das Hin- und Herwandern in dem Hotel und das Bald-da-, Bald-dort-sitzen gar zu sehr, als daß das Haus zu irgend einer Stunde des Tages leer sein sollte. Wenn nur das leidige Tabakkauen und das daraus resultirende „spitting“ uns nicht auch hier gar zu sehr an die rohen kolonialen Zeiten erinnerte und uns den Aufenthalt an diesem und jenem Orte alsbald so gründlich verleidete! Daß in dem Palmer-Hause in der sorgfältigsten und umfassendsten Weise für die Ladies gesorgt ist, bedarf keiner besonderen Erwähnung. In dieser Beziehung sind wir in Amerika allenthalben in einem Lande, das eher eine zu hohe als eine zu niedrige Stufe der Civilisation betreten hat, trotzdem daß eine Lucy Stone noch immer von einem „down-trodden female sex“ redet.

Außer dem Palmer House lernen wir während unseres Aufenthalts in Chicago noch das „Tremont House,“ das „Sherman House,“ das „Grand Pacific Hotel“ und das „Leland Hotel“ kennen, und wir müssen gestehen, daß dieselben sämmtlich würdige Konkurrenten des erstgenannten sind. Die ge-

nannten Gasthäuser sind neben dem Postgebäude, neben dem Handelskammergebäude, neben dem Centralbahnhofsgebäude und neben einer großen Anzahl gewaltiger Geschäftspaläste — unter welch' letzteren mehrere deutsch-jüdische Namen tragen — auch die Bauten, die der Weltstadt Chicago ihre Physiognomie aufprägen. Von Bauten, die der Kunst und Wissenschaft geweiht sind, sahen wir auch in Chicago nicht besonders viel, weil dieselben ebenso wie in den anderen amerikanischen Städten zumeist vollkommen in den Reihen der Geschäftshäuser verschwinden. Bemerkenswerth erschien uns darunter nur die „Musikhalle," die auch in ihrem Innern sehr schön ausgestattet ist, sowie etwas abseits die „University of Chicago." Auch in der Metropole des Westens der Neuen Welt dominiren zuvörderst noch die Karawanserais und die Bazare und die durch sie vertretenen materiellen Interessen. Daß die meisten der genannten Bauten aber in einem besseren und ruhigeren Style ausgeführt sind, als es in New-York der Fall ist, läßt sich nicht bestreiten.

Einen imposanten Bau, der höhere Interessen verkörpert, und der Chicago zu hoher Ehre und zu großer Zierde gereicht, dürfen wir übrigens nicht zu nennen vergessen: das neue Rath- und Gerichtshaus an der Clark- und Washington Street, das mit seinen edlen Granitsäulen und seinen prächtigen Kalksteinquadern den schönsten Rathhausbauten und Justizpalästen Europa's an die Seite gestellt werden kann. Steht in Chicago das municipale Gemeinwesen auf festerem und besseren Fuße als in New-York? Und doch haben wir auch in Chicago von einer Art „Tammany Ring" reden hören, und ein Zeitungsartikel, der uns zu Gesicht kam, bezeichnete die Mehrzahl der Väter der Stadt ohne irgendwelche Reserve als Schurken, die statt in das Rathhaus in das Zuchthaus geschickt werden sollten. Das wären allerdings seltsame Rathsherren, und wir müßten uns dann nur darüber wundern, wie sie bei den vielgerühmten amerikanischen Institutionen zu Amt und Würden gelangen konnten. Die Sprache

der amerikanischen Zeitungen ist aber manchmal ein wenig kräftig, und ohne starke Hyperbeln geht es in denselben selten ab. Vielleicht handelt es sich bloß um die Bekämpfung politischer Gegner dabei. Das Rathhaus von Chicago kostete 4,400,000 Dollars zu bauen, das sind nur 400,000 Dollars mehr als das Palmer House und volle 15 Millionen Dollars weniger als das New-Yorker Rathhaus, es muß also wohl mindestens von ehrlichen Leuten gebaut sein, wenn auch vielleicht nicht von solchen okkupirt.

Da wir viel von den herrlichen Parks und Boulevards gehört haben, die sich, zu einem großartigen Systeme vereinigt, rings um die junge Riesenstadt herumziehen, so unterlassen wir es an unserem Sonntage sowie an den darauf folgenden Wochentagen selbstverständlich nicht, auch diesen unseren Besuch abzustatten. Nach all den stolzen Dingen, die wir in dem inneren Stadtviertel zwischen dem Südarme des Chicago-Flusses und dem See anzustaunen gehabt haben, dürfen wir ja auf der dreißig Meilen langen grünen Linie, die unser Stadtplan vom Lincoln-Park zum Humboldt-Park, vom Humboldt-Park zum Garfield-Park, vom Garfield-Park zum Douglas-Park, vom Douglas-Park zum Washington-Park, vom Washington-Park zum Jackson-Park und vom Jackson-Park zum Lake-Park gezogen hat, auf mancherlei Ueberraschungen gefaßt sein. Wie armselig erscheint da Paris ausgestattet mit seinem Boulogner und Vincenner Hölzchen, seinen Buttes Chaumont und seinen paar Kilometern Boulevards! Oder Wien mit seinem Prater, seinem Stadtpark, seinem Volksgarten und seiner Ringstraße! Es geht so schrecklich eng zu drüben in der Alten Welt, das müssen wir schon zugeben, indem wir unseren Plan studiren, und indem wir uns dann aufmachen, um all die schönen Dinge, die der Plan uns vormalt, näher zu betrachten. Alle an einem und demselben Tage in Augenschein zu nehmen, das verwehren uns freilich die „magnificent distances“, die auch in Chicago mit Rücksicht auf die Ausnützung

unserer Zeit ihre große Schattenseite haben. Für bequeme Touristen sind die amerikanischen Städte eben nicht eingerichtet.

Zuerst lenken wir unsere Schritte hinunter nach dem Lake-Park, weil dieser uns am nächsten ist, und weil er uns außerdem auch einen freien Ausblick auf den See und auf den durch meilenlange Molen eingeschlossenen Seehafen, aus dem bekanntlich getreidebeladene Schiffe direkt nach Liverpool auslaufen, verspricht. Dieser erste Park der jungen Weltstadt enttäuscht uns ein wenig, denn erstens ist er — kein Park nach unseren altweltlichen Begriffen, sondern er soll erst einer werden, und zunächst fehlen ihm noch die Baumanlagen dazu, und zweitens hemmen uns zahlreiche Schienengeleise den Pfad, und wir müssen uns daher auch bezüglich der Inaugenscheinnahme des Sees und Hafens mit einem sehr theilweisen Erfolge begnügen.

Doch wir lassen uns nicht abschrecken, wir lenken unsere Schritte gegen Norden hin, wir passiren vermittelst einer Drehbrücke den Chicago-Fluß, der ganz angefüllt ist mit mächtigen Schiffen, und der uns in seinem Charakter stark an die Berliner Spree erinnert, wir kommen an dem monumentalen städtischen Wasserthurme vorbei, durch den alljährlich an die 25 Milliarden Gallonen Wasser aus dem Michigan-See in die verschiedenen Theile der Stadt gepreßt werden, und wir erreichen dann, immer dem See entlang wandernd, durch den Lake Shore Drive — auf dem man eigentlich fahren soll, wie der Name sagt — den Lincoln-Park. Das ist nun wirklich eine prächtige Anlage, die den neuweltlichen Gartenkünstlern wieder einmal alle Ehre macht, und was wir derselben zu ihrer weiteren Vervollkommnung wünschen können, ist eigentlich nur ein um hundert oder zweihundert Jahre höheres Alter. Dann würden die Bäume, die seine Fahr-, Reit- und Fußwege einfassen, höher und stärker werden — wenn nicht ein böser Frost oder ein Tornado sie mittlerweile tödtet, wie das in der Weltgegend, in welcher Chicago liegt, zuweilen unversehens geschieht —, und hohe und starke Bäume sehen wir

unserer altweltlichen Geschmacksrichtung gemäß in einem Parke immer so gern. Da es dem Lincoln-Parke zunächst noch daran fehlt, so würden wir einstweilen auch noch nicht geneigt sein, den Wiener Prater, den Dresdener Großen Garten oder den Berliner Thiergarten im Austausche dafür hinzugeben. Gesunde Luft und Erfrischung für Körper und Geist gewährt der schöne Park den Bewohnern der nördlichen Stadttheile Chicago's aber sicher reichlich, und zu großem Vortheile gereicht es ihm offenbar auch, daß er sich immer unmittelbar dem Seeufer entlang zieht. Wo hätten wir denn in einer unserer deutschen Großstädte einen Park, der uns aus seinem Busch- und Baumwerke heraus eine für das Auge unbegrenzte Meeresfläche überschauen ließe!

Das Seeufer selbst ist allerdings nichts weniger als pittoresk, und sähe man nicht an den ausgedehnten Faschinenbauten, durch welche die Bewohner von Chicago sich in holländischer Weise gegen den See schützen, daß derselbe bedenklicher Aufregungen gar wohl fähig sein muß, so würde man ihn bei Chicago für eines der zahmsten Gewässer zu erklären geneigt sein können, die es auf Erden gibt. Viel Romantik sucht man in der näheren Umgebung von Chicago überhaupt vergebens, daran scheint uns selbst die ob der Nüchternheit ihrer Landschaft verschriecene deutsche Reichshauptstadt ungleich reicher zu sein.

In den Straßen, die zum Lincoln-Parke führen, fehlt es natürlich nicht an hübschen Wohnhäusern und Villen, und ähnlich ist dies auch in der Nähe des Washington-Parkes, am Südende der Stadt, den wir später besuchen, und nach dem hin der Drexel Boulevard die Glanz-Wohnstraße Chicago's bildet. Man muß da wohl den Eindruck gewinnen, daß es auch in Chicago nicht an Leuten fehlt, die über eine schöne Zahl Dollars verfügen.

Der Washington-Park ist noch ausgedehnter als der Lincoln-Park, derselbe zeichnet sich durch noch schönere Bosquet- und Blumenbeet-Anlagen aus, und außerdem besitzt er nach

der Versicherung unseres Reiseführers den größten ununterbrochenen Rasenplatz auf der ganzen Erde — „the largest unbroken lawn in the world“ —, welch' letzterer für die Prairie-Stadt ohne Zweifel charakteristisch ist. Die offene Prairie greift indes auch noch an anderen Stellen in die Weltstadt hinein, wie wir erfahren, nachdem wir ihre Glanzpunkte kennen gelernt und nach Verdienst gewürdigt haben. Daß auch im Washington-Parke noch mancherlei „im Werden“ ist, versteht sich von selbst, so außer der Mehrzahl seiner Bäume namentlich auch der im Parke enthaltene zoologische Garten, in dem wir außer ein paar Bären und einem Uhu blutwenig Zoologisches erspähen konnten.

„Im Werden“ sind auch die Boulevards fast sammt und sonders, und von dem Garfield Boulevard z. B. konnten wir nichts wahrnehmen als einen schnurgeraden, leidlich gepflegten Feldweg, mit einer Reihe dürftiger Bäumchen an der einen Seite und offen daliegenden Weidestrecken und Krautfeldern an beiden Seiten — so wie die Feldwege bei uns daheim von einem Dörfchen zu anderen führen, von Blasewitz nach Tolkewitz etwa. Und was das weltstädtische Treiben auf dem Boulevard betrifft, so bestand dasselbe in dem Augenblicke, da wir es zu bewundern gekommen waren, aus zwei feisten Oechslein, die mitten auf dem Wege standen, und die vorläufig noch nicht sehr geneigt zu sein schienen, darauf einherschreitenden Zweibeinern gleich uns definitiv den Platz zu räumen. Man huldigt in Chicago zum Theil einer starken Zukunftsmusik, wie man sieht, und auf den Pariser Boulevards sieht es ohne Zweifel ein wenig anders aus.

Wie seltsam übrigens, daß man in Chicago durchaus auch „Boulevards“ haben will! In einer Welt, wo keine einzige Stadt aus einem altrömischen castrum oder aus einer altdeutschen Burg entstanden ist, und wo wirkliche Bollwerke um die Ansiedelungen fast nirgends bestanden haben, sollte man den Namen doch eigentlich als eine inhaltslose Reminiscenz aus einer anderen, fremden Welt verschmähen. Das Beispiel,

das Paris durch seine Ringstraßen gegeben hat, ist aber ein gar zu blendendes und verführerisches, und so müssen wir den Chicagensern ihre Schwäche schon verzeihen.

Je weiter wir auf Garfield Boulevard nach Westen vorwärts dringen — den „magnificent distances“ nach Kräften trotzend —, desto tiefer gerathen wir in die offene Prärie und in größere und größere „unbroken lawns“ hinein, und desto tiefer zugleich auch in die Scharen von Ochsen, Kühen und Schafen, die auf den „unbroken lawns“ sowie auf den „Boulevards“ ihre Nahrung finden, und endlich bleibt uns nichts weiter übrig, als unsere Schritte wieder stadteinwärts zu lenken und uns nach einem gütigen Horsecar-Lenker umzuthun, der uns in den engen Winkel zwischen dem Südarme des Chicago-Flusses und dem Michigan-See zurück bringt.

Zwischen dem Chicago dort und dem Chicago nahe den Süd-, West- und Nord-Boulevards besteht ein ähnlicher Unterschied wie zwischen den beiden unteren Stadttheilen und dem oberen Stadttheile New-Yorks. Die Weltstadt Chicago geht südlich von Polk Street und westlich und nördlich von dem Flusse stufenweise in das große Stadt-Dorf Chicago über, das bezüglich des Raumes, den es einnimmt, der Weltstadt nahezu um das Zwanzigfache überlegen ist. An dieser Thatsache dürfen uns wieder weder die geradlinigen Straßen noch die Villenquartiere bei den beiden Hauptparks, noch die sogenannten „Boulevards“ irre machen.

Wenn die Weltstadt durch marmorne und granitne Mammuth-Paläste, durch glänzende Kaufhallen, durch elektrische Leuchtapparate und durch das beständige Auf- und Abwogen einer unabsehbaren Menschenmenge in den Straßen charakterisirt ist, so ist von allen diesen Dingen in dem Stadt-Dorfe keine Rede, wohl aber von einstöckigen Holzbuden à la Indianer-Wigwam, von allerlei Trödelkram, von großen Krautfeldern und Prairiestrecken, die zwischen den Häuser-Gruppen liegen, von weidenden Kühen und wühlenden Schweinen, die uns den Pfad versperren, und von tausend anderen

Dingen, die zu dem Begriffe „Weltstadt“ in einem schreienden Gegensatze stehen. Da können wir ja wohl wieder singen: „Man weiß nicht, was noch werden mag!“, aber daß das Alles noch auf wenig festem Fuße steht, können wir auch nicht leugnen. Da gibt es noch viel zu durchreisen und zu konsolidiren, ehe die Weltstadt bis an die „Boulevards“ heran reicht, und wenn der große Brand von 1871 dazu gedient hat, aus der Asche eines ähnlichen öden Holzbudenviertels unmittelbar an dem See beinahe über Nacht die echte Weltstadt hervorzuzaubern, so möchte man fast den unchristlichen Wunsch aussprechen, daß ein ähnlicher Flammensegen gelegentlich auch den anderen Stadtvierteln zu Theil werden möge. Gegen die beweglichen Holzbuden haben wir auch hier eine entschiedene Antipathie. Da man in der Neuen Welt mit Feuer in der leichtsinnigsten Weise umgeht, und da man namentlich auch Kinder allenthalben damit spielen läßt, so sind Feuersbrünste in der That in Chicago auch gegenwärtig durchaus nicht selten. Die städtische Feuerwehr ist aber seit 1871 so vorzüglich organisirt — mit von Elektrizität getriebenen automatischen Anschirr-Vorrichtungen, beweglichen Wasserthürmen, Dampfspritzen 2c. —, daß dieselben in der Regel innerhalb eines einzigen Blockes lokalisirt werden, und daß also an ein Verschwinden der Holzhütten en gros nicht sehr zu denken ist. Wir hatten das Glück — bei Chicago darf man wohl so sagen — während unseres Aufenthaltes in der Stadt ein größeres Schadenfeuer zu sehen, und dabei konnten wir nicht umhin, der Exaktheit und Energie, mit welcher das Feuer-Departement desselben Herr wurde und die dabei gefährdeten Menschenleben rettete, unsere rückhaltloseste Bewunderung zu zollen.

Wenn wir das äußere Chicago ein großes Stadt-Dorf genannt haben, dessen einzelnen Theilen selbstredend jede Individualität abgeht — außer dem Viertel der Schwarzen, zunächst Polk Street, das eine gewisse Individualität durch seine Bewohner hat —, so widerspricht dem unserer Meinung

nach nicht im geringsten der Umstand, daß sich daselbst noch eine größere Anzahl imposanter industrieller und kommerzieller Anlagen befinden. Dergleichen Anlagen verbannt man ja in Europa ebenfalls gern in die Vorstadt-Dörfer. Man denke nur z. B. an Borsig-Moabit. Dasjenige Etablissement des vorstädtischen Chicago, in das wir einen Einblick unbedingt nehmen müssen, wenn unsere Charakteristik der Stadt nicht an der unverzeihlichsten Flüchtigkeit und Ungründlichkeit leiden soll, ist natürlich der Riesen-Viehhof daselbst, das Mammuth-Etablissement Chicago's par excellence. Wer in Chicago gewesen ist und die „Union Stock Yards" nebst dem damit in Verbindung stehenden Schlacht- und Fleisch-Packhause von Armour und Compagnie nicht gesehen hat, der hat sich einer ähnlichen Unterlassungssünde schuldig gemacht, wie der, der in Rom gewesen ist und den Papst nicht gesehen hat. Chicago und Schweineschlächterei sind untrennbare Begriffe.

Wir begeben uns also an einem Nachmittage hinaus nach den „Stock Yards", obgleich dieselben fast ebenso fern von der inneren Stadt liegen, wie die „Boulevards", und wir sehen daselbst in der That eine solche Unzahl borsten- und hörnertragender Vierfüßler versammelt, wie wir sie vorher in der ganzen Zeit unseres Lebens nicht gesehen haben, so daß uns schier bange davor wird. Da können wir einmal die ganze Urkraft der Prairie beurtheilen — ihr Bunchgras und ihre Maiskolben, und Alles, was sie damit nährt. Mag man doch nicht klagen über die verschwundenen Büffelherden in ihr! Die Formen haben sich geändert, das Wesen ist geblieben! Da die lieben Thiere der Stock Yards größtentheils geschworene Feinde der Reinlichkeit sind, so ist der Aufenthalt unter ihnen natürlich nicht besonders appetitlich, und an vielen Stellen wird es uns durchaus nicht leicht, durch den Morast hindurchzukommen. Aber höchst interessant ist das Schauspiel, das sie uns gewähren, doch, und unterhaltend finden wir namentlich das Treiben der berittenen Hirten und „Cow Boys", die auf das Kommando der „Cattle Kings" oder „Hog Kings" große

Scharen der Rinder und Schweine von Hürde zu Hürde vor sich her treiben, und hin vor die „Butcher Kings“ von der Kategorie Armour und Compagnie, Swift und Compagnie ꝛc., in deren Mordwerkstätten Tag für Tag Tausende verbluten und in „pork“ und „beef“, oder um in gutem Deutsch zu reden, in Pökelfleisch, Speck, Wurst, Schinken, Rinderbraten ꝛc. verwandelt werden. Wohlorganisirt ist in den Stock Yards Alles und Jedes, und wir spüren deutlich genug, daß über denselben verschiedene kleine monarchische Gewalten wirksam sein müssen. Und nicht anders ist es in dem Schlachthause von Armour und Compagnie, in dem an jedem Tage im Durchschnitte 6000 Schweine verarbeitet werden, so daß jedes derselben jede Hand, durch die es auf seinem Wege von der Hürde zum Pökelfaß oder zur Wurstkiste zu wandern hat, nur etwa 7 bis 8 Sekunden beschäftigt. Die Theilung der Arbeit in dem Etablissement ist selbstverständlich eine noch weitergehende wie in einer Stecknadelfabrik — entsprechend dem komplicirteren Objekte —, und es hat nur für den, der nicht an den Anblick gewöhnt ist, etwas geradezu Gespensterhaftes, die todten Thiere automatisch an einem schiefen Drahtseile durch die weiten Hallen hindurch wandern zu sehen, um sich von einem der Schlächter seiner Borsten, von dem anderen seiner Eingeweide, von dem dritten seines Hauptes, von dem vierten seiner Gliedmaßen beraubt zu sehen, bis zuletzt absolut nichts von ihm übrig geblieben ist. Und gerade so ergeht es in einer anderen Abtheilung des Schlachthauses den Rindern.

Die große Mördergrube im einzelnen zu beschreiben, müssen wir uns versagen, obgleich dieselbe wohl außer für Fleischer von Profession auch für andere Leute von hohem Interesse sein dürfte. Wir fügen nur noch hinzu, daß Armour und Compagnie über eine ähnliche Arbeiterschar gebieten, wie unser Krupp in Essen — über 10000 —, und daß das genannte Haus im Jahre 1884 einen bedeutenderen Geschäftsumsatz zu verzeichnen hatte, als die erste der amerikanischen Eisenbahn-Gesellschaften — die „Pennsylvania Railroad“ — nämlich

102 Millionen Dollars. Die Schlächter sind ohne Zweifel eine Großmacht in der Nordamerikanischen Union, und wer in Europa die Schweinefleisch-Einfuhr verbietet, der trifft deshalb wohl einen sehr wunden Punkt derselben. Außer Armour und Compagnie empfindet eine solche Maßregel begreiflicherweise auch die gesammte Mais-Kultur des Westens.

Nicht weniger als die Stock Yards interessiren uns in dem Stadt-Dorfe Chicago auch die großartigen Dock-Anlagen entlang dem Südarme des Chicago-Flusses. Durch diese künstlichen Bassins, deren man nicht weniger als vierzehn gegraben hat, stellt sich die große Prairie- und Schlächterstadt ja auch zugleich als echte Seestadt unserem London, Liverpool und Hamburg würdig an die Seite, und titanenhaft erscheint das Treiben der Bürger der Neuen Welt auch an dieser Stelle. Da sehe man nur die Berge von Holz und von Kohlen an, die man entlang den Docks aufgethürmt hat, und die wieder so ungeheuer sind, daß man sie anderweit in der ganzen Welt nicht schauen kann. Den Geschmack für das Mammuthhafte, der den Chicagensern sowie den Amerikanern im allgemeinen in einem so hohen Grade charakteristisch ist, lernt man da wohl verstehen. Die zahllosen Schiffe, die in den Bassins liegen — alljährlich laufen gegen zehn Millionen Tonnen ein und aus, also beinahe ebenso viel wie in dem Londoner Themsehafen — und die zahllosen Eisenbahnwagen, die unmittelbar an ihrem Rande halten, um den Schiffen beim Verkehrswerke die Hand zu reichen, sollen freilich gegenwärtig nichts weniger als voll beschäftigt sein, und der Holzhandel Chicago's hat seit mehreren Jahren einen sehr empfindlichen Rückgang zu verzeichnen gehabt.

Sollten bei dem unerhörten Aufschwunge, den die Stadt durch ihr Schlächtergeschäft sowie durch ihren Holz- und Getreidehandel seit 25 Jahren genommen hat, dergleichen Rückschläge aber ganz ausbleiben können! An einen Niedergang der Stadt braucht man deshalb noch lange nicht zu denken. Und wenn auch die Wälder der Centralstaaten allmälig

versagen werden, so werden es doch sicherlich nicht die Mais- und Weizenfelder und die Bunchgras-Weiden. Daß der große „Boom" Chicago's — sein Segeln mit vollstem Winde — und damit zugleich auch die Periode seines pilzartigen Wachsthums gegenwärtig vorüber sei, dürfen wir aber vielleicht doch annehmen. In den Prairie-Gegenden, die man künftig noch unter den Pflug nehmen wird, wird man sicherlich auf viel größere Schwierigkeiten stoßen, als in denjenigen, die in den letzten fünfundzwanzig Jahren darunter genommen worden sind.

An den Abenden, die wir in Chicago verleben, lernen wir unter anderem auch die hauptsächlichsten Theater kennen, deren die Stadt etwa ein Dutzend besitzen mag. Diese Kunsttempel stehen aber in keinem Punkte über denjenigen New-Yorks, und wir können uns deshalb eine eingehendere Schilderung derselben ersparen. In McVickers Theater hören wir eine höchst mittelmäßige deutsche Vorstellung, die aber nichtsdestoweniger von dem aus der deutsch-amerikanischen unteren Mittelklasse zusammengesetzten Publikum dankbar genug beklatscht wird. Ob nicht eine systematische Hebung der deutschen Bühne in den Hauptstädten des Westens ganz wesentlich dazu beitragen könnte, das Deutschthum als selbständiges Kulturelement auf dem Boden der Nordamerikanischen Union etwas zäher und widerstandsfähiger zu machen? In der anglo-amerikanischen Großen Oper, die zur Zeit die Domäne der tüchtigen Theater-Unternehmerin und Sängerin Abbot war — eines echt amerikanischen Charakters —, wohnten wir einer Aufführung des Balfe'schen Zigeunermädchens bei, und obgleich dieselbe ganz leidlich gegeben wurde, bewies sie uns doch, daß die anglo-amerikanische Bühne auch in Chicago weit entfernt davon ist, der unsrigen gleichzukommen. Sollte eine gute deutsche Oper in Chicago also nicht im Stande sein, mit der angelsächsischen erfolgreich zu rivalisiren?

In der Oeffentlichen Bibliothek Chicago's, in der wir ein fleißiger Gast waren, so lange wir in der Stadt weilten,

fanden wir die deutsche Bücher- und Zeitschriften-Literatur in recht löblicher Weise vertreten. Im übrigen lernten wir aber in derselben das non plus ultra eines demokratischen Bildungs-institutes kennen, und das vollkommene Gegenbild zu der aristokratischen Astor-Bibliothek in New-York. Die schmutzigen Hemdenkragen bildeten die entschiedene Majorität bei ihren Besuchern, den Hut in den Sälen von dem Kopfe zu nehmen hielt niemand für nöthig, und in den zahlreichen sozialistischen Blättern, welche auslagen, bekamen wir sowohl Brand- und Blutartikel gegen den russischen Zaren als auch solche gegen den Kongreß der Vereinigten Staaten zu Gesicht. Alle Kräfte walten frei unter dem Sternenbanner, ob sie sich aber auch alle unter einander in dem richtigen Gleichgewichte gehalten haben oder halten werden, das ist uns im höchsten Grade zweifelhaft. Eine kurze Weile nach unseren Besuchen in der Bibliothek krachten in den Straßen von Chicago die anarchistischen Dynamitbomben in sehr bedenklicher Weise.

14.

Das Land zwischen Chicago und Milwaukee. Die Stadt Milwaukee. Das Deutschthum daselbst.

Unter den Ausflügen, die wir von Chicago aus unternehmen, steht natürlich derjenige nach Milwaukee obenan. Wie sollten wir uns denn nicht für die Stadt in lebhafter Weise interessiren, die uns von allen Seiten als die deutscheste unter den Städten der Neuen Welt gerühmt worden ist!

Die Gegend, die wir auf unserem Wege dahin vermittelst eines Zuges der Chicago-Milwaukee-St. Paul-Eisenbahn durchfliegen, ist nicht viel anders beschaffen als die, welche wir zwischen Detroit und Chicago kennen gelernt haben, und daß dieselbe in irgendwelcher Beziehung große Reize für das Auge entfalte, können wir nicht behaupten. In der Nähe von Chicago ist der Boden zum größten Theile eben wie eine Tisch-

platte und aus reiner Prärie-Schwarzerde zusammengesetzt, die zwar eine eminente Fruchtbarkeit besitzen muß, von deren Anblick man aber bald gesättigt ist; in der Nähe von Racine und Milwaukee dagegen wird es allmälig hügeliger, und diluviale Schuttmassen wechseln hier mit allerjüngstem, morastigem Schwemmlande ab. Bei weitem der größte Theil ist urbar gemachter Ackerboden, und mit Mais, Weizen, Gerste, Hafer, Kürbissen 2c. in ziemlich intensiver Weise bebaut, so daß wir wohl daraus schließen können, daß die Grundrente im südlichen Wisconsin bereits eine beträchtlich hohe geworden sein muß. Ist damit aber nicht zugleich ausgesprochen, daß Wisconsin gegenwärtig aufgehört hat, ein dankbares und empfehlenswerthes Feld für die europäische Auswanderung zu bilden? Die kleinen Waldstrecken, die sich zwischen den Ackerfeldern ausbreiten — zum Theil Eichen-, zum Theil Nadelholzbestände — (Pinus Strobus, Abies nigra, A. alba), — sind ebenfalls fast allenthalben mit einer auffälligen Sorgfalt und Oekonomie behandelt, und dieselben scheinen uns auf diese Weise auch beweisen zu wollen, daß man selbst in dem neuesten Stücke der Neuen Welt im allgemeinen auf dem Punkte angelangt ist, wo man um die Gaben, die man ihr durch Fleiß und Schweiß abgewinnen will, härter und härter zu kämpfen hat — zum Theil nicht weniger hart wie drüben in der Alten Welt. Das Tempo der wirthschaftlichen Entwicklung des großen amerikanischen Freistaates, das uns bisher so sehr in Staunen gesetzt hat, scheint sich auch westlich von dem Michigan-See definitiv verlangsamen zu wollen.

Nach etwa dreiundeinhalbstündiger Fahrt verkünden uns mächtige Rauchwolken, die aus einer Menge von Schornsteinen hinter den Hügeln emporsteigen, daß wir in der unmittelbaren Nähe einer weiteren amerikanischen Großstadt angekommen sind, und alsbald trägt uns unser Dampfroß mitten hinein in dieselbe, so wie es bei Chicago auch geschah, und wie es bei der unumschränkten und rücksichtslosen Alleinherrschaft der Schienenwege in der Neuen Welt nicht gut

anders denkbar ist. Das Depot — das ist die üblichste amerikanische Bezeichnung für Bahnhof, durch die der Passagier gewissermaßen der Waare gleichgestellt, bezw. ihr untergeordnet wird — das Depot befindet sich in Milwaukee dort, wo sich der kleine Menomonee-Fluß mit dem größeren, spree-ähnlichen Milwaukee-Flusse vereinigt, und wo gleichzeitig auch die beiden Hauptpulsadern des Personen- und Wagenverkehrs der Stadt, die unter dem Namen East-Water-Street und West-Water-Street dem letztgenannten Flusse entlang laufen, ihren Anfang nehmen.

Daß auch Milwaukee in einem sehr hohen Grade eine Wasserstadt ist, und daß es seine Existenz und seine Blüthe in allererster Linie der halbmondförmigen Bai des großen Sees und den Flüssen, an denen es liegt, zu verdanken hat, sagt uns schon sein indianischer Name, der so viel bedeuten soll wie „schöner Zugang." Ebendasselbe sagt uns aber auch die Thatsache, daß sich sein Verkehrs- und Geschäftsleben am allermeisten in jene genannten „Wasserstraßen" konzentrirt hat, und daß dieselben in jeder Beziehung seine Hauptstraßen geworden sind. Und indem wir vermittelst Rail-Road in die Stadt einfahren und sodann vermittelst Horse-Car und zu Fuß ihre verschiedenen Theile kreuz und quer durchstreifen, finden wir diese Ansicht fast auf jedem Schritt und Tritt bestätigt.

Gleichwie Chicago, so gemahnt uns auch Milwaukee durch sein ganzes Wesen beinahe an die amphibischen Städte Hollands, an Rotterdam oder Amsterdam etwa, und wir können uns kaum ein auf dem festen Lande begründetes Gemeinwesen denken, das in einem höheren Grade von dem flüssigen Elemente durchdrungen erscheint. Der südliche Stadttheil, der die Gegend zwischen dem Menomonee River und dem Kinikinik Creek einnimmt, ist großentheils auf flachem, sumpfigem Grunde erbaut, und derselbe war ursprünglich häufigen Ueberfluthungen von den Flüssen und von dem See her ausgesetzt, so wie sich auch eine ganze Anzahl von Altwässern und Achterwässern daselbst befanden. Durch zweckmäßige Regulirungs-

arbeiten und Dammanlagen hat man die letzteren aber in Docks und Kanäle verwandelt und dadurch nicht bloß die Wassernoth in wirksamer Weise abgewehrt, sondern auch zugleich den Hunderten von Schiffen, die von Chicago, von Buffalo und von anderen Plätzen her in der Mündung des Milwaukee-Flusses einlaufen, genügenden Raum zum Ankern und Ein- und Ausladen geschaffen. Die jährliche Schiffahrtsbewegung Milwaukee's erreicht ja gegenwärtig die achtunggebietende Ziffer von rund 6 Millionen Tonnen. Die Südstadt Milwaukee's fungirt ihrer Natur und Lage gemäß — sie ist das buchstäblich aus dem Wasser entsprungene Milwaukee und gleichzeitig das der Metropole des Westens zugekehrte Milwaukee — als das eigentliche Receptaculum des Güterverkehrs der Stadt, ganz in derselben Weise, wie es bei der Südstadt Buffalo's und New-York's der Fall ist. Infolgedessen gewahren wir in ihr natürlich außer den Docks vor allen Dingen wieder eine ganze Reihe der unvermeidlichen amerikanischen Korn-Elevatoren sowie zugleich auch die hervorragendsten industriellen Etablissements. Eine größere Anzahl der letzteren findet sich indessen auch in den nördlichen Stadttheilen, entlang dem Milwaukee-Flusse, da dieser letztere innerhalb der Stadt noch ein ziemlich starkes Gefäll besitzt und der Fabrikthätigkeit eine sehr ausgiebige und nachhaltige Wasserkraft darbietet. Imposante Etablissements sind in Milwaukee namentlich die großen Mühlenwerke, die großen Schlachthäuser, die großen Gerbereien, die großen Eisengießereien und — last but not least — die großen Brauereien, die der Stadt den Charakter eines amerikanischen München aufprägen, wenn auch selbstverständlich mit einer gewissen Einschränkung.

An die holländischen Städte erinnern übrigens auch in den nördlichen Stadttheilen, die als Ost- und Weststadt durch den Milwaukee River von einander abgegrenzt werden, die Drehbrücken, die über den Fluß hinwegführen. Im übrigen stehen diese Stadtviertel, die in der Nachbarschaft des Flusses vorwiegend Geschäftsviertel, nach dem See zu und landein-

wärts dagegen vorwiegend Wohnviertel sind, und die ebenso wie bei Chicago nach der Peripherie hin eine mehr und mehr vorstädtische und dörfliche Physiognomie annehmen, auf stark hügeligem Terrain, und die schnurgeraden und sich rechtwinkelig kreuzenden Straßen gewähren infolgedessen ein ewiges Bergauf und Bergab.

Das vorherrschende Material, aus dem die Häuser Milwaukee's gebaut sind, ist ein blaßgelber, aus einem thonähnlichen, schwach eisenschüssigen Lehme gebrannter Ziegel, und davon hat die Stadt den poetischen Beinamen „Cream City of the Lakes“ erhalten, den ihre Bürger selbstverständlich zugleich im übertragenen Sinne nehmen. Es lebt ja auch in den Bürgern der Neuen Welt allenthalben ein gut Theil Lokalpatriotismus, trotz ihrer geringen Seßhaftigkeit, und jede amerikanische Stadt schmeichelt sich, ganz bestimmte Tugenden vor den anderen voraus zu haben.

In der That sind mehrere Straßen in der Nähe des See's recht nett und einladend, in der East Water Street nimmt die Stadt durch eine Reihe stolzer Geschäftspaläste einen entschiedenen Anlauf zur echten Großstadt, und im Durchschnitt sind die Häuser Milwaukee's solider gebaut als diejenigen des äußeren Chicago, wenngleich es an leichten Holzhäusern in der äußeren Stadt durchaus nicht fehlt. In allen übrigen Beziehungen aber trägt sie doch einen ausgesprochen provinzialen Charakter, und zu Chicago steht sie nur etwa in demselben Verhältnisse wie Buffalo zu New-York. Gar Vieles ist unfertig und unreif in Milwaukee, nach wirklich Bedeutendem und Schönem sieht man sich zunächst noch vergebens um, und nicht einmal zu einem schönen Parke hat es die „Cream City“ bisher gebracht. Man erwarte also von diesem Namen nicht allzu viel, und man deute denselben vor allen Dingen nicht auf eine exceptionelle Verfeinerung der Civilisation in der Stadt. Die höchsten Blüthen, die eine Kultur zeitigen kann, sind bei der Stadt Milwaukee bis heute vielleicht noch weniger vorhanden als bei den meisten ihrer Schwestern.

Die hervorragendsten ihrer Bauten dürften die City Hall, das Government Building, das Exposition Building und das Plankinton Hotel sein, dieselben erheben sich aber sämmtlich nicht über die Mittelmäßigkeit, sowohl was die Dimensionen als auch was den Styl anlangt. Eine schöne Kirche gibt es in Milwaukee so wenig wie ein schönes Theater oder einen sonstigen schönen Musentempel, dagegen sind mehrere große Mönchs- und Nonnenklöster vorhanden, sowie in seiner nächsten Umgebung namentlich auch ein großes Jesuitenkolleg.

Was das Deutschthum in Milwaukee betrifft, so konnten wir darüber trotz der Kürze unseres Aufenthaltes mancherlei Beobachtungen machen, die uns interessant waren.

Daß die große Mehrheit der Bewohner Milwaukee's deutscher Herkunft ist, kann man an tausend Kleinigkeiten auf den ersten Blick erkennen, auch daß die Deutschen Milwaukee's, ebenso wie die Deutschen des amerikanischen Westens überhaupt, im Durchschnitt zu einem ganz erfreulichen materiellen Wohlstande gelangt sind, und daß sie eine gewisse Liebe zu ihrer Nationalität und zu ihrer Sprache, zu ihrer Kultur und zu ihrer Sitte bewahrt haben — auch selbst wenn ein Menschenalter verflossen ist, seit sie ihre Heimath verlassen haben und seit sie auf dem Boden ihres Adoptivvaterlandes angekommen sind. Wenn man aus dem alten Vaterlande in ihrer Mitte erscheint und ihnen einen Gruß von daheim bringt, so kann man in der Regel schon an dem Leuchten ihrer Augen merken, daß man ihnen willkommen ist — besonders wenn man gleich von vornherein erklärt, daß man nur gekommen sei, ihnen einen kurzen Besuch abzustatten, nicht aber, sich dauernd unter ihnen niederzulassen und ihnen in diesem oder jenem Erwerbszweige Konkurrenz zu bereiten. Wäre das letztere der Fall, so würden wir als „Grüne“ wohl viel weniger freundlich empfangen werden, denn Brodneid und Mißtrauen gegen Neulinge sollen gerade in den deutsch-amerikanischen Kreisen sehr im Schwunge sein.

Auch ein gewisses Streben, sich als Deutsche zu organi-

siren, ist bei den Deutschamerikanern Milwaukee's unverkennbar vorhanden, und das Vereinswesen steht in üppigster Blüthe bei ihnen. Nur schade, daß dabei zugleich eine große Zerfahrenheit in den Tendenzen zu herrschen scheint, ganz wie daheim im Mutterlande auch. Der Ehre, in den „Deutschen Turnverein", in den „Liederkranz" oder in den „Kegel-Klub" eingeführt zu werden, kann man nicht wohl entgehen, wenn man einige Tage in der „Cream City" weilt und dabei diesen oder jenen Landsmann kennen lernt. Sogar im Scheibenschießen und Schafskopfspielen übt man sich fleißig, wie wir wahrnehmen konnten, und in den verschiedenen Vereinslokalen sowie auch in den Straßen stößt man auffällig häufig auf Spießbürgergestalten und auf Gevatter Schneider und Handschuhmacher, wie sie sich urwüchsiger und echter kaum in einer typischen Kleinstadt Deutschlands finden dürften. Aber ist damit die Sache des Deutschthums in Amerika geborgen? Der deutsche Michel, dem daheim in dem neuen Reiche seit zwanzig Jahren von den großen historischen Ereignissen so arg mitgespielt worden ist, daß man ihn kaum noch wiedererkennt, lebt und florirt auch in Milwaukee wieder einmal auf dem fremden Boden, auf den er versetzt worden ist, lustig weiter, und er träumt daselbst von allem, nur nicht von seinem Untergange in einem fremden Volksthume. Was liegt daran, daß man seine Sprache verlernt und seine Nationalität preisgibt! Hat man doch sein tägliches Brod und die freie amerikanische Luft dafür und die schönen demokratischen Institutionen! Darf man doch sogar das Staatsoberhaupt der Union, wenn es zur Gegenpartei gehört, mit jedem beliebigen Epitheton belegen, ohne daß man dafür zur Rechenschaft gezogen wird! Und zudem: was wäre gegen das übermächtige Angelsachsenthum, das alle Zügel in seiner Hand hält, auszurichten! Wir haben den deutschen Michel in Milwaukee ebenso wie in anderen amerikanischen Städten in dieser und ähnlicher Weise argumentiren hören, und wir haben dazu nichts weiter sagen können, als daß es unserer unmaßgeblichen

Meinung nach eine Schmach und Schande ist, wenn man seine Nationalität auszieht wie einen alten Rock, und wenn man sein Erstgeburtsrecht preisgibt für ein Linsengericht. Die Argumentation der betreffenden Deutschamerikaner leidet einfach daran, daß sie auf der einen Seite sehr praktisch amerikanisch, auf der anderen Seite aber übergründlich deutsch ist.

Daß wir die Deutschen in Milwaukee viel Gerstensaft konsumiren sahen, haben wir kaum nöthig, hinzuzufügen. Wie kann das anders sein, da die großen Brauereien von Schlitz, Best und Anderen thatsächlich einen ganz guten „Stoff" erzeugen! Die Biergärten und Salons sind sammt und sonders deutsch, in ihren Besitzern so gut wie in ihren Kellnern und Küpern, nur spricht ihr deutsches Personal zumeist einen abscheulichen, aus Deutsch und Englisch gemischten Jargon, ein sprechender Beweis, daß auch die stärkste Säule des Deutschthums in Amerika — der deutsche Bierbrauer, bezw. der deutsche Bierwirth — ihren Dienst in dem Kampfe des Deutschthums um seine Existenz nur in höchst unvollkommener Weise leistet.

Die Rolle, die das Deutschthum als Kulturfaktor in der Hauptstadt Wisconsins spielt, läßt sich aus dem Gesagten leicht begreifen. Daß es in dem Geschäftsleben der Hauptstraße Milwaukee's vollkommen in den Hintergrund tritt, versteht sich von selbst. Die stolzen Pelz- und Buchläden und Banken von East Water Street tragen sämmtlich einen ausgesprochen angelsächsischen Charakter, und dies darf uns wohl um so weniger wundern, als die aus Deutschland stammenden Besitzer derselben zum großen Theile deutsche Juden sind. Dieses flüssige und elastische Bevölkerungselement, das in der amerikanischen Geldaristokratie und in dem amerikanischen Handel und Wandel allenthalben einen so großen Einfluß erlangt hat, ist eben auch in Milwaukee doppelt leicht dazu geneigt, sich der fremden Nationalität anzuschmiegen und ohne großen Widerstand in ihr aufzugehen. Wo man das echte Deutschthum suchen muß, das sind außer den Restaurationen

vor allen Dingen die Uhrmacher-, Schneider- und Schuhmacherwerkstätten der Nebenstraßen, die Bäckereien daselbst ꝛc., womit aber natürlich nicht behauptet werden soll, daß nicht auch sehr gewaltige Etablissements in deutscher Hand sind.

Ebenso wie die Hauptstraße, so ist natürlich auch das Haupthotel Milwaukee's — das komfortable Plankinton House — durch und durch anglo-amerikanisch, während dagegen eine Anzahl Gasthäuser zweiten und dritten Ranges deutsch sind.

Und dieses Zurücktreten des Deutschthums kann man sogar auch innerhalb desselben Hauses beobachten. Wir treten beispielsweise in eines der größeren Restaurants ein, um einen Imbiß in demselben zu nehmen und dazu ein Glas von dem berühmten Milwaukee'schen Lagerbier — „Celebrated Milwaukee Lager Beer" steht ja auf jeder Flasche — zu trinken. Das erstere müssen wir nun in einem Raume thun, den wir seiner eleganten Ausstattung wegen als das Herrenzimmer bezeichnen, und dort erhalten wir ein Steak nebst Pickles sowie Thee oder Wein, der Kellner, der uns bedient, versteht aber kein deutsches Wort. Um unsern Bierdurst zu löschen, auf den man in dem Herrenzimmer keine Rücksicht genommen hat, müssen wir uns dagegen in das Nebenzimmer begeben, das voll ist von Tabaksqualm und Unflath, und das wir höchstens den sogenannten Kutscherstuben in Deutschland an die Seite stellen können. Aber hier tönt der süße Ton der Muttersprache an unser Ohr, in derben Flüchen und Späßen ebenso wie in sanfteren Herzensergüssen und ruhigeren Zwiegesprächen, denn demokratisch gemischt ist das deutsch-amerikanische Biertrinkerpublikum selbstredend. Auch in anderer Beziehung noch ist dasselbe augenscheinlich sehr anglo-amerikanisch angehaucht, denn die Mehrzahl der Trinker stürzt, am Bar stehend, ein Glas „Lager" nach dem andern hastig hinunter, statt es, gemüthlich am Tische sitzend, Schluck für Schluck langsam zu genießen. Man beugt sich auch in diesem Punkte der überlegenen angelsächsischen Civilisation, und man gibt den alten guten deutschen Brauch auch selbst beim Trinken auf.

Da wir im Plankinton House und in dem Herrenzimmer des fraglichen Restaurants keine deutsche Zeitung und Zeitschrift haben erlangen können, so spähen wir in unserer deutschen Bierstube nach einer solchen aus, und wir suchen nicht vergebens. Daß wir eine importirte deutsche Zeitung in der deutschen Wirthschaft finden, können wir bei der Selbstgenügsamkeit der Amerikaner im allgemeinen und der Deutsch-Amerikaner im besonderen freilich nicht erwarten. In Deutschland gedruckte deutsche Zeitungen sind rarae aves in Amerika, so gut wie in Deutschland gedruckte deutsche Bücher. Wozu denn all der alte Plunder aus der Alten Welt! Ist in der Neuen nicht Alles viel besser, und die Zeitungen und Bücher obendrein zugleich auch viel billiger! Daß der amerikanische Schutzzolltarif und die amerikanische Abschließungspolitik, soweit sich dieselbe auf die Geisteserzeugnisse erstreckt, günstig auf die Entwicklung und die Qualität der deutsch-amerikanischen Literatur und der deutsch-amerikanischen Presse eingewirkt haben, konnten wir aus den Exemplaren, die uns an dem besagten Orte in die Hände fielen, allerdings kaum ersehen. Es waren ultrademokratische Winkelblätter — wir nehmen das Wort „demokratisch" immer im deutschen Sinne, und nicht im amerikanischen —, und über das, was in dem fernen Heimathlande vorging oder vorgegangen war, fanden wir sie auf das elendeste unterrichtet. Von Verständniß der neuen politischen Aera Deutschlands war keine Rede bei ihnen, und gegen den Despotismus Bismarcks fochten sie ebenso leidenschaftlich wie Don Quixote gegen seine Windmühlen. Im allgemeinen sah es in den betreffenden Blättern nicht anders aus wie in der Kutscherstube, in der sie auslagen. Es würde uns im Interesse unserer Landsleute sehr angenehm sein, wenn uns durch einen unglücklichen Zufall nur die schlechtesten der deutschen Blätter Milwaukee's in die Hände gefallen wären, und wenn es neben diesen schlechten Blättern, die wenig dazu angethan sind, die deutsche Gesinnung und die deutsche Art in fremdem Lande hegen und erhalten zu helfen, auch einige wirklich gute gäbe.

Sonst würden wir bezüglich unserer nationalen Sache auch in der deutschesten der amerikanischen Städte die letzte Hoffnung aufzugeben haben.

Derjenige, welcher angesichts der geschilderten Misère den Muth nicht sinken läßt, und welcher trotz alledem und alledem daran denkt, das Deutschthum im ungleichen Kampfe gegen das Angelsachsenthum auf festeren Fuß zu stellen, der müßte sich ohne Zweifel vor allen Dingen bemühen, daß ihm gesündere und solidere geistige Speise dargereicht werde.

Die Mehrzahl der anglo-amerikanischen Zeitungen Milwaukee's flößte uns eine viel höhere Achtung ein.

Nach einer größeren deutschen Buchhandlung, in der wir unsere eigenen Literaturbedürfnisse auch nur nothdürftig hätten befriedigen können, sahen wir uns ebenfalls vergebens um. Und ebensowenig gelang es uns, in der Oeffentlichen Bibliothek Milwaukee's allgemein verbreitete deutsche Hauptwerke über Amerika zu erlangen. Dergleichen Bedürfnisse sind in der deutschen Bevölkerung der „Cream City" eben noch nicht erwacht. Werden sie aber überhaupt noch erwachen? Und wird Milwaukee dereinst noch einmal ein deutsches Gymnasium und eine deutsche Realschule oder gar eine deutsche Universität besitzen? Zunächst erscheint uns der Boden dafür noch wenig geebnet. Doch aber müßten die Deutschen Milwaukee's, die den Werth ihrer Nation und ihrer Muttersprache kennen und würdigen, und die höher stehen als der Durchschnitt, den wir durch einige Schlaglichter zu charakterisiren gesucht haben, unserer Meinung nach das Allerhöchste erstreben, wenn sie etwas erreichen wollen. Gerade bezüglich verschiedener geistiger Kräfte und bezüglich der höchsten Bildungsmittel der modernen Menschheit ist das deutsche Volk allen anderen Völkern so gewaltig überlegen, und wer es mit dem Deutschthume in den fremden Weltgegenden gut meint und wer ihm allenthalben, wo es sich draußen eine Stätte bereitet hat, und namentlich auch in Nordamerika, eine würdigere Stellung und eine höhere Kulturaufgabe zuweisen will, der kann nach unserer Ueberzeugung die

Gesichtspunkte, aus denen er handelt, kaum groß und weit genug fassen, und der wird vor allen Dingen auch mit jenen Mitteln operiren müssen. Das deutsche Bier und deutsche Schafkopfspiel sowie die deutschen Sänger- und Turnerbündnisse und die deutschen Schützengesellschaften thun es nicht allein, so wenig wir geneigt sind, dieselben zu verachten und gering anzuschlagen; die deutsche Presse und die deutsche Literatur, die deutsche Bibliothek, das deutsche Schauspielhaus, die deutsche Oper, die deutsche Volks- und die deutsche Hochschule müßten mit eingreifen, um das, was einmal deutsch ist, auch deutsch zu erhalten.

Wir sind nicht so sanguinisch, zu erwarten, daß der ganze gewaltige Apparat sich mit einem einzigen Schlage in Thätigkeit setzen lassen werde; aber in Thätigkeit setzen ließe er sich vielleicht, doch, wenn er nur unverzagt, energisch und zielbewußt angegriffen würde. So Deprimirendes und Beschämendes wir in den Hauptquartieren des Deutschthums in Amerika auch sahen, so begegneten wir doch hie und da auch recht wackerer deutscher Gesinnung, und an Anknüpfungspunkten für die von uns befürworteten Bestrebungen würde es insbesondere in Milwaukee durchaus nicht fehlen. Ein deutscher Verein, der in der deutschen Reichshauptstadt begründet würde, und der den deutschen Landsleuten im Auslande die Hand reichte und ihnen ihr Nationalbewußtsein und ihren Nationalcharakter ganz und voll zu erhalten suchte, fände sicherlich noch immer ein weit lohnenderes Feld draußen, als die bekannte „Alliance française“, die bezüglich des Franzosenthums allenthalben, wo man Französisch spricht, in der gleichen Weise wirkt, und, wie uns scheint, durchaus nicht ohne beachtenswerthe Erfolge.

Das Erste, was geschehen müßte, wäre natürlich, daß das Deutschthum in Amerika ganz allgemein — und auch die Kreise, die bisher völlig indolent waren — zur Selbsterkenntniß gebracht würde, zur Erkenntniß des eigenen Werthes, des eigenen hohen Adels und der schönen Aufgabe, die es als selbständigen Kulturfaktor in der Neuen Welt lösen könnte,

wenn es den deutschen Geist nach allen Richtungen hin hochhielte, aber auch zugleich zur Erkenntniß seiner Schwäche und zur Erkenntniß der demüthigenden Rolle, die es als Schleppenträger und als dienender Bruder des Angelsachsenthums spielt. Daß eine Anzahl Deutscher in dem Stadtverordneten-Kollegium Milwaukee's sitzt, daß die Deutschen bei den städtischen und staatlichen Wahlen einen gewissen Einfluß geltend machen, daß sie die puritanische Sonntagsfeier in Amerika umgestaltet haben, daß sie den deutschen Christbaum zur Gepflogenheit gemacht haben, daß sie die Anglo-Amerikaner Bier trinken und Kegel schieben gelehrt haben, das kann uns unmöglich zufriedenstellen.

Freilich suchen wir die eigentliche Wurzel des Uebels mehr daheim in Deutschland als in Amerika, und wenn überhaupt noch ein Versuch gemacht werden sollte, dasselbe zu heben und zu heilen, so müßte er unbedingt von Deutschland aus unternommen werden. Wird unsere Zerfahrenheit in Parteien — von denen die eine das römische Jesuitenkolleg in Milwaukee lieber sieht als die deutsche Bibliothek und die deutsche Hochschule, und die andere die demokratischen Freiheitsillusionen in den dortigen Zeitungen und an den dortigen Biertischen lieber als den altberühmten furor teutonicus — wird diese unsere Zerfahrenheit das aber zulassen?

Daß wir hierbei nicht an irgendwelche Einmischung in die politischen Angelegenheiten Amerikas denken, ist selbstverständlich.

15.

Nach dem Huron-See und Ontario-See. Die Stadt Toronto und ihr englisches Wesen.

Zwölf Stunden nach unserem Abschiede von Milwaukee befinden wir uns in der Gegend von Port Huron, an der Küste des vierten der Großen Seen, und damit zugleich auch wieder an einer der Hauptausgangspforten aus dem Nord-

amerikanischen Freistaate in die Britische Dominion. Eine weitere Riesenfähre, wie sie den amerikanischen Riesen-Strömen nothwendigerweise in hohem Grade wahlverwandt sein müssen, und wie wir ihnen deshalb in Amerika an dergleichen Punkten ganz regelmäßig begegnen — genau wie den Riesenbrücken —, trägt uns und unseren Eisenbahnzug zurück auf das linke Ufer des St. Clair-Flusses, ohne daß wir genöthigt sind, uns von dem Polstersitze in unserem Pulman-Car zu erheben, und wir betreten in Sarnia von neuem das Gebiet der unermeßlich ausgedehnten Hauptprovinz des Britischen Weltreiches, um so viel als es uns möglich ist, einige weitere Blicke in deren innere Verhältnisse und Existenzbedingungen zu thun. Die Halbinsel Ontario durcheilen wir diesmal auf einer nördlicher gelegenen Route, ohne deshalb aber wesentlich andere Charakterbilder ihres Natur- und Volkslebens zu Gesicht zu bekommen, als diejenigen, welche wir in einer unserer früheren Skizzen schilderten. Die wirthschafts- und kulturgeographischen Eigenthümlichkeiten der Landschaften und die natürliche Scenerie derselben, sowie auch das ganze Schaffen und Treiben der Menschen, die darin eingedrungen sind, bleiben sich eben auch in dem Britischen Nordamerika auf Tausenden und Tausenden von Quadratmeilen beinahe vollkommen gleich. Man wird es uns deshalb nicht verdenken, wenn wir uns wenigstens einen Theil des ermüdenden Einerlei dadurch zu ersparen suchen, daß wir unsere Fahrt zum Theil in die Nacht verlegen. Die Amerikaner thun dies auf ihren Reisen mit großer Vorliebe, freilich sind sie deshalb auch selten sehr zuverlässige Beurtheiler ihres eigenen Landes, und namentlich von einem gewissen Optimismus bezüglich der Fähigkeiten und Reize der verschiedenen Gegenden machen sie sich infolge der Flüchtigkeit und Unvollständigkeit ihrer Beobachtungen so gut wie niemals frei.

Bei unserer Nachtfahrt bettet und verpflegt uns der schwarze „Porter" unseres Schlafwagens so vorzüglich, daß wir von der Geeignetheit der Neger zur Verrichtung persön-

licher Dienste eine ungleich höhere Meinung erhalten, als von ihrer Geeignetheit zur Ausübung des unbeschränkten aktiven und passiven Wahlrechtes bei der Ernennung des Unionspräsidenten, und daß wir uns vielleicht einen als Leibdiener — gekauft haben würden, wenn wir unsere amerikanische Reise nicht erst nach der Aufhebung der Sklaverei unternommen hätten. Als freie Leibdiener sollen die amerikanischen Schwarzen den bedenklichen Naturfehler haben, daß sie urplötzlich einmal einen unbequemen „holiday“ (Feiertag) nehmen, ohne ihre Herren vorher erst um Urlaub zu bitten, oder daß sie gar ganz unverhofft und ohne daß einem die Motive recht durchsichtig sind, auf Nimmerwiedersehen völlig verschwinden — ein Streich, den ihre afrikanischen Stammesgenossen in dem Kongo-Staate und in Kamerun den europäischen Forschungs- und Handelsexpeditionen bekanntlich auch zuweilen spielen. Daher verspürten wir keine rechte Lust, einen solchen schwarzen Freibürger der Union zu dingen.

Die erste längere Rast auf unserer Reise machen wir in Toronto, der Hauptstadt Ontario's, die an einer insel-geschützten Bucht in der Nordwestecke des Ontario-Sees und zugleich fast genau mittwegs zwischen Chicago und der Lorenzstrom-Mündungsstadt Quebec gelegen ist, und die uns auf diese Weise die Grundregeln über die Ortslage der amerikanischen Hauptstädte wieder einmal recht nachdrücklich demonstrirt. Der indianische Name der Stadt soll so viel wie „Ort des Zusammentreffens“ bedeuten, und derselbe würde also bezeugen, daß der Punkt, an dem sie erbaut wurde, schon bei der Urbevölkerung eine gewisse verkehrsgeographische Wichtigkeit besaß.

Obwohl Toronto gegenwärtig wesentlich mehr als 100,000 Einwohner zählt und seiner Größe nach also nahezu in den gleichen Rang mit Milwaukee, Detroit und Buffalo zu stellen ist, so hat es doch mit diesen Yankee-Städten im Grunde genommen nur eine geringe Aehnlichkeit. Dies fällt einem bei einer Wanderung durch die Stadt allenthalben auf.

Rüstig und rührig muß man das Leben in ihren Straßen

ja nennen, und nahe dem Depot und dem See, sowie auf Bay-, King- und Young Street kann man deutlich merken, daß ihr Verkehr zu Wasser und zu Lande ein sehr namhafter sein muß. Aber von der Fieberhast und von dem Drängen und Stürmen der amerikanischen Städte ist bei alledem nicht viel die Rede, und die weniger glänzende Naturbegabung der Dominion, sowie die langsamere und ruhigere Entwicklung des weiten Hinterlandes gibt sich in der Physiognomie der Stadt in einer Weise kund, die schwer mißzuverstehen ist. Von der geräuschvollen Zukunftsmusik der Chicago'schen „Boulevards," die mehr oder minder zuversichtlich in jeder amerikanischen Stadt erklingt, vernimmt man in der kanadischen Großstadt kaum einen Ton. Eher muß es uns vorkommen, als ob man in derselben leiser und bescheidener auftrete, als man wohl nöthig hätte.

Nach prahlerischen Hotelpalästen schauen wir uns in den Straßen ebenso vergeblich um wie nach prunkenden Schauläden, und auch die öffentlichen Bauten sehen im allgemeinen sehr unamerikanisch aus — das Rathhaus ebenso wie das Gerichtshaus, das Postamt ebenso wie das Zollamt. Die episkopalische St. James-Kathedrale imponirt noch am ersten, eigentlich aber auch nur, weil ihre Umgebung so völlig unbedeutend ist, und weil sie größer ist als die anderen Kirchen. Das schönste und stattlichste Gebäude in der inneren Stadt dürfte die im ionischen Style erbaute Osgood Hall sein, in der sich die Amtsstellen des höchsten Gerichtshofes der Provinz Ontario und eine große Bibliothek juristischer Werke befinden. Die beiden zuletzt genannten Bauten dürften zugleich als die beiden eigentlichen Hochburgen des Britenthums in der Provinz Ontario zu betrachten sein, und neben ihnen als die dritte: die Universität von Toronto, die draußen vor der Stadt inmitten eines schönen englischen Parkes steht, auf die in sehr bezeichnender Weise die Hauptavenuen der Stadt hinauslaufen, und die ein wirklich prächtiger, bedeutender Bau im reinsten normannischen Style ist. Auf diese drei Institute

und die dadurch vertretenen Prinzipien stützt sich die Suprematie der Briten in Ontario und in Kanada nach unserer Ueberzeugung in allererster Linie: auf die anglicanische Kirche, die der britischen Weltherrschaft allenthalben so unschätzbare Dienste geleistet hat, indem sie die bekannte große Zähigkeit und Widerstandskraft der ausgewanderten Insulaner noch sehr bedeutend erhöhte; auf das britische Recht, das dem einzelnen Individuum einen außerordentlich freien Spielraum in seinem Wollen und Handeln gewährt, ohne doch die Majestät und Autorität der Staatsgewalt irgendwie zu verleugnen, und das deshalb von den friedlichen Bürgern nicht-britischer Nationalität immer so gern als eine Wohlthat betrachtet und angenommen wird; und auf das britische Hochschulwesen endlich, das bei mancher unleugbaren Schwäche und Inferiorität dem deutschen gegenüber doch unzweifelhaft auch manche große Stärke besitzt, und das infolgedessen im Verein mit der britischen Wissenschaft insbesondere in Kanada fast an allen Orten zur Geltung und zur Herrschaft gekommen ist. Namentlich gegenüber dem Franzosenthume, welches das ursprüngliche Bevölkerungselement der großen britischen Eroberungskolonie gebildet hat, und namentlich gegenüber dem Yankeethume, das durch eine Reihe von natürlichen Umständen rasch in einen sehr ausgesprochenen und schroffen Gegensatz zum Britenthume getreten ist, und das auch in Kanada gar gern moralische und andere Eroberungen machen würde, hat das Britenthum durch die Kräfte, die in den drei genannten Toronto'schen Bauten zur Anschauung und Anwendung kommen, vorläufig noch einen sehr sicheren Stand. Der römisch-katholischen Kirche, deren unbestrittene Domäne das Britische Nordamerika anfangs war, ist die orthodoxe englische Hochkirche in ihrer ganzen Organisation ohne Zweifel viel besser gewachsen, als die in Methodismus, Baptismus, Presbyterianismus 2c. zerfahrene amerikanische Kirche. Und ist das englische Vollbürgerrecht und die englische Justiz nicht auch dem, was die demokratische amerikanische Republik davon gewährt, sowie dem, was das

autokratisch regierte Frankreich seinerzeit gewährte, vorzuziehen? Und ist es etwa anders mit der englischen Wissenschaft, wenn man sie mit der amerikanischen oder französischen vergleicht? Wären es bloß die Bajonette, auf die sich die englische Herrschaft in Kanada stützte, und bloß die Handels- und Verkehrsbeziehungen, so stünde es um dieselbe unter den obwaltenden Verhältnissen sicherlich schlimm. Die letzteren gravitiren ja ganz entschieden nach dem großen Nachbarlande im Süden.

Was die Privathäuser Toronto's betrifft, so vermissen wir darunter sowohl den leichten, transportablen Holzbau als auch den schwerfälligen und kolossalen Kasernenbau der amerikanischen Großstädte. Die Häuser sind sammt und sonders kleine, massive Stein- und Ziegelbauten, auch selbst in den Vorstädten, und sie werden nur selten von mehr als einer Familie bewohnt. Auf diese Weise heißt es aber in Toronto ganz wie in England: „My house is my castle!“ und nicht wie in Amerika: „My house is my tent!“ oder: „My house is my wigwam!“ Auch darin bewährt sich also Toronto als die englischste unter den Städten der Neuen Welt — ähnlich und doch auch so wesentlich anders, wie Milwaukee sich als die deutscheste bewährt —, und wenn das Aussehen der Stadt dadurch etwas überaus Schlichtes erhält, so ist das bekanntlich ein Charakterzug, den auch selbst die Weltstadt London nicht verleugnet, und so geht diese Schlichtheit wenigstens mit einer großen Solidität Hand in Hand. Wenn man die Bretterhäuser des äußeren Chicago und anderer amerikanischer Städte ansieht, so kann man sich als Sohn der Alten Welt kaum des Gefühls erwehren, als seien es nur Kartenhäuser, die ein spielendes Kind aufgerichtet hat, und die über Nacht durch die leiseste Erschütterung der Grundlage, auf der sie stehen, wieder zusammenstürzen könnten. Bei der Betrachtung der Häuser Toronto's überkommt einen ein solches Gefühl nicht, zu deren Bestande hat man von vornherein ein viel größeres Zutrauen.

Daß das englische Wesen in Toronto außer in den Bauten

auch noch in mannigfacher anderer Weise viel unveränderter und echter zu Tage tritt, als in den amerikanischen Städten, und daß dasselbe auch noch in anderer Beziehung nicht von dem mächtigen Strome eines extremen wirthschaftlichen und kulturellen Progressismus und Radikalismus verschlungen worden ist, wie in der Union, versteht sich nach dem Gesagten fast von selbst.

Natürlich hält man in Toronto den nationalen englischen Sport und die nationalen englischen Spiele hoch. Man spielt „Football," wie in Altengland, und nicht „Baseball," wie in Amerika; man huldigt dem Cricket, dem Boxen, dem Wettrennen und Wettrudern, man fährt Tandem 2c., und das Alles mit demselbem Eifer und mit denselben strengen Kunstregeln, wie es daheim im Mutterlande üblich ist; und an dem Sport im Freien betheiligen sich die Damen in wesentlich anderer Weise als in Amerika.

In den Restaurants, denen der Fremdling nun einmal nicht entgehen kann, ist in der bekannten englischen Weise das Essen eine viel wichtigere Angelegenheit als das Trinken, und dem Lagerbier, das in der Union eine so universale Verbreitung gefunden hat, begegnet man darin nur ausnahmsweise, ganz regelmäßig dagegen dem „Pale Ale" und „Stout" sowie dem „Whisky", wenn anders die Temperenzgesetze die Trinkdiät nicht auf Kaffee und Thee und frisches Wasser beschränken. Im Punkte der Temperenz und des Trinkens berührt sich die „Dominion of Canada" ja in sehr auffälliger Weise mit ihrem großen Nachbarstaate im Süden. Man schwankt hier wie dort zwischen den beiden äußersten Extremen hin und her, man kennt nur das Uebermaß und die vollkommene Enthaltsamkeit bezüglich des Spirituosengenusses, und da der Whisky auf diese Weise in der That auch in Kanada großes Unheil anzurichten scheint, so darf es uns nicht wundern, wenn die Wogen der Temperenzbewegung in Toronto ganz besonders hoch gehen. Die rein englische Stadt darf ohne Zweifel am allerersten den Beruf fühlen, den Kampf gegen

das allgemeine Laster der Trunksucht in die Hand zu nehmen und sich an die Spitze der Reform zu stellen, so wie dies thatsächlich der Fall ist. Die französischen und irischen Kanadier sind im allgemeinen viel zu große Freunde und Verehrer des Feuerwassers, als daß die Initiative von ihnen erwartet werden sollte.

Haben wir in dem Vorstehenden darzulegen gesucht, wie Toronto in allen möglichen Beziehungen als derjenige Punkt in Kanada erscheint, in dem sich das unverfälschte Britenthum am allerfestesten etablirt hat, und auf den sich deshalb die durchgreifendere britische Herrschaft über das Land und der tiefergehende britische Einfluß auf die Bevölkerung am allerbesten stützt, so haben wir damit im Grunde genommen zugleich auch gesagt, daß die Stadt außer zu den amerikanischen Städten auch zu den kanadischen Städten, die weiter abwärts am Lorenzstrome liegen, in einem scharf ausgesprochenen Gegensatze steht. In Quebec herrscht das Franzosenthum, und in den Händen der Briten sind daselbst eigentlich nur die Festungswerke und die Verkehrsbeziehungen; in Montreal kämpfen die beiden Hauptbevölkerungselemente der Dominion als nahezu ebenbürtige Gegner mit einander um ihre Existenz, und es ist noch kaum zu sagen, ob der, der heute im Vortheile zu sein scheint, nicht schon morgen im Nachtheile ist; in Ottawa endlich suchen sie ihren momentanen modus vivendi zu finden und zu erhalten, und sie begegnen sich daselbst nur in mehr äußerlicher Weise, um ihre gemeinsamen Geschäfte zu erledigen; in Toronto dagegen sind die Briten ganz unter sich, und von französischem Geiste und französischem Leben ist daselbst fast eben so wenig zu spüren wie in London — weniger jedenfalls als von amerikanischem Geiste und amerikanischem Leben.

Der Geschichte der Stadt nach ist dies auch nicht anders denkbar. Erst im Jahre 1794 von dem Gouverneur Simcoe begründet, und erst in den Zeiten zu größerer Ansehnlichkeit gediehen, wo sich ein stärkerer Einwandererstrom aus Bri-

tannien über das obere Kanada ergoß, während der Einwandererstrom aus Frankreich allmählich ganz versiegte, ist Toronto ja auch in dieser Hinsicht das vollkommene Gegenbild von Quebec und Montreal.

16.

Vom Ontario-See zum Lorenzstrome. Unsere Reisegefährten. Port Hope. Kingston und die „Tausend Inseln". Montreal und sein Gegensatz zu Toronto sowie zu den Städten der Union. Das Franzosenthum daselbst.

Auf unserer Fahrt von Toronto nach Port Hope haben wir einen katholischen Pfarrer zum Reisegefährten, dessen geistvoll funkelndes Auge und Gesichtsschnitt uns von vornherein den Franzosen verrathen, und mit dem wir uns alsbald in ein lebhaftes Gespräch über Land und Leute in Kanada verwickelt finden. Der hochwürdige Herr weiß uns viel zu sagen von dem schönen klaren Herbsthimmel, der sich über der britischen Dominion wölbt, sowie von dem bösen kalten Winterwetter, das vom Dezember ab so anhaltend über ihren Gefilden herrscht, und dem es trotzdem nicht gelingen will, das Aufstreben des Landes zu hindern. Er weist uns hin auf die stattlichen Mastschafe und Rinder, die in Ontario bis in den Dezember hinein im Freien weiden, ohne daß ihnen irgendwelcher Schaden geschieht, auf die Apfelgärten und Bienenstöcke, die kaum minder gut gedeihen, auf die großen Verkehrslinien, die man mit ähnlicher Kühnheit und Rüstigkeit geschaffen hat, wie in der Union, und auf hundert andere Dinge außerdem. Ueber das Verhältniß der Nationalitäten und ihre Bestrebungen und Aussichten, sowie über die Stellung der katholischen Kirche zu dem interessanten ethnologischen Amalgamirungsprozesse und zu dem harten Kampfe um die Existenz zwischen den beiden Hauptbevölkerungselementen

der Dominion erfahren wir von dem Herrn wenig, in dieser Beziehung schweigt er sich auf unsere Fragen vollkommen aus. Offenbar betrachtet er dies als eine Art Geschäftsgeheimniß, das er dem neugierigen Fremden gegenüber zu wahren hat, und wir können ihm daraus nicht gut einen Vorwurf machen. Daß der römische Geistliche lebhafte französische Sympathien hegt, merken wir ja wohl nichtsdestoweniger.

In der kleinen Station Whetby steigt ein Individuum in den Wagen ein, das sich alsbald als ein eigenthümlicher Antipode des Pfarrers entpuppt. Es ist ein Mann in Uniform, bezüglich dessen wir anfangs im Zweifel sind, ob er ein kanadischer Landesvertheidiger oder ein kanadischer Dienstmann ist — dergleichen zweifelhafte Uebergangsformen zwischen den verschiedenen uniformirten Spezies der Gattung homo begegnen einem in der Neuen Welt außerordentlich häufig — bis es uns endlich gelingt, an seiner Mütze die Worte „Salvation Army“ zu entziffern, und daneben wohl auch sogar die Nummer des Regiments und Bataillons, denen der Mann angehört. Also ein anderer Streiter Gottes! Ein Offizier oder Unteroffizier oder gemeiner Soldat der berühmten Heilsarmee, die bekanntlich in London und anderen Städten Alt-Englands während der letzten Jahre so viel frommen Skandal angerichtet hat, und die sich als eine Art englische Krankheit auch auf den Boden der Dominion verpflanzt hat, um dort lustig weiter fortzuwuchern, und um sich dort gleich dem Whiskytrinken und der Temperenz nur noch mehr in das äußerste Extrem zu gestalten. Der Mensch mit seinem stumpfsinnigen Duckmäusergesicht und seiner steifen Duckmäusergestalt ist uns durchaus antipathisch, und zu reden ist mit ihm natürlich kein verständiges Wort. Wenn es ihrer mehrere wären und der Geist dann über ihn käme, so würde er uns möglicherweise frech ansingen und anpredigen und für die Rettung unserer Seele flehen, ohne daß wir es irgendwie benöthigt sind. Da ist uns der katholische Pfarrer doch tausendmal lieber, denn der läßt wenigstens mit sich reden, der ver-

steht wenigstens etwas von der Welt, und der drängt einem seinen Himmel und seine Seligkeit nicht auf.

In Port Hope, das an der Nordküste des Ontario-Sees eine ähnliche centrale Stellung einnimmt, wie Rochester-Charlotte an der Südküste, das aber zuvörderst noch eine ziemlich öde kanadische Kleinstadt geblieben ist, gerathen wir noch einmal tief in das Angelsachsenthum und in das im Schlepptau des Angelsachsenthums einhergehende Irenthum hinein: unter die angelsächsischen und irischen Whiskybrüder und Temperenzler, in das starre und peinliche angelsächsische Formelwesen bei der Mahlzeit und beim Gottesdienste, in den frommen Lesesaal des christlichen Jünglingsvereins mit seinen Traktätchen, unter die Baptisten mit ihrem Singsang ꝛc. Daß wir dadurch sehr ergötzt worden seien, können wir natürlich nicht sagen. Gewahren wir doch da auch in dem weiten Lande, das noch unter der britischen Krone steht, eine ganze Menge von ungesunden Trieben, die auf Kosten des gesunden Volkskörpers gar zu frei wachsen und schmarotzen dürfen, und die die junge neuweltliche Kultur auch an dieser Stelle nichts weniger als mustergültig und ideal gestalten!

Durch die Bodenbildung — die großen erratischen Blöcke — sowie durch das Pflanzenkleid — das Birken- und Coniferen-Gehölz — fühlen wir uns in der Gegend von Port Hope wieder sehr an Finnland erinnert, und der ganze Typus der Landschaft ist auch hier ein entschieden nordischer, weshalb man eigentlich ein Gläschen Whisky, wenn es besonnen und mit Maßen genossen würde, verzeihen sollte. Die Physiognomien der Männer sind häufig ausgesprochen französische, die der Frauen nicht selten ebenso ausgesprochen indianische, und der letztere Umstand darf uns nicht befremden, wenn wir bedenken, daß auf dem kanadischen Boden zwischen der rothen Urbevölkerung und den Einwanderern allenthalben viel stärkere Vermischungen und Kreuzungen stattgefunden haben, als auf dem amerikanischen.

In der Gegend von Kingston — das die wichtigste

britische Militär-Akademie in Kanada enthält, und das durch seine Lage an dem unteren Ende der kanadischen Seenkette ähnlich wie Quebec und Halifax ein strategischer Hauptstützpunkt der Briten gegenüber der Union ist — kommen wir in die Nähe der berühmten „Tausend Inseln" des Lorenzstromes, die durch ihre malerischen Schnellen und durch das bunte Laubkleid, das sie im Herbste tragen, ein beliebtes amerikanisches Touristenziel geworden sind. Leider ist aber das Laub von ihren Büschen und Bäumen in der Zeit, in der wir an ihnen vorbeikommen, von den kanadischen Stürmen bereits gar zu sehr zerzaust, leider haben infolgedessen auch die Dampfer, die in der schönen Jahreszeit die Schnellen und Katarakten so lustig hinabgleiten, ihre Fahrten zwischen Kingston und Montreal bereits vollkommen eingestellt, und deshalb sehen wir von der vielgerühmten Herrlichkeit im Grunde genommen nur sehr wenig.

So viel können wir aber deutlich wahrnehmen, daß auch an der Aufschüttung und Erhaltung dieser Inseln, sowie an der Bildung und Erhaltung dieser Stromschnellen die Glazialverhältnisse Nordamerika's einen hervorragenden Antheil gehabt haben müssen.

Hinter Kingston tragen die Stationen häufig französische Namen, und in dem Eisenbahnwagen fängt zugleich auch die französische Konversation an eine Hauptrolle zu spielen.

Wir kreuzen den breiten, trüben, inselreichen Ottawa-Fluß, ein stattlicher Berg — der Mount Royal — taucht links vor uns auf, und nach einer kurzen Weile befinden wir uns in der Stadt, die von dem Berge ihren Namen erhalten hat.

In dem äußeren Ansehen besteht zwischen Montreal und Toronto eine gewisse Verwandtschaft insofern, als auch Montreal von dem amerikanischen Städtetypus vollkommen abweicht — noch mehr fast als Toronto, könnten wir behaupten, da ja wenigstens die Gründung der inneren Stadt in das Zeitalter der engen, gebogenen und unregelmäßigen Straßen gefallen

ist. Sobald man aber das Stadtbild, wie es sich von außen und innen den Blicken darstellt, zergliedert, stößt man auf manchen erheblichen Unterschied, der zwischen der Hauptstadt von Ober-Kanada und derjenigen von Unter-Kanada besteht, und den man sich nicht gut anders erklären kann, als durch die abweichende Sinnes- und Lebensart der Menschen, die Montreal erbauten, und die es noch heute in vorherrschender Mehrzahl bewohnen.

In der Nähe der Station, auf der wir mit einem Zuge des Grand Trunk Railway ankommen — der pathetische amerikanische Ausdruck „Rail Road" („Schienenstraße") verwandelt sich in Kanada in den nüchternen englischen Ausdruck „Railway" („Schienenweg") —, sind die Straßen weit morastiger und weit schlechter gepflegt, als wir es bei französischen Städten gewöhnt sind; durch die kanadischen Wetterextreme, welche die Wege und Stege so außerordentlich energisch bearbeiten, durch die Nachbarschaft der großen Lachine-Kanal-Docks, durch das Hin- und Herfahren der schwerbeladenen Heu-, Stroh-, Getreide- und Holzwagen, und durch den ganzen gewaltigen Güterverkehr, der sich auf jeder denkbaren Art von Vehikeln in die Gegend konzentrirt, muß man dies aber wohl begreifen und entschuldigen. Je weiter wir stadteinwärts gelangen, desto mehr schwindet Schmutz und Unordnung, und schließlich wird uns doch noch das Geständniß abgezwungen, daß Montreal alles in allem eine saubere Stadt ist, und daß es in dieser Beziehung namentlich sehr vortheilhaft von den meisten amerikanischen Städten — besonders von New-York — absticht. Ganz sind sich die Franzosen und Französinnen, welche die kanadische Metropole begründeten und bewohnen, eben doch nicht untreu geworden.

Die Häuser sind genau wie bei Toronto gleich in der Vorstadt massive Steinbauten, ausgeführt aus gebranntem Ziegel oder aus grauem silurischen Kalksteine, wie er die ganze Strominsel, auf der Montreal steht, rund um den vulkanischen Mount Royal herum zusammensetzt. Man darf auch diesen

Charakterzug der Stadt unamerikanisch nennen. Wollte man ihn aber auf das solide Briteuthum in der Stadt deuten, so würde man damit doch wohl einen Irrthum begehen. Schaut man die Häuser genauer an, so bemerkt man allerdings, daß sie zumeist ähnlich schlicht und einfach gebaut sind, wie die Häuser von Toronto; daneben entgeht einem aber auch nicht, daß sie weit seltener reine Ein-Familien-Häuser sind, wie in der genannten oberkanadischen Stadt. In den meisten Wohnhäusern Montreals hausen mehrere Parteien zusammen, so wie es dem französischen, nicht aber dem englischen Nationalcharakter entspricht. Der Franzose, der das Haus gebaut hat, ist eben nicht so sehr wie der Engländer „eine Insel für sich", er besitzt viel mehr Geselligkeitstrieb als dieser, und er scheut sich in jedem Falle nicht, mit Anderen, die nicht zu seinem Hausstande gehören, unter einem und demselben Dache zu leben. Der britischen Monomerie begegnen wir in Montreal nur in der Oberstadt, gegen den Bergabhang hin, häufiger; denn das ist der Stadttheil, in dem sich die Herren der Stadt am festesten eingebürgert haben, wenngleich sie auch selbst dort nicht mehr als eine verschwindende Minorität bilden.

In der inneren Unterstadt, die mehr in der unmittelbaren Nachbarschaft des Lorenz-Stromes gelegen ist, gewahren wir zahlreiche Privat- und Geschäftshäuser von großer Stattlichkeit, kaum eines aber, das in seinem Stile New-Yorker Reklame und New-Yorker Renommisterei athmete. Die öffentlichen Bauten, die sich daselbst befinden — das Court House, die City Hall, das Post Office, das Custom House, der Bonsecours-Markt, die Gebäude der Laval-Universität, das Polytechnikum ꝛc. — sind der kanadischen Hauptstadt in jeder Beziehung würdig, und dieselben lassen uns unschwer erkennen, daß in ihrer Verwaltung ein gut Theil französische Centralisation lebendig geblieben ist.

Auffällig ist aber namentlich die Zahl bedeutender Kirchen und ausgedehnter Gebäude geistlicher Orden in der

Stadt, wie denn ihre Straßen auch so überaus häufig ein „Sanct", bezw. „Saint" in ihrer Benennung tragen, daß uns Weltkindern dabei ganz wunderlich zu Muthe wird. Daß man nicht zu der simplen Auskunft der Straßenbezifferung gegriffen hat, wie in den amerikanischen Städten, hat natürlich unseren Beifall. Hat man aber in Montreal nicht nach einer anderen Seite hin des Guten zu viel gethan, indem man fast alle Heiligen, die in dem Kalender stehen, ihre Namen hat leihen lassen, um die Straßen zu taufen? Den Heiligen Laurentius! Den Heiligen Paulus! Den Heiligen Lucas! Den Heiligen Antonius! Die Heilige Katharina! ꝛc. Die Hauptstraße heißt natürlich Notre-Dame-Street.

Mehrere von den Kirchen sind wirklich schön, und die „Église de Notre Dame" vor allen Dingen ist zugleich auch nächst der Kathedrale in Mexiko die größte Kirche der Neuen Welt. Schade, daß die Marmorsäulen in ihrem Innern nur hölzerne Marmorsäulen und die Goldornamente nur messingene Goldornamente sind! In der im Bau begriffenen Peters-Kathedrale an dem Victoria-Square, die ein verkleinertes Abbild der Peterskirche in Rom werden soll, wird man hoffentlich zu echterem Materiale greifen. Die Ordensgebäude schauen ganz so grau und finster drein, wie anderweit in der Welt auch.

Daß der Katholicismus in der kanadischen Hauptstadt sehr lebendig ist, dürfte aus dem Gesagten von selbst erhellen. Ohne Zweifel steht das „Rom am Lorenz-Strome" viel fertiger und ausgebauter da, als das „Rom am Hudson" und das „Rom am Michigan-See", von denen wir früher geredet haben.

Wenn man an die Geschichte von der Begründung der „Ville Marie de Montréal" an Stelle der alten Irokesen-Stadt Hochlaga denkt, und wie rechtgläubig und geistlich es dabei von Anfang an zuging, sowie an die Geschichte der französischen Kolonie „Le Canada", und wie viel „plein pouvoir" die Orden bei der Besiedelung und Verwaltung derselben jederzeit genossen, so kann man sich darüber auch

ganz und gar nicht verwundern. Wird der Katholicismus aber noch fernerweit in Montreal und in Kanada das herrschende Bekenntniß bleiben? Und wird derselbe namentlich auch noch fernerweit seine Interessen mit denjenigen der französischen Kanadier identificiren und für deren Sache einen siegreichen Kampf kämpfen?

Daß es gerade in Montreal um das Franzosenthum in mancher Hinsicht fast ebenso traurig bestellt ist, wie um das Deutschthum in Milwaukee, ist nicht zu leugnen. Das Deutschthum in Milwaukee erhält wenigstens noch einen beständigen starken Nachschub von daheim, das Franzosenthum in Montreal dagegen erhält einen solchen Nachschub nicht, sondern nur das mit ihm kämpfende Briten- und Irenthum. Wie ist es da anders denkbar, als daß es allmählich sehr in die Enge getrieben werden muß!

In der That ist das große Geschäftsleben der Stadt bereits durch und durch britisch. Die großen Steamer, die unten am Quai liegen, um ihre Frachten zu löschen oder Rückfrachten einzunehmen, gehören der britischen Allan-, Dominion-, Beaver-, Donaldson-Linie &c., sie fahren nach den britischen Häfen, sie tragen die britische Flagge, sie befördern britische Güter. Nach einer französischen Dampferlinie sehen wir uns dagegen in dem ganzen Stromhafen vergebens um, und der Antheil Frankreichs an der Handelsbewegung des französisch benannten und von Franzosen begründeten Platzes ist ein verschwindend geringer. Ebenso tönt einem auch in den Comptoirs der großen Importeure — selbst der Wein-Importeure —, der Versicherungsinstitute, der Eisenbahngesellschaften, der Zuckerraffinerien, der Baumwollspinnereien, der Kautschukfabriken &c. von allen Seiten die britische Zunge entgegen; und wenn man Französisch reden hören will, muß man sich unter die Droschkenkutscher und Dienstmänner, unter die kleinen Handwerker und Bauern und unter die Marktweiber des Bonsecours-Marktes begeben. Die 64 Prozent, die das Franzosenthum in der Einwohnerschaft Montreals

vorläufig noch bildet, kommen fast ausschließlich auf den sogenannten „kleinen Mann“. Von den Hotels der Stadt ist das aristokratische „Windsor House“, das abseits in der Oberstadt, an dem Hauptaufgange zu dem schönen Parke des Mount Royal steht, ohne Zweifel das englischste Hotel der ganzen Neuen Welt; aber auch die „Lawrence Hall“ — das Haupthotel für Geschäftsreisende, im Mittelpunkte der Stadt — das „Albion Hotel“ ꝛc. sind rein englisch; und französisch sind nur einige Gasthäuser zweiten Ranges, sowie eine große Anzahl kleiner Restaurants und Cafés. Die Firmen an den Häusern tragen meist französische Namen — Lavigne, Etienne, Marteau ꝛc. — aber daneben regelmäßig englische Geschäftsbezeichnungen — butcher, shoemaker, tailor etc.

Und wie mit dem Geschäftsleben, so ist es auch mit dem geistigen Leben Montreals. In den höheren Kreisen und Schichten sehen wir auch da überall das Angelsachsenthum dominiren. Wir haben von der Laval-Universität in der inneren Unterstadt geredet. Das ist allerdings ein französisches Institut. In seiner Organisation als geistliche Stiftung und in seinem Lehrapparate hat dasselbe aber gar zu viel Mittelalterliches an sich, als daß es geeignet sein sollte, die moderne französische Wissenschaft auf dem Boden Kanada's voll und würdig zur Geltung zu bringen. Seitens der Mc. Gill-Universität, die in der Nachbarschaft des Windsor-Hotels an der Berglehne thront, scheint uns die moderne englische Wissenschaft, und vor allen Dingen die moderne englische Naturwissenschaft, viel wirksamer und besser vertreten zu werden. Diese zählt ja Männer in ihrem Lehrkörper, welche sich in ihrem Fache eines Weltrufes erfreuen. Außerdem lehnen sich die Gelehrten von McGill auch auf das engste an die Wissenschaft des Mutterlandes an, was namentlich daraus hervorgehen dürfte, daß die britische Naturforscherversammlung kurz vor unserer Ankunft unter ihnen tagte. Freilich bestehen außer der Laval-Universität noch eine ganze Reihe französischer Lehranstalten, dieselben werden aber fast sämmtlich eben-

falls von frommen Brüdern und Schwestern unterhalten — von Jesuiten, Sulpicius-Brüdern, Schwestern des Heiligen Herzens rc. —, und außerdem beginnen eine Anzahl englischer Kirchen- und Stiftungsschulen ihnen ebenfalls mehr und mehr das Feld streitig zu machen.

Soweit das Bildungswesen in Betracht kommt, möchte es uns fast bedünken, als schwanke das Franzosenthum in der Dominion einher wie eine alte Galeere aus dem sechzehnten Jahrhundert, das Angelsachsenthum aber wie eine soeben vom Stapel gelaufene Panzerfregatte, und zwar eine Panzerfregatte mit vollem Dampf und mit vollen Segeln. Allerdings hat die katholische Kirche die Widerstandskraft der französischen Nationalität in Kanada ohne Zweifel bedeutend erhöht. Hat sie aber nicht zugleich auch eine gewisse Schwäche verschuldet, die der französischen Nationalität im Wettkampfe mit der britischen innewohnt? Nonnen und Priester haben sich immer gefürchtet, zu viel von dem Baume der Erkenntniß darzureichen, und doch ist es vor allem die Bildung, welche die Nationen frei, stark und widerstandskräftig macht.

Mit dem Franzosenthume in demselben Glauben vereint, stürmt übrigens in Montreal auch noch das Irenthum, das von der Stadtbevölkerung etwa 21 Prozent ausmacht, gegen das Britenthum an. Trotzdem aber hält sich das letztgenannte Element mit großem Glücke aufrecht, wie man sieht.

Von dem Dominiren der kirchlichen Interessen in der französischen Bevölkerung Montreals geben uns übrigens auch die Buchhandlungen in Notre-Dame-Street Zeugniß, denn außer Legendenbüchern und theologischen Schriften enthalten die Schaufenster derselben beinahe gar nichts. Von dem weltlichen Geistesleben Frankreichs scheinen uns die französischredenden Montrealer in einem sehr hohen Grade abgeschnitten zu sein.

Was den Einfluß der nationalen und konfessionellen Spaltung der Bewohner auf die Entwicklung des Gemeinwesens und seine wirthschaftlichen und kulturellen Leistungen betrifft,

so kann derselbe natürlich höchstens theilweise ein günstiger sein. Daß es mit dem Aufschwunge des Handels der Stadt und ihres natürlichen Hinterlandes nicht wesentlich rascher gegangen ist, macht man wohl nicht ohne Grund den Franzosen zum Vorwurfe, die bei ihrer angeborenen Neigung zur Kirchthurmpolitik dem angelsächsischen Vorwärts gar zu oft passiven Widerstand entgegensetzen. Die Lage der Stadt in der Konvergenz der drei Hauptstromthäler Ost-Kanada's — des Ottawa-Thales, des Lorenzo-Thales und des Richelieu-Thales — und in dem Anfangspunkte der Lorenzo-Schifffahrt ist ja eine ganz unvergleichlich günstige Geschäftslage, und die Land- und Wasserstraßen, die ihr zum Verkehre mit den kanadischen Binnen-Provinzen, sowie mit den Vereinigten Staaten und den transozeanischen Ländern dienen, können kaum vorzüglichere sein. Denke man nur an den Lachine-Kanal, der die Schnellen des Lorenzo-Stromes, an den Welland-Kanal, der die Niagara-Fälle umgeht, an den Ottawa-Kanal, an die ungeheure Victoria-Brücke, an die kanadische Pacific-Bahn 2c. Und trotz alledem macht das Geschäftsleben der Stadt den Eindruck, als pulsire es nur mit einer sehr mäßigen Geschwindigkeit. Von dem Glanze und dem Chic der Schauläden Chicago's und New-York's ist in ihren Straßen nichts zu sehen, und auch der Inhalt der Läden ist nichts weniger als weltstädtisch. Aehnlich fehlt es durch die besagte Spaltung an einer höheren Entfaltung der Kunst in Montreal, und nach einem schönen Musentempel irgendwelcher Art sehen wir uns ebenfalls vergebens um. Der ungebildeten französischen Bevölkerungsschicht fehlt es an Sinn und an Reichthum, und die gebildete englische Bevölkerungsschicht ist nicht zahlreich genug, um ein Theater höheren Ranges, eine Gemäldesammlung oder ein ähnliches Institut ins Leben zu rufen; außerdem eifert aber auch die Montrealer Geistlichkeit mit einem ganz ungewöhnlichen Zelotismus gegen dergleichen höhere Weltfreuden. Und könnte nicht die Wissenschaft in Montreal ebenfalls noch be-

deutend höhere Blüthen treiben, wenn man die Kräfte, die zu Gebote stehen, noch mehr konzentrirte!

Als Stadtbild macht Montreal sowohl vom Strome als vom Berge aus einen viel bedeutenderen und angenehmeren Eindruck als irgend eine Stadt der Union. Während man bei den amerikanischen Städten von außen immer nur das Chaos sieht, aus dem etwas werden will, und daneben höchstens das wirthschaftliche Monopol, so sieht man von der sogenannten Helenen-Insel im Lorenz-Strome aus ein wohl organisirtes, fertiges Gemeinwesen, das uns in den verschiedenen Beziehungen Beifall und Achtung abzwingt, und das uns gleich von Anfang an erkennen läßt, welche Rolle es in der Welt spielt. Daß der Strom von einem prächtig gemauerten Kai aus Kalkstein-Quadern eingefaßt ist, und nicht von rohen, provisorischen Pfahlbauten, gefällt uns ganz besonders; ebenso aber auch, daß gleich im Vordergrunde eine ganze Reihe stattlicher Häuser sichtbar ist, daß diese Häuser von zahlreichen Thürmen — namentlich von den beiden Thürmen der Kathedrale — überragt sind, und daß die ganze malerische Bauten-Anhäufung zugleich auch in dem Mount Royal einen großen natürlichen Hintergrund besitzt. Das Leben auf dem Strome ist, obwohl wir unmittelbar vor dem Schlusse der Schiffahrtsperiode stehen, und obwohl wahrscheinlich in wenigen Tagen — um Mitte November — die monatelange Eisblockirung ihren Anfang nehmen wird, noch ein genügend buntes, um dem schönen Bilde einen noch höheren Reiz zu verleihen, als es ohnedies besitzt.

Noch mehr als von dem Strome und von der Helenen-Insel aus lohnt es sich aber, Montreal und seine Umgebung von dem Gipfel des schönen Berges aus zu betrachten, den die vulkanische Kräfte der Tertiärzeit in seinem Rücken aufgethürmt haben. Mit Fug und Recht sind die Bürger der Stadt stolz auf ihren Mount Royal, und nicht ohne Grund rühmen sie von dem öffentlichen Parke, den sie auf seinem Rücken und

an seinem Ostabhange angelegt haben, daß er der schönste Park der ganzen Neuen Welt sei.

Die Aussicht, die wir von seinem Haupt-Belvedère auf die Stadt, auf den Strom und auf die fernen Ketten der Adirondacks und der White Mountains haben, zählt zu den schönsten und weitesten, die Amerika überhaupt bietet, und wir stellen dieselbe höchstens hinter diejenigen zurück, die wir von den Vorbergen der Wahsatch Mountains auf die Mormonenstadt und den Großen Salzsee, und die wir von dem Thurme der Kathedrale Mexikos auf diese Stadt und den Popocatepetl gehabt haben. In den Einzelheiten ist die Scenerie des Lorenzstrom-Thales von derjenigen der Hochebenen von Utah und von Anahuac freilich gründlich verschieden. Uns zwingen von dem kanadischen Königsberge aus namentlich die klassischen Phänomene der nordamerikanischen Eiszeit das lebhafteste Interesse ab, und diesen Phänomenen gelten auch eine Anzahl anderer kleiner Streifzüge, die wir von Montreal aus unternehmen.

Gern würden wir noch länger in der kanadischen Hauptstadt geweilt und auch etwas von ihren Winterfreuden — von ihrem Eispalaste, ihrem Karneval, ihrem Schneeschuhlaufen, ihrem „Tobogganing“, ihrem „Curling“ und ihrem Jägersport — geschmeckt haben; das wollte uns unsere karg gemessene Zeit aber nicht erlauben, und wir konnten deshalb bei unserer Abreise der Stadt nur ein nachdrückliches „Auf Wiedersehen!“ zurufen. Die Montrealer Winterbelustigungen, die wir erwähnt haben, sind zu einem großen Theile den Indianern abgelauscht, ebensowie auch das sommerliche „Lacrosse“, was wieder darauf hindeutet, wie die Kanadier sich so ganz anders zu den Ureinwohnern des Landes stellten, als die Amerikaner. Einige Reste der Urbevölkerung finden sich in besonderen kleinen Dörfern in der unmittelbaren Nähe der Stadt, und unter denselben gibt es namentlich sehr kühne Strompiloten.

17.

Die Victoriabrücke von Montreal. Der Lake Champlain. Die kanadisch-amerikanische Grenze. Die neu-engländische Landschaft und die wirthschaftlichen Kräfte und Besiedelungsverhältnisse Neu-Englands. Ankunft in Boston.

Indem wir auf unserem Wege von Montreal nach Boston den Lorenzstrom vermittelst der Victoria-Brücke überschreiten, bietet sich uns eine willkommene Gelegenheit, den gewaltigen Strom, der auch an dieser Stelle wild über silurische Kalkfelsenschwellen dahinschäumt, sowie die riesige Brücke, die fast drei Kilometer lang ist und auf 24 starken, aus demselben Kalksteine aufgeführten Pfeilern im Strome ruht, noch einmal ganz in der Nähe zu betrachten. Und so wie der Lorenzo uns dabei in jeder Beziehung als ein würdiges Seitenstück des Hudson erscheint, so erscheint uns die Victoria-Brücke nicht minder in jeder Beziehung als ein würdiges Seitenstück der East-River-Brücke von New-York, so daß wir unwillkürlich immer wieder darüber nachsinnen müssen, wie doch die menschlichen Kulturleistungen und Institutionen auch in der Neuen Welt in einem hohen Grade aus dem Boden herausgewachsen sind und noch weiter herauszuwachsen im Begriffe stehen. In nichts glänzen Kanada und die Union so sehr wie in ihrer Wasser-Architektur, das müssen wir uns immer wieder in das Gedächtniß zurückrufen. Wie ist dies aber in einem Lande, das so voll ist von stolzen Riesenströmen, anders denkbar!

Zu bedauern haben wir auf der ungeheuren Lorenzo-Brücke, daß uns die tunnelartigen Eisenröhren derselben keinerlei freien Ausblick gestatten, und daß uns dadurch ein guter Theil von der Erhabenheit der Flußsceneric ungenießbar wird. Das Ungestüm der kanadischen Witterung machte aber den Röhrenbau im Interesse der Sicherheit des Verkehrs unabweisbar, wie man uns versichert. Die unter den kanadischen Temperatur-Extremen so ungemein stark wechselnde Kontraktion und Expansion des Eisens gebot übrigens außerdem auch

noch besondere sinnreiche Vorkehrungen bei dem Baue der Brücke, nach denen sich die Röhren und Schienen auf den Pfeilern von selbst hin- und herschieben. Für die Helligkeit des Innenraumes der Röhren, durch die der Eisenbahnzug hindurchgeht, ist durch eine Anzahl Fensteröffnungen nur nothdürftig gesorgt.

Sobald wir am jenseitigen Ufer angelangt sind, breiten sich flache Auen und Felder um uns herum aus, die zum Theil reich mit glazialem Schutte überdeckt sind; bei St. Johns setzen wir über den breiten Richelieu-Fluß hinweg, in dessen Namen der energischste und glücklichste Förderer der französischen Kolonialmacht auf dem amerikanischen Boden ein Denkmal behalten hat; und unfern von St. Albans, das — eine Art neuweltliches Alkmaar oder Freiburg — den Mittelpunkt eines bedeutenden Butter- und Käsehandels bildet, erreichen wir den Lake Champlain und damit zugleich auch die kanadisch-amerikanische Grenze. Der genannte See nimmt sich mit seinen grünen Inseln und seiner Bergumgebung recht malerisch aus, und in jedem Falle viel malerischer als alle die fünf Großen Kanadischen Seen, an deren Gestaden wir unlängst weilten. Die höheren Gipfel des Adirondack-Gebirges, die den Champlain-See im Westen umrahmen, liegen freilich ziemlich weit zurück, und ebenso auch die höheren Gipfel der Green Mountains, die sich im Osten seinem Ufer entlang hinziehen, und dieselben wirken infolgedessen nur in sehr beschränkter Weise auf das Landschaftsbild. In unmittelbarer Nähe umgeben steilere Waldrücken nur die südwestliche Abzweigung des Sees, und diese wird deshalb auch unter dem Namen des Lake George von den neu-engländischen und New-Yorker Naturschwärmern als „amerikanischer Lago di Como" aufs begeisterte gepriesen — selbstverständlich vielfach in stark hyperbolischer Weise, wie das nun einmal in der Neuen Welt bei allen möglichen Dingen üblich ist.

Was die politische Grenzlinie der Dominion betrifft, so ist dieselbe an der Stelle, wo wir sie überschreiten, durch keiner-

lei sichtbares Naturhinderniß bezeichnet, und wenn die Union dereinst einmal Lust verspüren sollte, sie nordwärts zu verschieben, so würde sie wenigstens in dieser Beziehung nicht der geringsten Schwierigkeit begegnen. Vom geographischen Gesichtspunkte aus betrachtet — der glücklicherweise nicht der einzige ist, von dem aus man derlei Dinge zu betrachten hat — macht uns die kanadisch-amerikanische Grenze zwischen Kingston und der Fundy-Bay übrigens ganz im allgemeinen einen wenig vertrauenswürdigen Eindruck. Wir mögen dieselbe anschauen, wo und wie wir wollen, so überkommt uns dabei das Gefühl, als müsse gelegentlich — natürlich heißt es dabei: Gottes Mühlen mahlen langsam — dieses und jenes daran korrigirt werden, sei es nun zu gunsten der aggressiv gesinnten Union, sei es zu gunsten der in die Defensive gedrängten Hauptprovinz des Britischen Weltreiches. So wie die Grenze zwischen den beiden großen Gebieten gegenwärtig ist, hat dieselbe ohne Zweifel eine große Aehnlichkeit mit der vormaligen deutsch-französischen Grenze, die sich bekanntlich auch eine durchgreifende Berichtigung hat gefallen lassen müssen. Doch wozu so unzeitgemäße Betrachtungen, da es zuvörderst doch nur eine kleine Zahl neuweltlicher Chauvinisten ist, die von einer Verrückung der Grenzsteine zu gunsten des pan-amerikanischen Freistaates, bezw. zu gunsten der pan-amerikanischen Freistaaten-Konföderation, die alles Land zwischen dem Kap Murchison und dem Kap Horn umfassen soll, träumt! Praktisch bedeutsamer dürfte es vielleicht sein, daß der Union durch die Art und den Verlauf der in Frage stehenden Grenzlinie Mittel in die Hand gegeben zu sein scheinen, Kanada wenigstens theilweise zur Antheilnahme an ihrem Wirthschaftsleben zu zwingen, ganz ähnlich, wie dies unserer Meinung nach bei Deutschland bezüglich Hollands der Fall ist. Ein Zollanschluß Kanada's an die Union wird ja auch seit geraumer Zeit in der Presse beider Länder auf das lebhafteste diskutirt.

Zwischen St. Albans und Montpellier übersteigt die Bahn

einen Paß der Green Mountains, und die Gneiß- und Granitrücken dieses Gebirges, sowie die Bergweiden und Rinderherden und die klar und rasch über Steinblöcke und Felsbänke dahinfließenden Bäche und Flüßchen desselben lassen uns der Reize des fernen Riesengebirges gedenken. Freilich erfahren wir durch die Spuren der heillosen Waldverwüstung, durch die dem Gebirge ein Hauptschmuck geraubt worden ist, sowie durch die aufdringlichen Reklamen und Annoncen, mit denen gerade hier jede Felswand und jede Planke und Mauer bemalt ist, daß wir in einer anderen Welt sind. Die Fichten und Birken, welche die Kämme und Hänge hie und da noch bekleiden, sind meist dünne, schmächtige Besen, traurige, brandgeschwärzte Baumstümpfe ragen überall empor, und in der Gestalt der großbuchstabigen Aufschriften „Colman's Mustard," „Beatty's Pianos," „Vanity Fair Cigarettes" und „Swift's Specific" grinst uns das allgegenwärtige amerikanische „business" auch in der lieblichsten Gebirgsscenerie mit tausend Augen an wie ein Gespenst, und wir müssen dabei wohl zu der Ueberzeugung kommen, daß das Raffinement der Dollarjäger es auf solche Punkte ganz besonders abgesehen hat. Ist es bei einem derartigen sacrilegischen Treiben aber möglich, irgendwo in Amerika zu einem reinen und ungestörten Genusse der Natur zu kommen? Und darf man sich dann noch wundern, wenn außer der durch unzweckmäßige Ernährung hervorgerufenen Dispepsie auch eine hochgradige Nervosität und eine bedenkliche Neigung zu Gehirn- und Geistesstörungen zu den Nationalkrankheiten der Amerikaner gehören? Das aufregende amerikanische Klima mit seinen schroffen und unvermittelten Wechseln begünstigt diese Krankheiten ja ebenfalls, und die offizielle amerikanische Statistik sagt uns, daß die Zahl der Irrsinnigen in dem Lande sich in den Jahren 1870 bis 1880 thatsächlich von 37,433 auf 91,997 gesteigert hat. Am schlimmsten steht es in dieser Beziehung in den Neu-England-Staaten, in die wir durch die angegebene Naturpforte der Green Mountains tiefer und tiefer hineingelangen.

In dem schönen Thale des Connecticut-Flusses, der durch seine seenartigen Erweiterungen entwickelungsgeschichtlich und landschaftlich auf das engste mit dem Hudson und dem Lorenzo verwandt erscheint, werden wir durch Ortsnamen, wie Bethel, Libanon, Kanaan rc., lebhaft an die Zeiten der frommen Pilgrimväter und Puritaner erinnert, die, ob ihres Glaubens aus dem intoleranten Alt-England vertrieben, das ganze Neu-England zwischen den Green Mountains, der Massachusetts-Bai und dem Long-Island-Sunde besiedelten und urbar zu machen suchten. Das waren andere, ruhigere Zeiten. Was ist aber seither aus Neu-England so gut wie aus den übrigen Theilen des jungen amerikanischen Riesenstaates geworden! Der steinreiche Boden Neu-Englands, der durch den allenthalben zu Tage stehenden azoischen und paläozoischen Fels sowie durch die darüber ausgestreuten erratischen Blöcke und Geschiebe nächst dem Boden der Rocky Mountains der sterilste des Unionsgebietes ist, und der weder Erze und Kohlen noch Brodfrüchte in genügender Menge liefert, so daß die Ansiedler sich ihre Nahrung von Anfang an zum großen Theile in seinen zahlreichen Meeresbuchten und Gewässern suchen mußten, hat eine materielle und geistige Kultur gezeitigt, die uns fast noch mehr in Staunen setzt, als die blutjunge Kultur an dem Michigan-See. Die Nachkommen der Pilgrimväter sind von dem allgemeinen neuweltlichen Hasten und Rasen nach hohen, glänzenden Zielen mit erfaßt worden, und sie haben diese Ziele ohne Zweifel auch bereits vollständiger erreicht, als alle ihre Konkurrenten. Sie haben einen Erfindungsgeist, eine Industrie- und Handelsthätigkeit, einen Reichthum und eine Kunst und Wissenschaft entfaltet, die den anderen Amerikanern noch immer als unerreichte Muster vorgehalten werden müssen, und was wir unter Yankeethum und Yankee-Kultur verstehen, das ist in allererster Linie bei ihnen daheim. Wen darf es da wundernehmen, wenn die Neu-Engländer für solches Glück und solche Erfolge den Göttern verschiedene schwere Opfer bringen müssen? Wir sind geneigt, die Insassen der großen

neuengländischen Irrenanstalten mit zu diesen Opfern zu zählen. Hängt aber außerdem nicht auch die allgemeine Schwächlichkeit und Unfruchtbarkeit der Frauen und die Abnahme der einheimischen Bevölkerung in den Neu-England-Staaten, die der berühmte amerikanische Statistiker Francis Amasa Walker den Bostonern unlängst in lehrreichen Vorträgen zu Gemüthe geführt hat, eng mit den spezifischen Eigenthümlichkeiten der Yankee-Kultur zusammen? Daß die junge amerikanische Nation und insbesondere ihr neuengländischer Stamm an den berührten Krankheiten nach kurzer Blüthe zu Grunde gehen werde, braucht man ja nicht zu befürchten. Wenn Männer wie General Walker aber mit Entschiedenheit daran mahnen, an eine durchgreifende Kur jener Uebel, an denen der Volkskörper leidet, zu denken, so verdient dies wohl sicherlich Beherzigung.

Bei Concord, der Hauptstadt New-Hampshire's, gelangen wir in das Thal des kataraktenreichen Merrimac, der hier aus den White-Mountains hervorbricht, und dessen starke Wasserkraft mehr als diejenige jedes anderen amerikanischen Flusses hat dazu dienen müssen, die nationale Industrie in wenigen Jahrzehnten zu ihrer imposanten Höhe emporzubringen. Städte wie Manchester, Nashua, Lowell und Lawrence, die ihre Bedeutung einzig und allein durch ihre riesigen Baumwollenspinnereien und andere ähnliche Fabrikanlagen haben, sind beredte Zeugen davon. Die Pacific Mills von Lawrence, denen wir einen kurzen Besuch abstatten, dürften durch die Zahl der männlichen und weiblichen Arbeiter, die sie beschäftigen — zwischen fünf und sechs Tausend — und durch das Kapital, das sie repräsentiren — 10 Mill. Mark — auch in Alt-England schwerlich viele ihres gleichen haben. In der Nähe von Concord sucht man auch den Steinreichthum Neu-Englands in ausgedehnten Granitbrüchen für die Menschen nutzbar zu machen. Das Material, das die Brüche liefern, sieht vortrefflich aus, soll aber dem Zahne der Zeit und des Wetters bei weitem nicht so vollkommen gewachsen sein, als wir es in der Alten Welt von dem Granite gewöhnt sind. Wieder ein

Zeichen, daß das meteorologische Regime über der Neuen Welt ein wesentlich anderes ist! Auch an die Felsen stellt dasselbe Ansprüche, denen nicht jeder zu genügen vermag, und Nordamerika ist das klassische Land der Verwitterungserscheinungen. Doch davon liefern wir an anderer Stelle den exakteren Nachweis.

Von Concord ab wird der Andrang der Reisenden zu dem Eisenbahnzuge allmählich kolossal, die Wagen überfüllen sich mehr und mehr, und wir fühlen darin den starken Pulsschlag des Verkehrs- und Wirthschaftslebens, das sich in der neuengländischen Kapitale an der Massachusetts-Bai konzentrirt, und das sich von dort aus in einem starken Strome in der Richtung auf Europa, und insbesondere auf Großbritannien weiter fortsetzt. Vertritt New-York die Anlehnung der Neuen Welt an die Alte ganz im allgemeinen, so vertrat Boston von jeher seine Anlehnung an England im besonderen, und wir dürfen darauf gefaßt sein, dies in seinen Eigenthümlichkeiten allenthalben ausgesprochen zu sehen.

Der erste Blick, den wir aus den Fenstern unseres „Hack“ auf die Stadt werfen, nachdem wir über mehrere Brücken in sie eingefahren sind und den Eisenbahnzug verlassen haben, läßt uns dieselbe sympathisch genug erscheinen, und wir ziehen sie von vornherein sowohl der Empire City am Hudson als auch der Queen City an den Seen — New-York und Chicago — weit vor, gleichviel ob uns dies als altweltliche Voreingenommenheit ausgelegt wird oder nicht. Daß alle die Straßen, die wir auf der Fahrt von dem Boston Lowell Depot, im Nordwesten der Stadt, nach dem Boston Albany Depot, in ihrem Südwesten, passiren, so eng und krumm sind, mag seine Schattenseiten haben, und wir werden nicht unterlassen können, darauf hinzuweisen. Man merkt aber doch gleich, daß Boston eine Geschichte hinter sich hat, daß es etwas erlebt hat, daß es keine bloße Eintagsfliege ist, wie so viele andere amerikanischen Städte, und kein bloßer reicher Parvenu, der sich erst noch vollständiger zu legitimiren hat, bevor wir ihn

ganz und voll anzuerkennen und zu würdigen vermögen. Wir sind hier an der Stelle, wo die neuweltliche Civilisation offenbar ihre höchsten und reifsten Blüthen getrieben hat, und es wird sich lohnen, an derselben etwas länger zu verweilen — ganz abgesehen davon, daß wir uns in den Bibliotheken und Sammlungen Bostons sowie in ihren Gesellschaftskreisen für unsere ferneren Streifzüge in den weiten Räumen der Neuen Welt am besten vorzubereiten im Stande sind.

18.

Die Villenvorstädte Bostons und die Bostoner Drumlin-Landschaft. Bauart und Errichtung der Häuser. Häusliches Leben. Leben im Freien. Geistiges Leben.

In Newton, das wir mit Hülfe der Boston-Albany-Bahn von Boston aus in etwa einer Viertelstunde erreichen, und das wir gleich Cambridge, Roxbury, Charleston, Chelsea &c. füglich als eine äußere Vorstadt Bostons bezeichnen können, da trennende Distanzen in Amerika durchaus nicht dieselbe Rolle spielen, wie in Europa — in diesem Newton harren unser liebe Freunde, in deren Hause wir mit offenen Armen empfangen werden, und bei denen wir eine Reihe von Wochen hindurch eine Gastfreundschaft genießen, wie man ihresgleichen in der Alten Welt nur schwer finden dürfte. Gastfreundschaft ist ja auch heutigen Tages noch eine der glänzendsten Nationaltugenden der Amerikaner, und obgleich wir vielfach haben behaupten hören, daß in dem dichten Menschengedränge der nordöstlichen Unionsstaaten das schöne Erbe aus den kolonialen Zeiten verloren gegangen sei, und daß eigentlich nur der dünnbesiedelte Westen und Süden die genannte Tugend noch in der Väter Weise übe, so müssen wir auf Grund unserer Erfahrungen doch auch den Neuengländern darin das höchste Lob spenden. So voll war das Maß der Liebenswürdigkeit, die uns Fremdlingen allent-

halben in Newton und Boston zutheil wurde, daß wir uns den unbefangenen und kritischen Blick, mit dem wir die neuweltlichen Natur- und Kulturphänomene zu prüfen uns vorgenommen, gar leicht dadurch hätten trüben lassen können.

Außer den freundlichen Menschen, die Newton bewohnen, war auch die ganze Art des Ortes sehr dazu angethan, daß wir uns daselbst wohler und behaglicher fühlen mußten, als irgendwo sonst in dem fremden Lande.

Die Villengegend, in die sich Boston landeinwärts auflöst, ist unbedingt eine der lieblichsten und angenehmsten der Welt. Sie läßt sich namentlich den schönen Villengegenden um die Alster bei Hamburg oder um die großen Parks bei dem Londoner Westend in jeder Beziehung als ebenbürtig an die Seite stellen. Die geologische Bildung des Bodens, das Pflanzenkleid, das auf diesem Boden hervorsprießt, und der Reichthum der neuengländischen Kaufleute und Industriellen, die sich darauf ihre Asyle gegründet, haben durch ihr vereintes Wirken einen Effekt erzeugt, der nicht verfehlen kann, einen hohen Zauber auf jeden Beschauer auszuüben. Den überreizten Nerven der rastlos schaffenden und pläneschmiedenden Yankees ist eine solche Stätte der Erholung wohl zu gönnen, und da unsere eigenen Nerven auf unserer ersten amerikanischen Westfahrt von den starken Aufregungen, die dem neuweltlichen Gesellschafts- und Naturleben nun einmal eigen sind, gar mancherlei verspürt haben, so genießen auch wir die Villegiatur, die uns Newton bietet, mit doppeltem Danke.

Die natürliche Grundlage der Bostoner Villengegend, die in Newton und Roxbury ihren Schwerpunkt hat, bilden jene selben „linsenförmigen Hügel" oder „Drumlins", von denen wir schon bei Gelegenheit von Greenwood Cemetery geredet haben. Dieselben treten aber um Boston herum in besonders klassischer Weise auf, und zu der Anlage von amerikanischen Villenstädten eignet sich die merkwürdige geologische Formation nicht weniger ausgezeichnet, wie zu der Anlage von amerikanischen Park-Friedhöfen. Die Hügel sind an Höhe ebenso-

wenig von einander verschieden, wie an Gestalt, und man darf dieselbe ohne Bedenken eine der gleichförmigsten oroplastischen Bildungen der Erdoberfläche nennen — dank wohl in erster Linie der energischen Umgestaltung durch die Atmosphärilien, der auch die mächtigen Schuttaufhäufungen der großen Endmoräne der amerikanischen Eiszeit in Neu-England und an dem Hudson unterworfen gewesen sind. In Europa sind die Jahrtausende, die seit der Eiszeit verflossen sind, viel spurloser an den Moränehügeln vorübergegangen, als man glaubt. Auch den erratischen Blöcken und Geschieben, welche die neuengländischen Farmer hie und da zu Mauern um ihre Garten- und Feldgrundstücke zusammengetragen haben, kann man die kräftige Einwirkung der amerikanischen Witterung deutlich genug anmerken; dieselben haben unter dem Drucke der alten Gletscher von ihrem Ursprungsorte aus selten einen Weg zurückgelegt, der länger war als zehn englische Meilen. Was für eine geringfügige Wanderung ist das, wenn wir dieselbe mit derjenigen vergleichen, welche die finnischen und schwedischen Gneiß- und Granitblöcke, die heute an dem Fuße des sächsischen Erzgebirges liegen, seinerzeit unternommen haben! Amerikanische Geologen meinen, die Wucht der alten Gletscher habe die Blöcke zermalmt und zu Staub zermahlen, bevor sie ein ferneres Ziel erreichen konnten. Wir sind mehr geneigt, anzunehmen, daß das Zermalmen und Zermahlen durch das glaciale und postglaciale amerikanische Klima bewirkt worden sei, und wir sehen in den „Drumlins“ ebenso wie in den Geschieben, die dieselben zusammensetzen, eine weitere Illustration zu der Lehre, daß die Umbildungen der Erdoberfläche sich in der Neuen Welt in viel rascherer und intensiverer Weise vollziehen als in der Alten. Unwillkürlich gedenken wir dabei wieder des Obelisken in dem New-Yorker Centralparke.

Was die ästhetische Wirkung der Drumlin-Landschaft betrifft, so ist dieselbe vor allen Dingen eine eminent beruhigende und aufheiternde, und das ist es ja eben, was den vom Klima und vom Geschäftstreiben erregten und strapazirten Yankee-

Nerven noth thut. Man fährt, reitet oder wandert im Gebiete der Drumlins beständig hügelauf und hügelab, und man genießt auf diese Weise einen fortwährenden Wechsel, aber der Wechsel ist ein sanfter und geringfügiger, und da ist nichts in demselben, was aufregen kann. Auf dem Gipfel eines Linsenhügels angekommen — ohne irgend welche Anstrengung für Roß und Mann natürlich — erblickt man immer nur die graziösen Umrißlinien des nächsten Hügels oder allenfalls diejenigen zweier oder dreier anderer Hügel, und in jedem der schwach eingeschnittenen Thäler zwischen den Hügeln läßt man sich tiefer und tiefer in das Gefühl ländlicher Abgeschiedenheit einwiegen. Stünde über der Drumlin-Landschaft nicht die intensive amerikanische Sonne, und walteten über derselben nicht die bekannten amerikanischen Luftgeister, die den menschlichen Organismen so gefährlich sind wie den Felsen, so könnten wir fast geneigt sein, unsere Nervenärzte im Interesse ihrer Patienten auf dieselben aufmerksam zu machen. Förmlich einschläfernd wirkt das liebliche Einerlei des Bodenreliefs auf uns, wenn wir uns zu Fuß oder zu Wagen auf demselben bewegen. Der paläozoische Fels steht nur an ganz wenigen Orten, und an diesen Orten nur mit ganz niedrigen Wänden zu Tage, und die wilde Romantik, die derselbe mit sich zu bringen pflegt, geht der Landschaft also völlig ab. In einigen Thalsenkungen zwischen den Hügeln befinden sich aber kleine Seen — darunter namentlich die Reservoir-Seen der Bostoner Wasserleitung —, und diese erhöhen die Lieblichkeit und Freundlichkeit der Gegend ganz ungemein, so wie man sie in Newton auch besonders gern zu den Endzielen seiner Wanderungen und Fahrten macht. Der Charles River windet sich im allgemeinen als ein zahmes und uninteressantes Gewässer zwischen den Drumlins hindurch, und höchstens bei der sogenannten Echo-Brücke bildet er einen cañon-artigen Einschnitt, den wir romantisch oder grotesk nennen können. Den vollkommenen Mangel weiter, umfassender Ausblicke empfinden wir Fremdlinge aus Europa, die wir uns

gern in kurzer Zeit so gründlich als möglich über die Gegend orientiren möchten, selbstverständlich unangenehm. Nur von ein paar der höchsten Hügel — von Prospect Hill und Reservoir Hill etwa — sind wir im Stande, das Bostoner Kapitol und den Thurm der Cambridge Memorial Hall zu erspähen, und auch in dem Irrsale der Newtoner Straßen, welche die Drumlins zum Theil übersteigen, zum Theil umgehen, lernen wir uns eigentlich niemals vollständig zurecht finden.

Der Pflanzenwuchs, der die Newtoner Moräne-Hügel bedeckt, ist ein außerordentlich reicher und mannigfaltiger, und namentlich er ist es, der einen wohlthuenden Wechsel und ein höheres Leben in die Landschaft bringt, um so mehr, als er sich einer sehr sorgfältigen Pflege durch die Menschen zu erfreuen hat. Hier eine Allee von schattigen Kastanien oder Gleditschien oder Ahorn- oder Hickorybäumen, dort eine Hecke von wildem Wein oder von wilden Rosen, dort ein kleines Gehölz von kanadischen Tannen, dort ein Obstgarten, dort ein smaragdgrüner Rasenplatz — wo kann es etwas Schöneres geben? Auch mancher alte stattliche Baum ist in dieser Gegend, in der sich Park an Park und Garten an Garten reiht, von der Axt und von der Dampfsäge verschont worden, und durch die Pracht seiner Herbstfarben wetteifert Neu-England hier in der That mit den berühmtesten Gegenden Michigans. Was dort der Hauch der großen Seen thut, thut hier der Hauch des Ozeans, und dieser letztere sorgt namentlich auch dafür, daß der Vegetation selbst während des heißen Sommers eine große Frische des Aussehens niemals fehlt. Eins nur vermissen wir in den Newtoner Lustgärten im Sommer wie im Herbste: die unendliche Zahl von Blumen, von Rosen, Lilien, Nelken, Georginen 2c., wie sie in unseren deutschen Gärten prangen. Haben die Neu-Engländer dafür keine besondere Vorliebe — aus der von den Bostoner Damen eifrig betriebenen Blumenmalerei möchten wir auf das Gegentheil schließen —, oder sind auch die meisten Kulturblumen für das neuengländische Klima zu zart organisirt? Auch nach dem,

was wir Vogelgesang nennen, lauscht man in der Newtoner Parklandschaft ziemlich vergebens aus, wenngleich die Robins und Bluebirds und Kolibris in dem Busch- und Baumwerk in großer Zahl ihr Wesen treiben. Warum wohl die neuweltlichen Vögel so viel weniger konzertiren mögen als die altweltlichen? Uns erscheint diese Frage um so untersuchungswerther, als bekanntlich auch die neuweltlichen Menschen das Singen viel weniger verstehen als die altweltlichen. Die Indianer kannten und kennen im wesentlichen nur wildes Kriegsgeheul; und die weißen Neu-Amerikaner rufen ihre Sänger, da sie ja den Gesang zweifellos außerordentlich lieben, beinahe sammt und sonders aus Europa herbei.

Von den Landhäusern, die Newton ebenso wie Roxbury zusammensetzen, hört man von den Amerikanern stereotyp behaupten, daß sie im „Queen-Ann-Style“ erbaut seien; dieselben würden uns deshalb wieder die enge Anlehnung Neu-Englands an Alt-England bekunden. Sehr zum Glück für die Physiognomie der Bostoner Villenvorstädte hat der genannte Stil den Baumeistern aber eine ziemlich freie Bewegung gestattet, und von Monotonie kann bei den Häusern ebensowenig die Rede sein, wie bei den Bäumen und Sträuchern. Im Grunde genommen sieht kein Haus dem anderen gleich; nur verrathen alle eine große Vorliebe für Erker- und Eckthürmchen sowie für Galerie- und Veranda-Vorbaue. Dieses Walten bunter Laune und ungezügelter Phantasie ist für das Auge um so angenehmer, und zugleich um so anerkennenswerther, als das Material, aus dem die Häuser bestehen, durchgängig Holz ist, und als sich die Häuser ohne Ausnahme auf Walzen stellen und fortrollen lassen. Wir waren öfters in der Lage, dieses letztere amerikanische Kunststückchen in Newton zu beobachten, da auch dort bei Grundstück-Verkäufen die Baulichkeiten häufig in ganz andere Hände übergehen, als der Boden, auf dem sie stehen, und da die Villen es sich dann immer gefallen lassen müssen, daß sie aus ihrem Garten oder Park heraus- und in einen anderen hineingerückt werden. Der mehrfach

berührte nomadenhafte Charakterzug der Amerikaner verleugnet sich also auch an diesem Orte nicht. Nirgends in der Welt aber dürfte die reine Holz-Architektur zu einer ähnlichen Vollkommenheit entwickelt worden sein. Wenn wir geborenen Amerikanern gegenüber unsere Verwunderung darüber äußerten, daß man auch in dem steinreichen England und auch an dieser Stätte höchster neuweltlicher Kultur so ausschließlich dem Holzbaue huldige, so antwortete man uns immer, daß der Holzbau billiger sei als der Stein- und Ziegelbau, daß er im Sommer luftiger und im Winter wärmer sei, daß er hübscher und freundlicher aussehe, und daß es in den Neu-England-Staaten an Kalk zu Mörtel fehle. Feuersbrünste sind bei den großen Abständen, welche die Häuser von einander trennen, natürlich nicht sehr zu fürchten, ganz abgesehen davon, daß auch Newton eine vorzüglich organisirte Feuerwehr besitzt, und was die sonstige Dauerhaftigkeit des Holzes betrifft, so dürfte dieselbe in dem neuengländischen Klima derjenigen des Granites und Sandsteins vielleicht gar nicht sehr bedeutend nachstehen. Gibt es ja doch in Neu-England Holzhäuser, die volle zweihundert Jahre alt sind!

In ihrem Innern sind die Newtoner Villen fast sämmtlich äußerst solide und komfortabel eingerichtet; man fühlt sich darin durchaus sicher und behaglich, und fürchtet nicht im geringsten, daß dieselben einmal zusammenbrechen oder von einem Tornado fortgetragen werden könnten, so wie es im Westen dann und wann geschieht. Das Tischlerwerk der Thürpfosten und Fensternischen und Treppengeländer, zu dem der Feuersicherheit halber in sehr umfassender Weise das schwer verbrennliche kalifornische Rothholz verwendet wird — das in San Franzisko die Holzbauten feuersicherer macht als die Ziegelbauten — dieses Tischlerwerk erweckte auch in einfach bürgerlichen Häusern vielfach unsere höchste Bewunderung. Der Luxus aber, der in den Häusern mit Möbelstücken, Gemälden, Skulpturen und Bronzen getrieben wird, führt uns immer wieder den gewaltigen amerikanischen Nationalreich-

thum so deutlich, als wir es nur wünschen können, zu Gemüthe. Neben dem eleganten und reich mit Teppichen ausgelegten „Parlour“ fehlt selbstverständlich in keinem Hause das saubere Badezimmer.

Was das häusliche und gesellige Leben der Bewohner Newtons anbelangt, so stehen wir auf Grund unserer Beobachtungen nicht an, dasselbe als äußerst behaglich und gemüthlich zu bezeichnen. Das eheliche Verhältniß zwischen Mann und Weib, das wir anderwärts in Amerika häufig als ein bedenklich gelockertes kennen lernten, scheint uns in der neuengländischen Villenstadt fast durchgängig noch ein ungemein inniges zu sein, wozu wohl das Ruhebedürfniß des Mannes und die hohe Bildung der Frau ebensoviel beitragen, wie die aus Altengland ererbte Sitte. Mit Bedauern nahmen wir nur wahr, daß die Frauen — die Familienmütter ebenso wie ihre erwachsenen Töchter — sehr allgemein zu physischer Schwächlichkeit und Kränklichkeit neigten. Geht es den Frauen in den Newtoner Häusern ähnlich wie den Kulturblumen in den Newtoner Gärten? Die Kinder — deren es in der Familie, in der wir unsere Newtoner Tage verbrachten, nicht weniger als sieben gab — fanden wir fast ohne Ausnahme gehorsam und pietätsvoll gegen ihre Eltern, wenngleich sie in der bekannten amerikanischen Weise früh sich selbst überlassen wurden und in vielen Beziehungen ihre eigenen Wege gehen durften. Entsprechend dem Rufe, den Neu-England hinsichtlich seiner Bildung genießt, entwickelten Knaben und Mädchen einen außerordentlich regen Eifer bei ihren Studien, doch schienen sie uns viel weniger mit Lektionen überladen zu sein und unter dem Banne eines rigorosen Schul- und Examenzwanges zu stehen, als es in Deutschland der Fall ist. Könnten wir da nicht vielleicht auch bezüglich der Kindererziehung mancherlei von den Amerikanern lernen?

Tagsüber sind die erwachsenen männlichen Familienglieder zumeist in Boston, um daselbst ihren Geschäften nachzugehen. Sie gelangen dahin mit Hülfe eines der zahlreichen

Eisenbahnzüge, die unaufhörlich zwischen der Hauptstadt und ihrer Dependenz hin und her spielen und den regen Verkehr zwischen beiden vermitteln. Die erwachsenen Söhne namentlich müssen aus diesem Grunde auch zeitig am Morgen aufstehen und ihr „Breakfast", sowie ihren „Lunch", für sich allein einnehmen, während die Uebrigen etwas länger ruhen und die betreffenden Mahlzeiten in Gesellschaft genießen. Erst bei dem „Dinner", das abends um sechs Uhr von irischen oder deutschen Dienstboten servirt wird, versammelt sich die Familie vollzählig, und nach dem Dinner überläßt man sich dem dolce far niente und der ungezwungenen Unterhaltung — im Herbste und Winter im Parlour den Klängen des Pianofortes oder dem Vortrage eines Schumann'schen Liedes lauschend, im Sommer unter der Veranda sich in einem Schaukelstuhle wiegend, mit Erlaubniß der Damen eine Cigarette rauchend, und die Moskitos abwehrend. Die zuletzt genannten kleinen Plagegeister wollen einem die Landluft auch in den Bostoner Villenvorstädten nicht gönnen, und ihre Stiche wirken auf uns Nichtamerikaner nichts weniger als nervenberuhigend. Daß die Dinnertafel eine reichbesetzte ist, bedarf keiner besonderen Erwähnung, ebensowenig auch, daß die Speisen viel kunstgemäßer zubereitet sind als in den meisten amerikanischen Hotels. Ein besonders begeistertes Loblied vermögen wir indessen auch der neu-engländischen Küche nicht zu singen. Bezüglich der Getränke, die zu den Speisen verabreicht werden, erscheinen uns die neu-engländischen Mahlzeiten mehr oder minder temperänzlich angehaucht, ganz besonders wohl durch den Einfluß der daran theilnehmenden Damen, die vielfach gegenüber jeder Art von Spirituosen eine entschiedene Antipathie an den Tag legen. Wenn uns Gästen nichtsdestoweniger immer reichlich Wein und Bier aufgetragen wird, und wenn wenigstens der Hausvater uns im Trinken ganz wacker Bescheid thut, so haben wir dies eben als einen Ausfluß der gerühmten Gastfreundschaft zu betrachten. In der Unterhaltung ist der Neu-Eng-

länder in der Regel etwas schwerer flüssig, als der Amerikaner es sonst zu sein pflegt, obgleich seine Bildung im allgemeinen wohl eine höhere genannt werden muß, und wir sind geneigt, dies auf das rein angelsächsische Insulanerblut zu deuten, das in seinen Adern fließt. Unter den Spielen, welche die Jugend an den Sommerabenden im Freien veranstaltet — die Sommertage sind zum Spielen meist zu heiß und schwül — ist das „Lawn Tennis" das häufigste.

Längeren Fußwanderungen sind unsere Newtoner Freunde so wenig zugethan, als die Amerikaner im allgemeinen, und im Grunde genommen ist der amerikanische Boden auch wenig dazu geschaffen, Wanderlust in den Menschen zu wecken. Die Wandelbahnen, die allerdings in und um Newton herum in der That und Wahrheit „prächtige" sind — „magnificent distances" —, da sie allenthalben mit schönen Rasenplätzen und Baumanlagen und koketten Landhäusern ausgestattet sind, sind auch hier zu große; die Abwechselung, welche die Gegend dem Auge bietet, ist eine zu geringe; es fehlt an größeren, verlockenderen, hervorragenderen Wanderzielen; die Sonne brennt an schönen Tagen gar zu heiß auf die Erde herab und weckt in der Luft müdemachende und abspannende Gewitterschwüle; die Straßen und Wege sind bei anhaltender Trockenheit über die Gebühr staubig, bei Regenwetter aber über die Gebühr kothig, bezw. „sticky", wie der amerikanische Kunstausdruck lautet — das letztere augenscheinlich wieder in Folge der großen Energie, mit welcher die geologischen Agentien zersetzend auf den Boden einwirken. Auch den makadamisirten Kunststraßen und Asphalt-Trottoirs der Bostoner Villenquartiere ist der schroffe Wechsel von Sonnenschein und Regen und von Hitze und Kälte deutlich genug anzumerken; die letzteren erweichen am Mittag in der Regel zu einem zähen Brei, während sie abends und morgens steinhart sind, begreiflicherweise nicht zum Vortheile für ihre Haltbarkeit. Die Zugänge zu den einzelnen Häusern werden regelmäßig durch einfache Bretterpfade gebildet — besonders in der schlechteren

Jahreszeit —, und diese bewähren sich in dem neu-engländischen Klima offenbar am allerbesten. Wir wanderlustigen Deutschen lassen uns durch die angegebenen Schwierigkeiten zwar nicht vollkommen von Fußpartien abhalten, in der Regel kommen wir aber auch nicht besonders weit damit, und den größeren Theil der Drumlinlandschaft durchstreifen wir im leichtgebauten „buggy“ sitzend oder „on horseback.“ Unsere freundlichen Wirthe begleiten uns auf solchen Fahrten und Ritten, namentlich an Sonn- und Feiertagen, nachdem sie dem angelsächsischen Kirchenthume und der ererbten puritanischen Frömmigkeit ihren Tribut gezollt haben. Dergleichen sonntägliche Spazierfahrten sollen aber erst in der allerneuesten Zeit üblich geworden sein. Bei dem großen Bostoner Brande, im Jahre 1872, war die neu-engländische Sonntagsfeier noch so streng, daß es vielen in der Vorstadt weilenden Geschäftsleuten, deren Eigenthum zu Grunde zu gehen drohte, unmöglich war, sich von der Stelle zu rühren, da weder die Eisenbahnen noch die Fuhrwerksbesitzer die Kommunikation bewerkstelligen wollten. An den Sonntagsabenden von unseren Ausflügen nach Hause zurückgekehrt, büßen wir den begangenen Frevel bei einem kalten Dinner und bei einem häuslichen Hymnenkonzert. In den hübschen Newtoner Kirchen ist der Gesang der Choristen, unter denen namentlich auch junge Damen fungiren, zum Theil künstlerisch schön, von dem geistlichen Gesange in den Häusern wagen wir aber eine ähnliche Behauptung nicht auszusprechen.

Das sonstige geistige Leben Newtons konzentrirt sich um die reichhaltige Öffentliche Bibliothek, die der Bostoner Villenvorstadt natürlich so wenig fehlt als irgend einer anderen neu-engländischen Stadt, und daneben um eine Anzahl wissenschaftlicher Vereine und Klubs. Die Bibliothek wird aber bezeichnenderweise ausschließlich von weiblichen Beamten verwaltet und fast ebenso ausschließlich von einem weiblichen Publikum benutzt. In den wissenschaftlichen Klubs spielen Geistliche, Aerzte, College-Professoren und Rechtsgelehrte die

Hauptrolle, und die Verhandlungen derselben geben uns einen klaren Begriff von der Höhe und Eigenart der neuengländischen Kultur.

19.
Die allgemeine Physiognomie Bostons. Die Bostoner Geschäftsstadt und ihre wichtigsten Bauten.

Boston besuchen wir von Newton aus beinahe täglich, und bald werden wir dabei von einem unserer neuengländischen Freunde geführt, bald gehen wir auch allein unseren Studien daselbst nach.

Die ersten Besuche gelten natürlich wieder der allgemeinen Orientirung über die Lage und den Charakter der Stadt, und wir verfahren dabei im Grunde genommen nach derselben Methode wie bei New-York. Nachdem wir eine Anzahl der unamerikanisch engen und gewundenen Straßen des inneren Boston ganz kursorisch durchwandert, und nur ganz oberflächlich die scharfen Kontraste empfunden haben, in denen die Hauptstadt Neuenglands zu der Empire City an dem Hudson steht, suchen wir einen Standort zu gewinnen, von dem aus wir möglichst viel von der Stadt und ihrem Treiben mit einem Blicke überschauen können. Welcher Ort wäre dazu aber besser geschaffen, als die vergoldete Kuppel des Bostoner Kapitols, das auf dem höchsten Gipfel des Beacon Hill thront, und das alle anderen Bauten Bostons so ungemein stattlich überragt! Damit Fremde wie Einheimische sich des interessanten Anblickes, den Boston ebenso wie jede andere Großstadt aus der Vogelschau gewährt, erfreuen können, ist die Kuppel auch alltäglich von Sonnenaufgang bis zu Sonnenuntergang für jedermann frei zugänglich.

Wir schreiten also durch den städtischen Park — den sogenannten „Common" — hinauf auf den genannten Hügel, wir betrachten im Vorübergehen die Standbilder der beiden

großen neuengländischen Staatsmänner Daniel Webster und Horace Mann, welche die Terrasse vor dem Haupteingange zum Kapitol zieren, wir lassen uns in der dorischen Säulenhalle des Erdgeschosses durch die zahlreichen anderen Statuen und Büsten sowie durch die Porträts und Fahnen und Washington-Reliquien, die daselbst angebracht sind, noch weiter von der eigenthümlichen historischen Atmosphäre Neuenglands anwehen, und wir gelangen auf einer Folge enger Holztreppen — die dorischen Säulen und die Kuppel selbst sind ebenfalls aus Holz — hinauf auf die ersehnte hohe Warte. Den Anblick, der sich uns von da aus darbietet, zu analysiren, und die Eindrücke, die wir gewinnen, einigermaßen zu ordnen, wird uns freilich unendlich schwer, und selbst viel schwerer, als es bei den komplicirtesten europäischen Großstädten der Fall zu sein pflegte, wenn wir sie gelegentlich von dergleichen Aussichtspunkten musterten. Das ist eine chaotische Masse von Land und Wasser, von Häusern, Schornsteinen, Thürmen und Brücken, und das ist ein Gewirr von Straßen und Gäßchen, das jeder Systematisirung spotten will, und das auch unsere altweltlichen Begriffe von Unregelmäßigkeit weit übersteigt. Der vortreffliche Cicerone, den wir an unserer Seite haben, gibt sich zwar alle erdenkliche Mühe, uns die bedeutsameren Einzelheiten des Bildes zum Bewußtsein zu bringen, aber kaum haben wir sie erfaßt, so haben wir sie auch schon wieder vergessen, und immer und immer wieder haben wir nach denselben Dingen zu fragen.

Was nützt es uns, daß unser Freund uns sagt, das eigentliche Boston sei eine Drei-Hügel-Stadt und eine Drei-Halbinsel-Stadt — eine Drei-Linsenhügel-Stadt natürlich —, wenn sich wohl ein Dutzend anderer, ebenfalls mit Häusern bestandener kontinentaler und insularer Hügel von völlig gleicher Gestalt und ziemlich gleicher Höhe rund um das eigentliche Boston herum erhebt! Und was nützt es uns, daß er uns hinweist auf die Massachussetts-Bai, wenn diese auf allen Seiten von Inseln und Vorgebirgen eingeschlossene Meeres-

bucht in dem Chelsea River, dem Mystic River, dem Charles River, der South Bay und dem Old Harbour so launisch und regellos und mit so breiten Armen zwischen die einzelnen Stadt- und Vorstadttheile eingreift, daß wir stattliche Wasserflächen auf allen Seiten erblicken! Hohe Mastbäume sehen wir nördlich und südlich, östlich und westlich emporstarren in die Luft, und der Wasserverkehr erstreckt sich bei Boston in einem noch höheren Grade als bei New-York in das innerste Herz der Stadt hinein, wie denn auch die amerikanische Seemannskraft bekanntlich in und um Boston ihre eigentlichen Wurzeln hat.

Daß durch den Charakter und das Leben sowie durch den Verlauf und die Richtung gewisser Hauptstraßen oder durch irgendwelche besonders auffällige Gebäude-Gruppen ein Mittel, sich zurecht zu finden, geboten wäre, kann man ebensowenig behaupten. Washington Street windet sich so eng und krumm wie die anderen Straßen durch das Häusermeer hindurch, und um den Rang als Hauptstraße muß sich dieselbe obendrein mit Tremont Street, Hanover Street ꝛc. streiten, da sie dem Verkehrsstrome, der sich durch sie hindurch bewegen möchte, bei weitem nicht den hinreichenden Raum gewährt. Selbst die Kirchen, von denen mehrere durch eine sehr originelle Bauart ausgezeichnet sind, finden wir als Anhaltspunkte für das Auge unbrauchbar, da verschiedene Geschäftspaläste und Bahnhofsgebäude ebenfalls hohe Thürme oder thurmartige Aufsätze tragen, und da wir dieselben beständig mit den Kirchthürmen verwechseln. Einen allbeherrschenden Dom oder eine Hauptkirche, wie in unseren deutschen Städten, gibt es selbstredend auch in Boston nicht, dazu ist auch in Neu-England — und fast noch mehr als anderweit in Amerika — das religiöse Leben viel zu sehr in Sektirerei zerfahren, und dazu gibt es daselbst viel zu viele „isms.“

Hätten wir die gewaltige Stadt, die heute etwa 400,000 Einwohner zählt, zuerst von einem anderen Punkte aus überblickt — etwa von der Massachussetts-Bai, von den Dorchester-

Höhen oder von dem Bunkershill=Monumente aus —, so würde ihr Bild in der weithin strahlenden Kuppel des Kapitols einen vortrefflichen Gipfelpunkt gehabt haben, um den sich alles Andere mit einer gewissen Harmonie gruppirt hätte. Da wir uns aber in der Kuppel selbst befinden, so vermögen wir uns von einem gewissen Unbehagen, wie es jede ungeordnete Vorstellung in uns hervorruft, auch angesichts des Bildes von Boston zunächst nicht frei zu machen.

Später sind wir in einer schmucken Yacht — das Yachtfahren ist ein echter Bostoner Sport — oder auf einem stolzen Exkursionsdampfer öfters auf die Bai hinausgefahren, später haben wir auch den Riesen=Obelisken von Bunkershill, der den Stadttheil Charlestown wie ein ungeheurer Schornstein überragt, erklommen, und dann haben wir jederzeit die Ueberzeugung gehegt, daß das Bild von Boston zwar bei weitem nicht eines der schönsten aller Stadtbilder, aber doch entschieden das schönste und sympathischste der neuweltlichen Großstadtbilder ist. Die zahlreichen Inseln der Bai, die sammt und sonders aus eben solchen sanft ansteigenden glacialen „Drumlins" bestehen wie der festländische Baugrund und die nähere Umgebung von Boston, bilden im Vereine mit den villenbestandenen und gehölzbedeckten binnenländischen Hügeln, von denen wir früher gesprochen haben, eine mehr freundliche als großartige natürliche Scenerie rings um die Stadt herum. Die Kuppel des Kapitols aber, die über alle Kirchthürme und Geschäftspaläste, über alle Elevatoren, Lagerhäuser und Masten und über alles Straßengetümmel vornehm hinwegschaut, und die der Häusermasse als Krystallisations= und Gipfelpunkt dient, verleiht dem Bilde eine gewisse Weihe, und dieselbe verkündigt uns nachdrücklich genug, daß in Neu=England und seiner Hauptstadt außer den materiellen Interessen auch andere, höhere Interessen walten, und daß wir hier an dem denkwürdigen Punkte stehen, von dem aus die Begründung und Organisirung des großen nordamerikanischen Freistaates ihren Anfang genommen hat. Haben die Neu=Engländer nicht

um die Mitte des vorigen Jahrhunderts den Orden der „Söhne der Freiheit“ gestiftet! Haben sie nicht die englischen Theekisten in das Wasser geworfen! Haben sie nicht die Schlacht von Bunkershill geschlagen! Und haben sie nicht bis auf den heutigen Tag die weitaus größte Mehrzahl bedeutender amerikanischer Staatsmänner erzeugt! Einen Benjamin Franklin, einen Daniel Webster, einen John und Quincy Adams 2c.! Sobald man New-York von seiner Bai aus überschaut, so ist es in bemerkenswerthem Gegensatze zu dem Bilde von Boston neben der East-River-Brücke die riesige Kornbörse, die alle anderen Häuser überragt, und bezüglich des Handels und Verkehrs vermag ja Boston heute in der That nicht mehr mit New-York zu konkurriren. Daß die neuengländische Hauptstadt den englischen Häfen, mit denen sie verkehrt, um eine Tagereise näher liegt als ihre große Rivalin, daß es in seiner nächsten Nachbarschaft die ersten Industrie-Centren des Landes hat emporblühen sehen, und daß es sich ein Dutzend Schienenstraßen zur bequemen Verbindung mit seinem näheren und ferneren Hinterlande geschaffen hat, ist gegenüber den großen geographischen Vortheilen, die New-York genießt, eben nicht sehr in Betracht gekommen. Bostons Lage an der Hauptverkehrsküste Nordamerika's ebenso wie seine Lage in Beziehung zu den binnenländischen Produktions- und Konsumtionsgebieten ist vor allen Dingen bei weitem keine so centrale, und seine Wasserstraßen in das Binnenland brechen außerhalb seines Weichbildes sofort ohne irgendwelche natürliche und künstliche Fortsetzung ab. Wer die Flüsse und Kanäle in ihrer Bedeutung für das Wirthschaftsleben zu unterschätzen geneigt ist, der dürfte also füglich auch durch Boston eines besseren belehrt werden können.

Daß der Handel und Verkehr Bostons nichtsdestoweniger gewaltig genug ist, erfahren wir bei jeder Wanderung durch seine Straßen und bei jeder Fahrt durch seinen Hafen, und daß die wunderlich gegliederte Massachussetts-Bai dabei von jeher der maßgebende Hauptfaktor gewesen ist, kann man

allenfalls auch schon von der Kapitolskuppel aus klar und deutlich erkennen. Und ganz wie New-York, so zerfällt auch Boston bei genauerer Betrachtung ziemlich streng in ein chaotisches, wildes Geschäftsviertel — beziehungsweise in eine Reihe von solchen Geschäftsvierteln, da die obengenannten Wasserarme dazwischen hineingreifen — und in eine Reihe von ruhigeren, regelmäßigeren Wohnvierteln. Auch in Boston hat man scharf ein „up-town“ und ein „down-town“ zu unterscheiden. Das Geschäftsviertel liegt auch hier wieder seewärts, in der Nähe der Docks und Piers, deren Zahl sich auf mehr als fünfzig beläuft, die Wohnviertel dagegen binnenwärts, wo die Flüsse und Buchten, die sie von einander trennen, seichter werden und Seeschiffe nicht mehr zulassen. Die Grenze zwischen dem ersteren und letzteren läuft aber bei Boston im Zickzack hin und her und kann deshalb eigentlich nur in der Gegend des „Common“, der ebenso wie das Kapitol auf der Grenze liegt, genau von uns bezeichnet werden.

Daß bei der Anlage und bei dem Charakter Bostons von einer Numerirung der Straßen keine Rede sein konnte, bedarf kaum der Erwähnung; auch darin ist Boston unamerikanisch. Und kann man es amerikanisch nennen, wenn man auf Washington- oder Tremont Street ein Dutzend Pferdebahnwagen in langsamer Prozession hinter einander her fahren sieht wie die Wagen eines Leichenzuges, so daß man zu Fuß in dem Drittel der Zeit an sein Ziel gelangt, als es der Fall ist, wenn man sich einem solchen Vehikel anvertraut? Ist dies das berühmte amerikanische „going-ahead?“ Die Enge der Bostoner Straßen verursacht dem ungestümen Drängen und Jagen des neuweltlichen Lebens gegenüber in der That sehr bedenkliche Stauungen und Stockungen, und wenn auch die Verwüstungen des großen Brandes von 1872 eine günstige Gelegenheit geboten haben, die Sünden der Väter bezüglich der unzweckmäßigen Straßenanlagen einigermaßen gutzumachen, so ist dies doch bei weitem nicht von Grund aus geschehen, und insbesondere die Hauptstraßen, bei denen die Geradlegung

und Verbreiterung am meisten nothgethan hätte, sind von der betreffenden Reform nur wenig berührt worden. Nur prätentiösere Geschäftshäuser aus Marmor und Granit sind in großer Zahl aus der Asche erstanden — wie in Chicago —, und nur darin hat sich Boston durch den großen Brand und durch eine Reihe späterer kleinerer Brände allgemach ziemlich gründlich amerikanisirt.

Sehen wir uns in dem Bostoner Geschäftsviertel ein wenig genauer um, so stoßen wir auch dort überall auf die bekannten charakteristischen Merkmale des Yankee-Lebens und der Yankee-Kultur, und wir erkennen bald, daß wir in einem Irrthume befangen wären, wenn wir glauben wollten, Boston sei überhaupt keine amerikanische Stadt, wie man wohl zuweilen sagen hört. Daß die Geschäftspaläste Bostons kaum weniger prätentiös sind als diejenigen New-Yorks, sagten wir soeben, und bei einer eingehenderen Musterung derselben müssen wir hinzufügen: auch vielfach kaum weniger reklamenhaft und geschmacklos. Die meisten machen auch hier den Eindruck reicher Emporkömmlinge, die gern wollen und nicht können, und nur einzelne von ihnen verrathen uns, daß der Bostoner Geldaristokratie zum Theil eine höhere Noblesse und ein feineres ästhetisches Gefühl innewohnt. Auf vielen prangen in großen Buchstaben die Namen der Begründer und Besitzer, so daß man gleich weiß, wem die Verdienste oder Sünden daran zuzuschreiben sind. Im Innern sind viele dieser Häuser im höchsten Grade praktisch und elegant eingerichtet, und dem Publikum sucht man es darin nach jeder Richtung hin ebenso behaglich und bequem zu machen wie den in den betreffenden Etablissements Angestellten. Das Ersteigen der marmornen oder eisernen Treppen ist durch Fahrstuhlanlagen fast vollkommen überflüssig gemacht; ehe man sich sanft hinauftragen läßt in ein oberes Stockwerk, fragt man unten an der Thür durch das zu diesem Zwecke angebrachte Telephon an, ob der oder das Gesuchte daselbst zu finden; hat man das Bedürfniß vor oder nach dem Abschlusse seines

Geschäftes ein wenig auszuruhen, so begibt man sich in den allgemeinen „Parlour“ und wirft sich dort in einen weichen Armstuhl vor dem Kamin; wünscht man nebenbei eine Korrespondenz zu erledigen, so nimmt man in dem allgemeinen Schreibzimmer von dem daselbst ausliegenden Briefpapiere so viel einem beliebt; und irgendwelcher Tribut wird für alle diese und noch zahlreiche andere Wohlthaten nicht von einem gefordert. Hier ist ohne Zweifel wieder einmal eine Stelle, wo die Alte Welt bezüglich weitschauender Geschäftspolitik mancherlei von der Neuen lernen könnte.

Auffälliger noch als in den anderen neuweltlichen Geschäftsstädten erscheint uns in dem Bostoner Geschäftsviertel die strenge Lokalisirung der einzelnen Branchen auf bestimmte Distrikte und Straßen. Hier duftet Alles nach frischgegerbtem Leder und Juchten, dort nach frischgedruckten Zeitungen, dort nach frischgebackenen Zuckerwaaren, dort nach frischgebratenem Beefsteak, dort nach frischgewaschener Wäsche, dort nach Pariser Parfümerien, dort nach Whisky, dort nach Blumen, und wer mit einem feinen Geruchsorgane begabt ist, der könnte allenfalls schon mit alleiniger Hülfe dessen sich jederzeit darüber Rechenschaft geben, in welchem Theile des Bostoner Geschäfts-Viertels er sich befindet. Man könnte füglich von einem Bostoner Lederhändler-Viertel, von einem Schuhladen-Viertel, von einem Druckereien-Viertel, von einem Konditoreien-Viertel, von einem Hotel-Viertel, von einem Wäscher-Viertel, von einem Friseur-Viertel, von einem Trinkstuben-Viertel, von einem Gärtner-Viertel, von einem Eisenbahnagenten-Viertel, von einem Banken-Viertel, von einem Aerzte-Viertel, von einem Theater-Viertel &c. reden. Wo man einmal eines der betreffenden Etablissements erblickt hat, da kann man ziemlich sicher sein, in dessen allernächster Nachbarschaft alsbald noch eine ganze Anzahl davon zu entdecken. Aerzte und Zahnärzte insbesondere fanden wir auf Boylston Street — der Doktorenstraße — sogar acht oder zehn in einem und demselben Hause, und anfangs waren wir beinahe geneigt, aus

dieser Erscheinung auf einen schreckenerregenden Zustand der öffentlichen Gesundheit in Boston zu schließen. Das wäre aber voreilig gewesen, und da die Erscheinung im Bostoner Geschäftstreiben eine ganz allgemeine ist, müssen wir sie wohl anders erklären. Erheblich mehr Arbeit als in unseren Städten mögen die Lungen-, Nerven-, Magen- und Zahnärzte in Boston immerhin haben!

Auch bei uns daheim, in Deutschland gilt ja im Geschäftsleben vielfach das Wort „Gleich und gleich gesellt sich gern“ — „Birds of a feather flock together“ —, und auch bei uns ist es vielfach nichts weniger als der Ausdruck von Wahlverwandtschaft und brüderlicher Liebe, wenn ein Vogel zu dem anderen flattert, sondern vielmehr der Ausdruck der bitteren Konkurrenz und des harten Kampfes um das Dasein, der eben auch in dem Wirthschaftsleben innerhalb derselben Spezies in der Regel am verzweifeltsten ist. Nirgends in der Welt aber sahen wir das angegebene Prinzip so deutlich und so allgemein zur Geltung kommen wie in den amerikanischen Städten, und in den amerikanischen Städten wieder nirgends so deutlich und so allgemein wie in Boston. Fast möchte es uns scheinen, als habe die Yankee-Kultur auch in dieser Beziehung in der neuengländischen Hauptstadt ihre reifsten und vollkommensten Blüthen gezeitigt. Man steht auf dem engen wirthschaftlichen Kampfplatze gewissermaßen Schulter gegen Schulter, man ficht mit einander mit dem Kolben und dem Bajonett, man ringt mit einander mit der letzten Waffe und der letzten Kraft, ganz wie in einer Schlacht, in der es besonders heiß hergeht. Tapfer sind die neuweltlichen „businessmen“ durchgängig, das wird ihnen niemand abstreiten wollen. Das berührte Phänomen veranlaßt uns aber unwillkürlich zu der wirthschaftspolitischen Reflexion, ob nicht eine Hauptwurzel desselben in dem amerikanischen Schutzzollsysteme zu suchen sei. Ist nicht die Konkurrenz und das damit Hand in Hand gehende Unterbieten ganz wesentlich durch die strenge Abgeschlossenheit des amerikanischen Wirthschaftsgebietes viel

heftiger geworden, als sie bei freihändlerischer Geöffnetheit desselben sein würde? Wird nicht durch allzu eifrigen und kräftigen Schutz, der die europäische Konkurrenz auf vielen Gebieten völlig ausschließt, die Krankheit und das Fieber gewissermaßen konzentrirt und erhöht, statt daß man ihm Ableitung schafft? Das absolute laisser faire wollen wir den Amerikanern durchaus nicht empfehlen, aber gegen außen starre Absperrung von Staatswegen und im Innern schrankenloser, freier Wettbewerb, ist das nicht ein Widerspruch? Frappant war es uns, in Boston ebenso wie in anderen amerikanischen Großstädten, wie niedrig daselbst die Preise der meisten Konsumartikel sind. — Daß die Theater — es gibt deren in Boston acht größere — mitten drin in dem Lärme des Geschäftsviertels stehen, und ganz ähnlich wie die anderen Etablissements auf einen einzigen Haufen zusammengedrängt, nahmen wir für ein bedenkliches Indicium bezüglich der Entwicklung des betreffenden Kunstzweiges auch in dem ersten neuweltlichen Kultur-Centrum. Und der gelegentliche Besuch der Vorstellungen in diesen Musentempeln bewies uns in der That, daß es mit dem Schauspiele und der Oper in Boston kaum viel besser steht, als in den anderen amerikanischen Großstädten. Die übermäßig enge Association der Kunst mit dem Geschäfte und die Anwendung des Prinzips der schrankenlosen freien Konkurrenz auf das in Frage stehende Gebiet hat auch in dem „amerikanischen Athen" unserer Meinung nach zu nicht viel Gutem geführt. Es ist mehr Unkraut gediehen als Weizen, wie uns bedünken will. Nur wenn in einem der Häuser — die architektonisch sämmtlich ganz unbedeutend sind — ein „Stern" glänzt, wie Edwin Booth, so kann man darin etwas Besseres zu sehen und zu hören bekommen. Zweideutige französische Lustspiele und Operetten, die mittelmäßig ausgeführt werden, und gehaltlose Ausstattungsstücke und Ballets finden im allgemeinen den meisten Beifall, besonders, wenn dabei vor der demokratisch gesinnten Hörerschaft ein europäischer König oder Edelmann in außerordentlich

wohlfeiler und unwahrscheinlicher Weise karrikirt wird. Bezeichnend für das Bostoner Theaterpublikum fanden wir nebenbei auch, daß in dem Zuschauerraume an allen Ecken und Säulen die Aufschrift angebracht war: Spitting prohibited! Bezüglich dieser unästhetischen Sitte aus den kolonialen Zeiten müssen wir aber im übrigen ausdrücklich bemerken, daß dieselbe von den gebildeten Bostonern nicht weniger verabscheut wird, als von uns.

Eines anderen Kunsttempels, der mitten in der Geschäftsstadt steht, haben wir rühmender zu gedenken. Es ist dies die Bostoner Musikhalle, die von der „Harvard Musical Society“ begründet worden ist. Aeußerlich ein anspruchsloser Bau, und rundum von anderen Häusern eingeschlossen, ist sie in ihrem Innern mit nichts verziert, als mit einer großen Bronzestatue Beethovens, die für die schönste amerikanische Porträtstatue gilt, und unter der Leitung des deutschen Dirigenten — die guten Musiker sind in der Neuen Welt fast alle Deutsche — kann man darin ebenso fein ausgeführte Symphonie-Konzerte hören, wie in den Musikhallen der ersten deutschen Kunststädte. Neuerdings werden in der „Music Hall“ an gewissen Tagen sogar auch „Bierkonzerte“ bezw. „Rauchkonzerte“ nach deutscher Art veranstaltet, und dieselben scheinen bei den Bostonern rasch beliebt werden zu wollen. Die große Stuttgarter Orgel, mit der die Halle früher ausgestattet war, hat beseitigt und verkauft werden müssen, um dem Publikum, das sich in großer Zahl zu den Musikaufführungen drängt, hinreichende Sitzplätze zu schaffen. Außer der „Harvard Musical Society,“ die aus der Docentenschaft der Cambridge-Universität herausgewachsen ist, gibt es in Boston noch zahlreiche andere Vereine, die sich die Pflege der Tonkunst zur Aufgabe gemacht haben, und die Mehrzahl derselben benutzt die Halle ebenfalls. Auch die Dirigenten und Organisten der anderen Musikvereine — der Händel- und Haydn-Gesellschaft („Handel and Haydn Society“), des Apollo-Klubs, der Orpheus-Gesellschaft 2c. — tragen zumeist

deutsche Namen. Wie gut, daß der Import deutscher Künstler bisher von dem amerikanischen Schutzzolltarif noch nicht betroffen worden ist, und daß sich zugleich auch bezüglich der Tonkunst in der Neuen Welt ein gutes Stück Gemeinwirthschaft geltend macht!

Was wir sonst noch zur Charakteristik des Bostoner Geschäftsviertels zu sagen haben, beschränkt sich auf wenige Worte. Das Trinkstuben-Viertel, von dem wir sprachen, trägt natürlich einen vorwiegend irischen Charakter. Ist doch Boston hinsichtlich der Herkunft seiner Bevölkerung fast in einem noch höheren Grade eine keltische als eine angelsächsische Stadt! In dem Wäscher-Viertel dagegen bemerken wir in großer Zahl bezopfte und breitnasige Söhne des Reiches der Mitte, die sich in dem Osten der Vereinigten Staaten und namentlich in dem human gesinnten Neuengland einer weitgehenderen Duldung zu erfreuen scheinen, als in dem Westen.

So wie sich die Bostoner Geschäftsstadt nach den Berufsklassen gliedert, gliedert sie sich — wieder ähnlich wie New-York — auch nach den Konsumenten, und insbesondere gehen in den Häusern gewisser Straßen beinahe ausschließlich Männer, in denen anderer Straßen dagegen beinahe ausschließlich Frauen aus und ein. Winter Street beispielsweise nennt der Bostoner Witz geradezu „the Ladies' Street“ — „die Damenstraße“ —, und in den Kaffeehäusern der genannten Straße sowie auch in denjenigen der benachbarten Straßen konnten wir häufig unter hundert Ice-Cream-Verzehrern nicht ein einziges männliches Antlitz gewahren. Das weibliche Geschlecht steht, geht, kauft und genießt auch in der neuengländischen Hauptstadt, und hier vielleicht noch mehr als anderswo in der Neuen Welt, sehr auf eigenen Füßen, wie man sieht.

Oeffentliche Bauten besitzt das Bostoner Geschäftsviertel nur wenige von höherer Stattlichkeit und Schönheit, und auch in dieser Beziehung weicht es also von dem Typus der anderen amerikanischen Städte nicht ab. Das riesige Hauptpost-Gebäude, das den eigentlichen Mittelpunkt der Unterstadt bildet, und das

von allen Geschäftsstuben aus in weniger als zehn Minuten erreicht werden kann, sieht auf seiner Stirnseite nicht übel aus, auf den übrigen Seiten ist es aber noch mehr als das New-Yorker in die Häusermasse hineingezwängt und unschön. Das Rathhaus, das an einer Verbindungsstraße zwischen Washington- und Tremont Street steht, ist ein hübscher Renaissance-Bau aus Concord-Granit, für eine Großstadt aber von merkwürdig geringen Dimensionen und zugleich auch von einer viel größeren Schlichtheit als die Hotels, die „Stores“ und die Versicherungsgebäude. Die Stadtverwaltung Bostons, die in der City Hall ihr Hauptquartier hat, erfreut sich indeß eines viel besseren Rufes als diejenige anderer amerikanischen Städte, und über Skandalgeschichten von der Art der New-Yorker scheint dieselbe erhaben zu sein.

Von älteren, einfacheren Bauten, die zur Zeit des amerikanischen Befreiungskrieges historisch denkwürdig geworden sind, erwähnen wir in der Bostoner Unterstadt noch die Faneuil Hall, deren Erdgeschoß dem prosaischen Zwecke eines Viktualienmarktes dient, die aber von den patriotischen Bostonern zugleich auch nicht ohne Grund mit dem poetischen Namen einer „Wiege der Freiheit“ bezeichnet wird, sowie neben dieser Halle die „Old Old South Church,“ die von der „New Old South Church“ in dem Bostoner Wohnviertel unterschieden werden muß, und in der unter anderem die berühmte Staatsaktion gegen die englischen Theekisten beschlossen wurde, während die englische Garnison die Kirche im Jahre 1775 als Reithaus benutzte.

20.

Die Vorstädte Bostons. Das Bostoner Westend. Institute der Kunst und Wissenschaft, Kirchen, Parks, Kirchhöfe und Denkmäler.

Von den peripherischen Stadtvierteln Bostons fungiren namentlich Charlestown und Süd-Boston, die auf weit vor-

springenden Halbinseln im Norden des Charles River und im Süden der South Bay erbaut sind, sowie Ost-Boston, das auf der nächsten und größten Küsteninsel steht, zum Theil noch als Succursalen des Geschäftsviertels, indem dieselben vor allen Dingen eine große Anzahl der Landungsbrücken und Docks sowie der Waaren-Niederlagen und Eisenbahnstationen enthalten. In Charlestown befindet sich beiläufig auch ein „United States Navy Yard", der einen ebenso harmlosen und friedfertigen Charakter trägt, wie der zu Brooklyn, und in dem wir trotz eifrigen Suchens nicht ein einziges Kriegsschiff zu entdecken vermochten.

Die Brücken, die von dem eigentlichen Boston nach Charlestown und nach Süd-Boston führen, sind ohne Ausnahme unschön und unbedeutend, und die rohe Regellosigkeit, mit der man sie über die genannten Wasserarme hinweggeworfen hat, steht augenscheinlich wieder in einem engen Zusammenhange mit dem wilden Konkurrenzkampfe, in dem die großen Verkehrsgesellschaften auch in Boston mit einander begriffen sind. Die Fähren, die den Verkehr mit Ost-Boston vermitteln, sehen dagegen ebenso vornehm und schmuck aus, wie in den anderen amerikanischen Wasserstädten.

Von den ferner gelegenen Inseln der Massachusetts-Bai hat jede ihre besondere Bestimmung. Governor's Island und Independence Island, vor dem Hafen, sowie George's Island, weiter draußen, tragen schwach armirte Forts zur Vertheidigung des Platzes gegen einen etwaigen Feind von der Seeseite her. Auf Deer Island befindet sich das große Zuchthaus sowie ein Armenhaus, auf Spectacle-Island die städtische Abdeckerei, auf Long Island eine Hauptstation der nordamerikanischen Wetterwarte, auf Lighthouse Island sowie auf einigen paläozoischen Schieferfelsbänken, von denen die Meeresbrandung den Glacialschutt der Linsenhügel gänzlich oder größtentheils hinweggewaschen hat, Leuchtthürme und Schiffahrtssignale zur Bezeichnung der engen und klippenreichen Einfahrt in die Bai.

Im übrigen kann man das peripherische Boston aber als die Wohnstadt bezeichnen, oder da man allen hervorragenderen Bauwerken sowie auch den breiten und geraden Straßen daselbst auf den ersten Blick den jugendlichen Ursprung ansieht, als die Neustadt. Die Bostoner selbst reden gemeinhin von einem „up-town“, geradeso wie die New-Yorker, obgleich der Baugrund der wichtigsten Quartiere — der zum guten Theile erst durch künstliche Trockenlegung gewisser innerer Verzweigungen der Massachusetts-Bai, namentlich der sogenannten Back Bay gewonnen worden ist — eigentlich niedriger liegt, als derjenige des centralen Boston. Euphemistisch nennt man die Hauptwohnviertel wohl auch das Bostoner „Westend“, und in der That stellen sich dieselben in ziemlich strenge Analogie zu ihrem englischen Vorbilde, nicht bloß hinsichtlich der Himmelsrichtung, nach der hin sie sich erstrecken, sondern auch hinsichtlich ihres gesammten Charakters. Die Gegend von Beacon Street, Common Wealth Avenue, Columbus Avenue 2c. namentlich lassen sich gar wohl mit der Gegend des Londoner Belgrave Square und Portland Place vergleichen, während das westliche Süd-Boston und die Gegend im Norden des Kapitols dagegen freilich mehr an die nördlichen und östlichen Stadttheile der Themsestadt erinnern. Aristokratie, Mittelstand und Proletariat lassen sich eben auch in Boston ziemlich scharf von einander unterscheiden, und gewisse Bostoner Tenementhäuser, in die wir gelegentlich einen Blick thun konnten, gaben an Armseligkeit und Schmutz denjenigen in der Nähe des New-Yorker East-River, sowie denjenigen in dem Londoner East-End nicht viel nach. Doch dessen thun wir hier nur nebenbei Erwähnung.

Ist Central- oder Alt-Boston in der Weise der Londoner City und der New-Yorker Unterstadt fast ausschließlich die Stätte des „business“ und des Gelderwerbes, so ist West- oder Neu-Boston in der Weise West-Londons und Mittel- und Ober-New-Yorks fast ebenso ausschließlich die Stätte

des mehr oder minder behaglichen Genießens und Geldverzehrens. Von jener fieberhaften Thätigkeit, von jenem Hasten und Rennen nach dem Dollar und von jenen bedenklichen Stauungen und Stockungen des Verkehrs, wie wir sie in dem Bostoner Geschäftsviertel beobachten konnten, ist in dem Bostoner Wohnviertel wenig oder nichts zu spüren. Alles und Jedes hat hinreichende Muße und hinreichenden Raum hier, und nur die Pferdebahnen fahren auf ihren freieren Geleisen in rascherem Tempo stadtein und stadtaus, am frühen Morgen die Männer, die in den Comptoirs zu thun haben, „down-town“ befördernd, in den späteren Tagesstunden dagegen die Frauen, die irgendwelches „shopping“ vornehmen wollen, und gegen Abend Alle wieder zur Dinner-Tafel nach Hause führend. Im übrigen bewegt sich das Leben und Treiben in dem Bostoner Westend vorwiegend auf den Trottoirs aus Ziegelsteinen — die eine viel bessere Pflege durch die Stadtverwaltung bekunden, als die New-Yorker —, und es findet seine Konzentrationspunkte in den städtischen und privaten Bildungsanstalten, in den Bibliotheken, in den Museen, in den Kirchen, in den Klubhäusern, in den Parks, in den Reitschulen, in den Skating Rings 2c. Es ist das gelehrte Boston, das ruhige Boston, das vergnügte Boston — das neuweltliche Athen —, in dem man sich hier befindet.

Die hauptsächlichsten der genannten Konzentrationspunkte des Bostoner Wohnstadtlebens, die der neuengländischen Kapitale vielfach zu höchster Ehre und Zierde gereichen, und die nach unserer Meinung ihrem eigentlichen Wesen zugleich in einem viel höheren Grade charakteristisch sind, als die Geschäftspaläste der inneren Stadt, lohnt es sich wohl etwas genauer ins Auge zu fassen.

Den ersten Platz unter denselben räumen wir dem Bostoner Polytechnikum — dem „Institute of Technology“ — ein, und zwar nicht bloß, weil wir mit den Leitern und Lehrern dieses Instituts zufällig in engere persönliche Beziehungen traten, sondern auch, weil der berühmte amerika=

nische Volkswirth, General Francis Amasa Walker, das Institut nach unserer Meinung zu einem wahren Musterinstitute seiner Kategorie gestaltet hat. Dem New-Yorker Columbia College könnte man vom europäischen Standpunkte aus füglich den Vorwurf machen, daß es in vielen Beziehungen eine unklare Zwitterstellung zwischen der polytechnischen Hochschule und der Universität einnehme, und daß es in seinem echt amerikanischen Bestreben etwas von Grund aus Neues darzustellen, nothwendigerweise experimentiren und mit manchem seiner Experimente verunglücken müsse. Das Bostoner „Institute of Technology" faßt seine Aufgabe klar und bestimmt nach der erstgenannten Richtung hin, und es entspricht auf diese Weise in seiner Organisation ziemlich genau dem deutschen Polytechnikum, und zwar dem deutschen Polytechnikum im größten Stile. Es will Berg- und Bau-Ingenieuren, Elektrotechnikern, Geodäten &c. die ihnen erforderliche wissenschaftliche Vorbildung geben, und es thut dies mit Hülfe von Methoden und von einem Lehrapparate, denen wir unsere Bewunderung zollen mußten. Ganz besonderen Respekt flößte uns die Bergbau-Abtheilung des Institutes ein, die unter der Leitung der — zum Theil in Freiberg und Klausthal geschulten — Professoren Richards, Niles und Crosby mit mächtigen Stampfwerken und Schmelzöfen und mit einer prächtigen geologisch-mineralogischen Sammlung operirt; sodann die Bau-Abtheilung, die an wahren Riesenbalken Versuche bezüglich der Festigkeit der Materialien anstellt, und aus der insbesondere eine große Anzahl der genialen amerikanischen Brückenbauten ihren Ursprung genommen haben; und endlich die geodätische Abtheilung, deren Schüler gerade eine ungemein sorgfältige Küsten- und Tiefenaufnahme der Massachussetts-Bai beendigt und kartographisch dargestellt hatten. In den großen chemischen und physikalischen Laboratorien sahen wir neben den männlichen Studenten auch eine Reihe von jungen Damen emsig mit Experimentiren beschäftigt, und auf Befragen erklärte man uns, daß das Zusammenstudiren der beiden

Geschlechter nicht zu den geringsten Unzuträglichkeiten führe. Wir gestehen, daß uns diese Erklärung beim Hinblick auf die Aeußerungen gewisser deutscher Universitäts-Professoren mit einer gewissen Beschämung erfüllte. Besucht ist das „Institute of Technology" gegenwärtig von 500 bis 600 jungen Leuten, und die Bedingungen, unter denen dieselben zu ihren Fachstudien zugelassen werden, sind im allgemeinen ähnliche wie bei unseren Polytechniken, nur verlangt man statt der Kenntniß zweier fremder Sprachen nur die Kenntniß einer (des Französischen). Als Annex der Anstalt ist eine Art Gewerbeschule zu betrachten, die unter derselben Oberleitung steht, die aber in anderen Baulichkeiten untergebracht ist. Das Hauptgebäude des Institutes, das auf Boylston Street steht, ist eins der schönsten, die Boston aufzuweisen hat, und dasselbe ist namentlich auch in einem sehr reinen und vornehm einfachen Stile gehalten. Bemerkenswerth dürfte es noch sein, daß das Institut nebst dem genannten und anderen Annexen nicht durch staatliche oder städtische, sondern durch private Mittel begründet worden ist. Die Freigebigkeit der amerikanischen Millionäre bewegt sich in der That vielfach in recht gesunden Bahnen.

Andere hervorragende Bildungsanstalten des Bostoner Westend sind die „Neue Englische Hoch- und Lateinschule", eine Art Realgymnasium, die „Chauncy-Hall-Schule", die „Hochschule für Mädchen", das „Neuengländische Konservatorium für Musik" 2c. Das Gebäude der erstgenannten Anstalt auf Dartmouth Street gilt für den größten und besteingerichteten Schulpalast der gesammten Neuen Welt und ist nach deutschem Plane ausgeführt. Der größte und besteingerichtete Schulpalast Amerika's zu sein, das will aber in dem für die Bildung seines heranwachsenden Geschlechts glühend begeisterten und obendrein auch sehr prunkliebenden Lande etwas sagen! Das Musik-Konservatorium, an dem gegen hundert Lehrer thätig sein sollen, ist ebenfalls in einem wahren Riesenbaue — einem ehemaligen Hotel, das als solches nicht

rentiren wollte — untergebracht, und auch von ihm dürfen wir natürlich ohne weiteres behaupten, daß es das erste Institut seiner Art in Amerika sei.

Oeffentliche Schulen überhaupt soll Boston etwa 550 besitzen, und dieselben sollen ein jährliches Budget von mehr als sieben Millionen Mark erfordern.

Aus der Zahl der Bostoner Bibliotheken — es mag deren etwa ein Dutzend größere geben — machen wir nähere Bekanntschaft mit zweien: mit der „Oeffentlichen Bibliothek" und der „Athenäums-Bibliothek", und verschiedene Einrichtungen in denselben dürften wir wohl den Büchereien des Heimathlandes, denen unseren Erfahrungen nach noch gar häufig ein Zopf aus alten, steifen, schwerfälligen Zeiten anhaftet, zur Nachahmung empfehlen. Wie praktisch zu rascher Orientirung ist in der „Boston Public Library" vor allen Dingen der Katalog eingerichtet! Und wie zweckmäßig ist derselbe bis auf die Novitäten des jüngsten Datums fortgeführt! Wie bequem ist sodann die Einsichtnahme in die laufende Zeitschriftenliteratur! Die Hauptschwäche, an denen die „Public Library" leidet, dürfte in den engen Räumen liegen, mit denen sie sich bis zur Fertigstellung ihres neuen Gebäudes zu begnügen hat. Wie manches andere Ding in Amerika, so ist eben auch die städtische Bibliothek Bostons überraschend schnell gewachsen, und zugleich hat auch ihre Benutzung unerwartet gewaltige Dimensionen angenommen, und so ist ihr das hübsche Haus am „Common" über Nacht zu klein geworden. Ihre Bücherzahl beträgt gegenwärtig bereits gegen 500000, und dieselbe ist also ungefähr ebenso groß, wie diejenige der Washingtoner Kongreßbibliothek. Während übrigens manche deutsche Bibliothekare ihren Stolz in alten Scharteken suchen, die oft absolut werthlos sind, scheint Herr M. Chamberlain, der ausgezeichnete Bibliothekar der „Oeffentlichen Bibliothek" zu Boston, in erster Linie darauf bedacht zu sein, daß der ihm unterstellten Sammlung keines der modernen „standard works" in denen sozu-

sagen die letzten Gipfelpunkte menschlichen Forschens liegen, mangelt. Auch bezüglich der deutschen Literatur in unserem Fache fanden wir die Bostoner Bibliothek auf das vortrefflichste ausgestattet, und wenn ihre Lesesäle nicht immer sehr ruhig waren, und wenn man in denselben eigentlich nicht gerade „vom Geiste in die Wüste geführt" wurde, so mußten wir dies eben mit der Enge der Räume entschuldigen. Viel ruhiger und hinsichtlich ihrer Besucher zugleich auch viel aristokratischer als die „Oeffentliche Bibliothek" fanden wir die „Athenäum-Bibliothek", die mit ihren 150000 Bänden das Eigenthum des Athenäum-Klubs und — horribile dictu — ein auf Aktien gegründetes Institut ist. Nur wenn man von einem Klubmitgliede, bezw. von einem Aktionär eingeführt ist, hat man das Recht, in ihr vornehmes Gebäude auf Beacon Street einzutreten, und aus ihren Regalen zu entnehmen, was einem beliebt. Ihre Lesesäle sind reich mit Marmorstatuen und anderen Kunstgegenständen geschmückt, und ihre Hülfsbibliothekare sind sammt und sonders Damen. Auch bei der Benutzung dieser Bibliothek kamen wir im allgemeinen recht gut auf unsere Rechnung, und bezüglich ihres Zeitschriften-Lesesaales hegten wir oft im stillen einen gewissen Neid. Werden ja doch bei uns daheim die fachlichen und allgemeinen Zeitschriften in der Regel in einem fest verschlossenen Schranke so lange wohl verwahrt, bis ihre Lektüre einem vollkommen überflüssig geworden ist. Daß es in Boston neben der Geldaristokratie auch eine wirkliche Geistesaristokratie gibt, kann man kaum irgendwo deutlicher sehen, als in dem Athenäum, und in dem Vorhandensein derselben liegt unseres Erachtens einer der gewichtigsten Unterschiede zwischen der Hauptstadt Neu-Englands und der „Empire City" am Hudson.

An der Ecke von Dartmouth Street und St. James Avenue, in unmittelbarer Nachbarschaft des „Institute of Technology", bemerken wir ein weiteres Wahrzeichen des neuweltlichen Athen: das „Boston Museum of Fine Arts", das

„Bostoner Museum der Schönen Künste.“ Es ist dies ein mit Basreliefs und englischen Terracotten reich verzierter Prachtbau aus rothem Ziegel, der schon jetzt, wo erst die eine Hälfte vollendet da steht, als der schönste und würdigste Kunsttempel Amerikas gelten darf. Die Sammlungen, die sein Inneres enthält, liegen freilich zunächst noch meist in den Windeln — wie die Kunst in Amerika ganz im allgemeinen —, wir dürfen nach dem Gesehenen aber nicht daran zweifeln, daß dieselben rasch sehr bedeutende werden werden. Hat die Kunst doch in Boston dieselben günstigen Vorbedingungen wie in New-York: den Reichthum und die Prachtliebe der Bevölkerung, und daneben noch eine andere, die in New-York nicht in diesem Umfange vorhanden ist: die hohe und allgemeine Bildung der Neuenglandstaaten. Auch den Umstand, daß die große nordamerikanische Republik in Neuengland eine stark aristokratische Färbung hat, dürfen wir dabei nicht vergessen. Aristokratische Republiken waren ja immer viel kunstsinniger als demokratische. An Gemälden sahen wir in Bostoner Privathäusern eigentlich viel bessere als in der Kunsthalle, an Skulpturen dagegen fanden wir mehrere Werke eines Crawford und eines Powers. Daß die genannten amerikanischen Künstler sich bei ihren Schöpfungen eng an europäische Muster halten — namentlich an Thorwaldsen — ist wohl begreiflich und verzeihlich, und wir sehen darin mindestens eine geringere Schwäche, als in der wüsten Originalitätshascherei der meisten amerikanischen Architekten.

Die naturhistorischen Sammlungen Bostons, die sich durch vorzügliche Ordnung nach entwickelungstheoretischen Prinzipien auszeichnen, finden sich in einem Seitengebäude des „Institute of Technology.“

Kirchen besaß Boston im Jahre 1883 nicht weniger als 233, und die meisten derselben finden sich natürlich ebenfalls in dem Wohnviertel. Ist ja doch das Geschäftsviertel bei der strengen neuengländischen Sonntagsfeier — die uns wieder auf Altengland zurückweist — an kirchlichen Feiertagen in

ähnlicher Weise ein menschenverlassener Stadttheil wie die Londoner City! Auch dem religiösen Leben der Bostoner Wohnstadt fehlt es also nicht an Mittelpunkten, und wenn man dasselbe einfach nach der Zahl der Gotteshäuser bemessen könnte, so käme Boston in dieser Beziehung zwölf bis fünfzehnmal höher zu stehen als Berlin. Glücklicherweise ist dies aber wohl eine falsche Logik, und viele von den 223 Kirchen sind überdies ebenso wie in anderen amerikanischen Städten winzige Miniaturtempel. Aus der Bizarrheit und Verschrobenheit des Baustils, in den die große Mehrzahl derselben aufgeführt worden ist, glaubten wir öfters die Bizarrheit und Verschrobenheit der Dogmen, die darin verkündigt werden, herausleuchten zu sehen. Auch in der neuengländischen Hauptstadt wimmelt es augenscheinlich von wunderlichen Heiligen, und das religiöse Leben der Amerikaner zeigt heute auch dort in einem noch viel höheren Grade Zerfahrenheit und krankhafte Auswüchse, als das politische. Außerdem macht sich die erwähnte Originalitätshascherei der amerikanischen Architektur natürlich im Kirchenbau am allerbreitesten.

Die größte und bedeutendste Kirche ist auch in Boston die in englischer Gothik ausgeführte römisch-katholische Kathedrale, die ein größeres Areal bedeckt als der Wiener Stephansdom und das Straßburger Münster, wenngleich sie sich sonst allerdings nicht neben diese prächtigen europäischen Kirchen stellen darf. Außer ihr gehören dem römischen Katholicismus, der auf dem starken irischen Bevölkerungselemente der Stadt fußt, noch 29 andere Kirchen, und darunter zählen mehrere — namentlich die Redemptoristenkirche der Boston Highlands und die Kirche der unbefleckten Empfängniß auf Harrison Avenue (eine Jesuitenkirche) — gleichfalls zu den stattlichsten, die Boston besitzt.

Für die schönste Kirche Bostons und zugleich für die schönste Kirche der gesammten Union — die römisch-katholische Kathedrale von New-York ausgenommen — gilt allgemein die Trinitatiskirche („Trinity Church"), auf dem Konvergenzpunkte

von Boylston Street und Huntington Avenue, die man nach ihrem berühmten Prediger häufig auch einfach „Brooks' Church" nennen hört. Alles in allem behagte uns der Anblick des Baues in der That immer recht wohl, und in jedem Falle sind wir der Ansicht, daß in ihr der Versuch, einen „eigenartigen amerikanischen Kirchenbaustil" zu erfinden, verhältnißmäßig am besten geglückt sein dürfte. Der kompakte Hauptthurm steht mit dem soliden Unterbaue in vortrefflicher Harmonie. Uebrigens aber ist derselbe merkwürdigerweise mehr eine Schöpfung der Noth gewesen, als eine Schöpfung des frei waltenden Genies. Gleich dem Kunst-Museum, dem „Institute of Technology" und anderen Glanzbauten des Bostoner Aristokratenviertels steht die Kirche nämlich auf dem durch Ausfüllung der Back Bay gewonnenen künstlichen Grunde, und da sich dieser Grund schon während der Ausführung des Baues in bedrohlicher Weise senkte, so sahen sich die Baumeister gezwungen, mit dem Thurme vielmehr in die Breite zu gehen, als in die Höhe. Die meisten Motive, welche die Komposition beherrschen, sind merkwürdigerweise, wie es auch bei dem „spezifisch amerikanischen Villenstile" der Fall ist, dem mittelalterlichen Burgbaue entnommen, und so stoßen wir auch bei dem konsequenten amerikanischen Kirchenbaustile auf die nicht zu umgehende Anlehnung an das alte Europa. Was die Worte des großen Redevirtuosen anbelangt, denen wir in der Kirche lauschten, so enthielten dieselben eigentlich weniger mittelalterlichen Wahn und mehr gesunden Verstand und Sinn, als wir in den meisten andern amerikanischen Kirchen zu hören bekamen.

Die „Neue Alte Süd-Kirche" („New Old South Church") — contradictiones in adjecto muß man im Yankeelande und in der Yankeesprache gewöhnt werden — ist eine andere Prachtkirche Bostons. Dieselbe zeigt uns aber das ganze seltsame Gemisch von Gothik, Byzantinerthum, Romantik und wer weiß was sonst noch, das wir an anderen amerikanischen Kirchen bemerken, und das uns im allgemeinen so unsym-

pathisch und unverdaulich ist. Wir stammen aber — das wolle man hierbei niemals vergessen — aus der pedantischen Alten Welt und sind in deren Anschauungen und Vorurtheilen großgewachsen.

Während dem katholischen Kultus, wie bereits erwähnt, im ganzen 30 Kirchen geweiht sind, so verfügt der Methodismus über 32, der Unitarismus über 30, der Trinitarismus über 29, der Baptismus über 27, der Episkopalismus über 23, der Universalismus über 11, der Unionismus über 9, der Mosaismus über 8 und der Lutheranismus über 5. Es sind dies wohl „isms" genug, aber es gibt deren in Boston noch erheblich mehr.

Was die Bostoner Klubhäuser betrifft, so sind dieselben in ihrem Aeußeren meist viel anspruchsloser und einfacher als die New-Yorker, in ihrem Innern mangelt es aber nicht im geringsten an dem berühmten amerikanischen Komfort, und in einigen derselben hat man bei der Einrichtung namentlich auch sehr sorgsam auf die darin aus- und eingehenden Ladies Bedacht genommen. Die namhaftesten sind das Haus des Somerset-Klubs, dasjenige des Union-Klubs und dasjenige des St. Botolph-Klubs. Den gewaltigen Palästen, die der Freimaurer-Orden und der Orden der Odd Fellows ihr eigen nennen, vermögen wir keinen Geschmack abzugewinnen. Es sind Gebäude von der bekannten New-Yorker Art.

Der städtische Park — der sogenannte „Common" nebst dem „Public Garden" — ist nur klein, und derselbe nimmt sich neben den „Mammuth-Parks" anderer amerikanischer Städte fast ärmlich aus, aber er ist vorzüglich gelegen, so daß man ihn auf seinen Wegen beständig kreuzen muß, und er erfüllt dadurch seinen Zweck viel besser als jene, wie er denn auch ohne Zweifel der populärste der amerikanischen Parks ist. Der eigentliche „Common" namentlich, der seinen Namen sehr in der That führt, und dessen ungepflegter Rasen und Baumschatten völlig freigegeben ist, ist ein wahrer Volkstummelplatz, während der daran anstoßende „Oeffentliche Garten"

mit seinen Blumenbeeten und künstlichen Gruppen bloß zum Promeniren auf gebahnten Pfaden — im Winter auf Bretterpfaden, des „sticky soil“ wegen — und zum Anschauen da ist. Ob nicht auch bei uns in Deutschland vollkommen freigegebene Parks oder Parkdistrikte, in denen sich Groß und Klein nach Belieben tummeln darf, und in denen es nicht bei hoher Geld- oder Gefängnißstrafe verboten ist, den Rasen niederzutreten und niederzusitzen, angezeigt sein würden? Würden dieselben nicht vielleicht eine Kleinigkeit dazu beitragen können, der sozialen Frage ihre Schärfe zu nehmen? Und hat nicht der Arme im Grunde genommen doch etwas mehr Anrecht auf den Gemeindebesitz, als wir ihm im allgemeinen bewilligen? Die „Aldermen“ und Kunstgärtner schnüren unsere Parks zu sehr in spanische Stiefel ein, und uns Parkbesucher mit den Parks! Zum Ansehen sind die letzteren ja sehr schön, aber zum Ansehen allein sind die „Commons“ eben nicht da.

Um außer dem genannten Stadtparke auch noch einen größeren und weit draußen vor der Stadt gelegenen Park zu besitzen, so wie Chicago und Buffalo, haben die Bostoner unlängst den Beschluß gefaßt, den Franklin-Park anzulegen. Die Ausführung des Beschlusses hat aber noch kaum begonnen.

Was den Bostonern bisher die äußeren Parks ersetzen mußte und ihnen zu ihren Vergnügungsfahrten diente, das waren geradeso wie in New-York und in anderen amerikanischen Städten die großen Friedhöfe: Mount Auburn und Forest Hill Cemetery. Und wo in der Welt kann es schönere, weitere und mit mehr Raffinement angelegte Lustgärten geben? Wir erinnern in dieser Beziehung an das, was wir über Greenwood Cemetery gesagt haben. Nach Tod und Trauer sieht es auch auf den Bostoner Friedhöfen nur so lange aus, als eine offene Grube vorhanden ist und ein Sarg in dieselbe hineingesenkt wird. Dann lacht Alles rund umher, und auch den Leidtragenden muß wohl ihr Leid vergehen. Forest Hill Cemetery insbesondere, mit seinen Schwanen- und Gondelteichen, mit seinen künstlichen Felsgrotten und Springbrunnen

und mit seinen Teppich-Blumenbeeten und Gesträuch-Gruppen, steht in dem schärfsten Kontraste zu dem deutschen Gottesacker, den man sich denken kann, und die Art und Weise, in der man daselbst den Ernst des Todes durch Tändeleien und Spielereien zu maskiren sucht, wollte uns vielfach geradezu als frivol erscheinen. Auf Mount Auburn, der genau wie Greenwood Cemetery ein förmliches kleines Gebirge aus „lenticular hills" einnimmt, sieht es nur um ein Geringes mehr aus wie in einer Todtenstadt. Zwar Grabhügel gibt es auch da nicht, denn das deutsche Bevölkerungselement steht bekanntlich in Boston und Neuengland gänzlich in dem Hintergrunde, aber die Denksteine und Kreuze stehen dichter bei einander, und auf einer Anzahl derselben lesen wir hochberühmte amerikanische Namen. Es kommt dabei wieder einmal zur Geltung, daß Boston die historische Stadt der Neuen Welt ist, und daß die Entwicklung der amerikanischen Kultur und des amerikanischen Staatswesens in der Hauptstadt Neuenglands ihren eigentlichen Brennpunkt gehabt hat. Namentlich das Denkmal der im Bürgerkriege gefallenen Kämpfer, das auf einem Hügel nahe dem Eingange steht, ist im Stande, von vornherein einen gewissen Ernst in uns zu wecken. Dasselbe besteht aus einer riesenhaften Sphinx, deren Sockel die Inschrift trägt: „America conservata, Africa liberata, Populo magno assurgente, Heroum sanguine fuso, Jacob Bigelow statuit et dedicavit." Uebrigens sind die parkähnlichen Bostoner Gottesäcker ähnlich wie die Athenaeums-Bibliothek und ähnlich wie zahllose andere öffentliche Institutionen in Amerika — wieder horribile dictu — Gründungen auf Aktien und von monopolisirten Gesellschaften geschaffen und unterhalten. Die Konkurrenz dieser Gesellschaften erklärt wohl auch zum Theil das Raffinement und die Frivolität der Anlagen.

Daß Boston die historische amerikanische Stadt ist, kommt natürlich auch innerhalb seiner Mauern in einer größeren Reihe von Monumenten zur Geltung, wir wissen aber kaum von einem etwas Besonderes zu rühmen. Das Krieger-Denk-

mal im „Common“ ist ganz hübsch, aber sehr schlicht bürgerlich, und dasselbe entbehrt den Schwung, welchen wir in Deutschland an Krieger-Denkmalen zu sehen gewohnt sind, vollkommen. Das Bunkerhill-Monument aber, das mehr nach dem Muster eines großen Fabrikschornsteins als nach dem Muster eines ägyptischen Monolithen aus Granit aufgeführt worden ist, bezeichnet nach unserer Meinung genau wie das Nationaldenkmal zu Washington eine arge Verirrung des amerikanischen Geschmackes. An einigen der Bostoner Monumente, wie z. B. an der Lincoln-Statue, beobachteten wir wieder, wie dieselben durch ihre Aufschriften gleichzeitig dem betreffenden großen Manne und dem betreffenden Denkmal-Errichter — welch letzterer natürlich immer die erforderlichen Dollars besitzt — zum ewigen Gedächtnisse dienen.

Bezüglich der Belustigungen der Bostoner Westend-Bewohner gilt in vielen Beziehungen das „Tout comme chez nous!“ Nur reitet man viel weniger als in anderen Großstädten, weil es fast nirgends geeignete Wege dazu gibt — sie sind wie in Newton entweder zu hart oder zu „sticky“, je nach dem Wetter —, und in den Reitschulen galoppirt man nach der Musik nicht auf ebener Erde, sondern in erster oder zweiter Etage, so daß wir zuweilen die Befürchtung hegten, der Bau könne einmal unter den kühnen Sportsmännern und Sportsdamen zusammenbrechen.

21.

Die Harvard-Universität und das Wellesley-College. Concord und sein Philosophenkongreß. Bostoner Irrenanstalten und Hospitäler. Das Bostoner Wohnhaus.

Wer Boston in seiner Eigenschaft als neuweltliches Athen, in dem die junge amerikanische Kultur ihre höchsten Blüthen getrieben hat, voll würdigen will, der darf unter keiner Bedingung versäumen, auch jene großen Institutionen in den

Kreis seiner Betrachtungen zu ziehen, die sich in noch größerer Ferne als die Bildungsanstalten des Bostoner Westend von dem Lärme der Geschäftsstadt abseits halten, um in ländlicher Stille und Abgeschiedenheit Wissenschaft und Kunst zu pflegen und rein geistigen Interessen zu dienen. Daheim in Deutschland sind wir es ja wohl gewöhnt, berühmte Pflegstätten reiner Wissenschaft und reiner Kunst auch inmitten des buntesten großstädtischen Getriebes gedeihen zu sehen, in Amerika muß man dies bei der viel größeren Intensität und Leidenschaftlichkeit des dortigen Geschäftslebens im allgemeinen für ein Ding der Unmöglichkeit halten. Die wirthschaftlichen und materiellen Interessen überwuchern dort in den großstädtischen Geschäftsvierteln die geistigen völlig, und wenn die Musen überhaupt in diesen Vierteln erscheinen, so erscheinen sie höchstens als dienende Mägde. Wir weisen da beispielsweise nur auf das zurück, was wir zur Charakteristik der Bostoner Schauspiel- und Opernhäuser sagen mußten.

Lenken wir also unsere Schritte oder unsern Horsecar zuerst nordwestwärts, über den Charles River hinüber, und statten wir dem Bostoner Vororte Cambridge, der auf einem ähnlichen und nur etwas flacheren Terrain wie Newton liegt, einen Besuch ab. Dort befindet sich, wie man weiß, die älteste und namhafteste der amerikanischen Universitäten, von der kein echter Bostoner anders als mit Stolz reden wird, und da wir Einführungsbriefe an mehrere Lehrer derselben bei uns führen, so sind wir sicher, demselben Maße von Gastfreundschaft und Entgegenkommen in ihr zu begegnen, wie es uns anderweit in dem gastlichen Lande zutheil geworden ist.

Unsere Pferdebahn hält an dem Harvard Square, dem Mittelpunkte von Cambridge, wir kreuzen die Straße, und wir befinden uns unmittelbar auf den Gründen der „Harvard University," die im ganzen die stattliche Fläche von sechzig amerikanischen Acres einnehmen. Indem wir unseren Blick über die grünen Rasenplätze und über die alten Ulmenbäume, welche dieselben beschatten, schweifen lassen, und indem wir sodann die mächtigen

Bauten mustern, die in dieses Rasen- und Baumgrün hineingestellt worden sind, sagen wir uns, daß dies allerdings eine Stätte ist, wie sie sich eine Hochschule nur wünschen kann. Ob wohl in den Schattengängen des Lyceums, in dem Aristoteles seine Weltweisheit predigte, eine höhere Weihe gelegen haben mag? Wir gestehen, daß wir das, was die Yankee-Kultur an dieser Stelle geschaffen hat, mit einer gewissen Ehrfurcht betrachteten. Da mag man noch den alten Gemeinplatz wiederholen, daß die Amerikaner keine Ideale haben! Dem Stile der Hauptgebäude sieht man ja zum Theil dasselbe Tasten und Experimentiren und dieselbe Sucht nach dem Neuen, Ungesehenen und Originellen an, wie wir sie an der Mehrzahl der anderen amerikanischen Gebäude beobachtet haben. Aber in etwas muß sich die Jugend und Unfertigkeit der amerikanischen Kultur natürlich auch in der äußeren Gewandung der vornehmsten amerikanischen Hochschule kundgeben. Im klassischen Griechenland sind wir eben auch in Cambridge nicht. Die große Gedächtnißhalle — „Memorial Hall" — die man zu Ehren der im Bürgerkriege gefallenen Studenten errichtet hat, und die außer ihrem mit Inschriften verzierten Centralraume namentlich noch einen großen Speisesaal und einen Musiksaal enthält, dürfte in ihrer Bauart am meisten der englischen Geschmacksrichtung entsprechen; und ebenso auch das neue Gebäude der juristischen Fakultät, das Bibliothekgebäude, das sogenannte „Gymnasium" (die Turnhalle), die Kapelle 2c. Die meisten und größten der Bauten sind auch wie in dem englischen Oxford und Cambridge Logirhäuser für die Studierenden, in denen dieselben je nach ihren Ansprüchen und Geldmitteln größere oder kleinere und mehr oder minder bequem eingerichtete Zimmer zugewiesen bekommen — moderne Klöster ohne Entsagung und Kasteiung. Auf einem der Rasenplätze gewahren wir die Bronzestatue des Mannes, der die Universität im Jahre 1638 — nur acht Jahre nach der Gründung Bostons — ins Leben gerufen hat, und von dem

sie daher ihren Namen führt: des englischen Geistlichen John Harvard.

Daß die innere Organisation der Harvard-Universität derjenigen der englischen Universitäten viel verwandter und ähnlicher ist als derjenigen der deutschen, ist aus ihrem Ursprunge begreiflich. Ihre unteren Klassen — die Klassen der „freshmen," der „sophomores" und der „juniors" — müssen bei der Jugend sowie bei der mangelhaften Vorbereitung, mit der die Studierenden zugelassen werden, die Mittel- und Oberklassen unserer Gymnasien und Realgymnasien ersetzen, und nur ihre oberen Klassen — die Klassen der „seniors" und „undergraduates" — können mit unseren deutschen Studenten in Parallele gestellt werden. Von der absoluten Hörfreiheit der deutschen Hochschule ist keine Rede, sondern fast in allen Stücken herrscht die weitgehendste Bevormundung, und das muß uns in einem Lande, in dem man im übrigen das menschliche Freiheitsideal so konsequent und rücksichtslos zu verwirklichen sucht, gewiß sehr seltsam berühren. Gewisse dumme Streiche, welche die Studierenden begehen — zur Zeit unserer Besuche in Cambridge bepinselten sie z. B. die Statue Harvards mit schwarzer Farbe, weil dieselbe ihnen so besser gefiel — stellen die Harvard-Universität wohl ebenfalls unter das Niveau der unserigen. Die alltägliche Morgenandacht aber, zu der sich die Schüler in der Universitätskapelle versammeln, und bei der auch die jüngeren Docenten zu erscheinen verpflichtet sind, weist nicht bloß auf den geistlichen Ursprung des Instituts hin, sondern auch auf den Einfluß und die Herrschaft, die sich die Kirche auch bezüglich des höchsten Bildungswesens in der Neuen Welt bis auf den heutigen Tag zu bewahren verstanden hat. In England ist dies Alles bekanntlich auch nicht viel anders. Wie auf den englischen Universitäten, so spielen übrigens auch auf der amerikanischen Harvard-Universität die Leibesübungen in dem „Gymnasium" und auf den „Lawn Tennis Grounds" eine sehr hervorragende Rolle.

Soviel wir bei unserer Besichtigung der Harvard-Ein-

richtungen und bei unserem Umgange mit den Harvard-Professoren wahrnehmen konnten, ist aber eine Umgestaltung der Universität im deutschen Sinne im Anzuge, und namentlich der gegenwärtige Präsident des Instituts, Charles W. Eliot, scheint uns in dieser Richtung sehr entschiedene Schritte zu thun. Das von demselben eingeführte allgemeine Optionssystem nähert sich der deutschen Hörfreiheit wenigstens theilweise. Eine Anzahl hervorragender Professoren sind deutscher Nationalität, eine Anzahl anderer haben in Deutschland ihre Studien gemacht, und diese letzteren hörten wir gelegentlich von ihren ehemaligen Leipziger oder Heidelberger Lehrern sowie von dem Leipziger und Heidelberger Burschenleben sehr begeistert schwärmen sowie auch höchst ketzerische Meinungen bezüglich der Vortrefflichkeit verschiedener Harvard-Einrichtungen und Harvard-Gebräuche äußern. Aus den Fesseln strenger Konfessionalität, in der die Universität einst befangen war, ist dieselbe schon seit längerer Zeit befreit, und seitdem ist es mit ihrer Entwickelung rasch weiter und weiter vorwärts gegangen. Die theologische Fakultät (die „Divinity School") nimmt allerdings auch gegenwärtig noch eine sehr maßgebende Stellung ein, aber neben derselben hat sich neuerdings auch die naturwissenschaftliche Fakultät gewaltigen Raum geschaffen, und das, wodurch die Universität augenblicklich am allermeisten glänzt, sind ohne Zweifel ihre großen zoologischen, paläontologischen, botanischen, archäologischen und ethnologischen Sammlungen, ihre Laboratorien, ihre naturwissenschaftlichen Publikationen und die Namen eines Louis Agassiz, eines Asa Gray, eines J. D. Whitney, eines N. P. Scudder &c. Daß in dem großartig angelegten Agassiz-Museum ebenso wie in dem Peabody-Museum zunächst noch mancherlei weiter auszugestalten übrig geblieben, ist selbstverständlich. Aber man arbeitet mit echt amerikanischer Energie an der Ausfüllung aller Lücken. Der Universitätsbibliothek, die etwa 200000 Bände zählt, müssen wir auf Grund unserer

Erfahrungen ein ähnliches Lob spenden, wie den erwähnten Bostoner Bibliotheken.

Auch die Harvard-Universität genießt keine eigentliche Staatshülfe, und wenn dieselbe es trotzdem in dem Verlaufe der 250 Jahre, die gegenwärtig hinter ihr liegen, zu dem stattlichen Vermögen von 30 Millionen Mark gebracht hat und über ein Jahresbudget von $2^1/_2$ Millionen Mark verfügt, so legt dies wieder einmal von der Munificenz der großen amerikanischen Geldleute ein glänzendes Zeugniß ab. Die geistige Kraft des amerikanischen Volkes, die sich im allgemeinen so arg zersplittert, erscheint an dieser Stelle thatsächlich einmal in einem hohen Grade konzentrirt. Der Lehrkörper der Universität besteht augenblicklich aus etwa 160 Professoren und Docenten („professors", „assistants" und „instructors"), und die Zahl der Studenten schwankt zwischen 1200 und 1400. Als wichtige Dependenz der Universität haben wir das Bussey-Institut zu Roxbury, eine Art landwirthschaftliche Hochschule, zu bezeichnen, dessen junges Arboretum und dessen Versuchsgärten und Versuchsfelder nach seiner Vollendung nicht weniger als 360 Acres einnehmen werden.

Was wir in Cambridge außer der Harvard-Universität namentlich noch in Augenschein nehmen, das sind die ehemaligen Wohnhäuser der amerikanischen Dichter Longfellow, Hawthorn und Lowell. Auch der Poesie hat sich ja die baum- und gartenreiche Villenvorstadt Bostons ganz besonders hold erwiesen. Man kann den betreffenden Häuschen übrigens ansehen, daß die amerikanischen Poeten sich eines viel besseren materiellen Wohlstandes erfreut haben, als es bei den deutschen Poeten der Fall zu sein pflegt. Außerdem zeigen uns unsere Freunde natürlich auch noch die „Washington-Ulme" nahe den Universitätsgründen, unter welcher der große amerikanische Freiheitsheld seiner Zeit den Oberbefehl über die amerikanischen Truppen übernahm.

Nach einem anderen äußeren Vororte Bostons haben wir uns aber noch zu begeben, wenn wir nicht etwas sehr Wesentliches bei unserer Charakteristik der neu-engländischen Hauptstadt außer Acht lassen wollen. Wir meinen das Dorf Wellesley, das über Newton hinaus an der Boston-Albany-Bahn liegt, und dessen Name durch Neu-England fast ebenso hoch erklingt, wie der Name Cambridge, wenn nicht etwa gar noch höher. Es befindet sich dort in überaus lieblicher Hügelgegend das berühmte Wellesley College, das der Bostoner Advokat Durand gestiftet hat, und das als die erste und vornehmste aller amerikanischen Frauen-Hochschulen gelten muß — als das „weibliche Harvard", wie wir zuweilen sagen hörten. Die „grounds", inmitten welcher die Gebäude dieses College stehen, dehnen sich über nicht weniger als 300 Acres aus, und der Park, der sie zunächst umgibt, ist ohne Zweifel einer der schönsten und freundlichsten, die man in Amerika findet. Was aber die Bauten selbst betrifft und insbesondere den 475 Fuß langen und fünfstöckigen Hauptbau hart an dem Ufer des baumumkränzten Waban-Sees, so stellen dieselben an Glanz und Stattlichkeit die Bauten von Harvard ebenso wie die Bauten jeder anderen Universität der Alten und Neuen Welt weit in den Schatten. Das amerikanische „Ehret die Frauen!" erhielt an dieser Stelle seinen stolzesten Ausdruck, wie es uns dünkt.

Was sehen wir aber in dem Inneren des College-Baues? Vor dem Säulen-Portale vorgefahren, werden wir von einer älteren Dame nach unserem Begehr gefragt, und unser Wunsch, die Einrichtungen der berühmten Frauen-Hochschule in Augenschein nehmen zu dürfen, wird uns auf das zuvorkommendste gewährt. Wir werden in ein kleines Wartezimmer gewiesen, dasselbe ist mit prächtig geschnitzten Möbeln und mit Stahlstich-Reproduktionen der großen Kulturgeschichtsgemälde Kaulbachs in dem Berliner Museum elegant dekorirt. Alsbald erscheint eine hübsche junge Dame in der einfachen Hauskleidung der Studentinnen und stellt sich uns als die „dame

du jour“ vor, welche den Auftrag hat, uns als Führerin zu dienen. Nun geht die Wanderung durch die weite Treppenhalle. In ihr prangen schöne Gruppen von Blattpflanzen und Palmen, und an ihren Wänden hängen große Oelgemälde in Goldrahmen. Eins der letzteren stellt den Felsen und die Meerstraße von Gibraltar dar, ein anderes den Vesuv und den Golf von Neapel, ein drittes, das uns an dieser Stelle ein verstohlenes Lächeln abnöthigt, das Schreiben eines Liebesbriefes — „Love's Secretary“. Die Flurgänge der oberen Stockwerke finden wir mit zahlreichen Stahlstichen geschmückt, mit Rafael'schen Madonnen, mit Bildnissen berühmter Dichter und Tonsetzer, mit Darstellungen aus dem Nibelungenliede 2c. Die Glocke, welche die Hausgenossen zu den gemeinsamen Mahlzeiten zusammenruft — die in keinem amerikanischen Hause fehlende „dinner bell“ — entstammt, wie uns unsere Führerin versichert, einem buddhistischen Tempel. Die kleinen Wohnzimmer der Studentinnen sind ziemlich uniform, aber keineswegs nonnenklosterhaft einfach möblirt. Die Hörsäle sind nicht anders als in anderen amerikanischen Schulen. Da gerade Ferien sind, so können wir leider keiner Vorlesung beiwohnen, sondern wir müssen uns damit begnügen, eine Anzahl der jungen Damen, die in der Anstalt zurückgeblieben sind, in Schaukelstühlen und Hängematten unter den Bäumen am See, sowie an den Pulten des geräumigen Bibliothek-Lesesaales eifrig lesen und studieren zu sehen. In der Bibliothek, die etwa 30000 Bände enthält, scheint man ein besonderes Gewicht auf die theologische Literatur sowie auf Autographen zu legen, und dem strengen Auge eines deutschen Gelehrten dürften darin die Spuren eines gewissen Dilettantismus schwerlich entgehen. In den Laboratorien kann man eine ganze Armee von Mikroskopen in Reih und Glied aufgestellt sehen, und in der Musikhalle eine eben solche Armee von Flügeln und Pianinos, und man muß dabei wohl zu der Einsicht kommen, daß man auch in Wellesley mit sehr imposanten Mitteln arbeitet. Ueber die Ziele, die man

in dem Institute verfolgt und erreicht, konnten wir uns nur durch den gedruckten Lehrplan und Lehrbericht, sowie durch die Unterhaltung mit unserer freundlichen Führerin und mit anderen Eingeweihten belehren. Im allgemeinen dürften dieselben in der klassischen Abtheilung des College den Zielen eines deutschen Gymnasiums, in der realistischen Abtheilung desselben dagegen denjenigen eines deutschen Realgymnasiums entsprechen.

In der ersteren liest man Livius, Tacitus, Plautus, Plinius, Juvenal, Homer, Herodot, Thukydides, Euripides, Sophokles, Plato 2c., und in der letzteren mikroskopirt man nach Rosenbusch und Zirkel an Gesteinsdünnschliffen, nach anderen Autoritäten an Pflanzenpräparaten 2c. Die Mehrzahl der jungen Damen wendet sich nach Beendigung der Kurse dem Lehrfache zu, einige werden Missionäre, und einige treten noch in die höheren Klassen der Harvard = Universität ein, um daselbst Medizin, Jurisprudenz, Theologie, Linguistik oder irgend etwas anderes zu studieren. Weiblichen Aerzten in wunderlicher Doktorentracht — alterthümlicher Halb=Mannestracht — begegnet man ja in Neu=England nicht selten, und ebenso kann man daselbst auch gelegentlich einen weiblichen Advokaten plaidiren oder einen weiblichen „Reverend" predigen hören. Die Zahl der weiblichen Professoren und Instruktoren an dem Wellesley College beläuft sich auf sechzig, die Zahl der Schülerinnen auf ziemlich fünfhundert. Das Durchschnittsalter der letzteren ist zwanzig Jahre, und der Gesundheitszustand derselben soll sehr befriedigend sein, was sonst von den neu=engländischen Frauen kaum behauptet werden kann. „Gute Gesundheit" ist freilich auch eine der Hauptaufnahmebedingungen.

Auf das stille Dörfchen Concord, das man nicht mit der gleichnamigen Hauptstadt von New = Hampshire verwechseln darf, und in dem gelehrte Männer und Frauen alljährlich einen philosophischen Kongreß abhalten, um in den Fußstapfen

Emersons eine amerikanische Philosophenschule zu begründen, weisen wir nur beiläufig hin.

Ebenso beiläufig gedenken wir auch der großen Irrenanstalt von Somerville, die so manches Opfer der Ueberspannung weiblicher und männlicher Nerventhätigkeit enthält, und angesichts deren uns das Wort eines alten Südstaatlers über die Neu-Engländer niemals aus dem Sinne kommen wollte: „They tax the brain too high". Die mächtigen Irrenpaläste, die uns in den neuweltlichen Landschaftsbildern ganz im allgemeinen, namentlich aber in den neu-engländischen Landschaftsbildern, so sehr als die dominirenden Bauten in die Augen leuchten, sind ja wohl einerseits geradeso wie die großen Schulpaläste Zeugen von einem gewaltigen Wohlstande und von einer weitgehenden Hochherzigkeit ihrer Begründer, andrerseits haben wir dieselben aber doch wohl auch als Zeugen davon anzusehen, daß ein furchtbares Uebel den amerikanischen Volkskörper — und speziell den neu-engländischen — bedroht und verheert. Und dabei muß man bedenken, daß es im allgemeinen sehr rüstige und kraftvolle Menschen sind, die in der Neuen Welt einwandern, um die latenten Hülfsquellen und die junge Kultur derselben zu vollerer Entfaltung bringen zu helfen. Man hat die Krankheit also entschieden zum größeren Theile auf Rechnung endemischer Einflüsse zu setzen.

Oeffentliche Wohlthätigkeitsanstalten, die dazu bestimmt sind, die verschiedenen physischen oder geistigen Krankheiten des Volkskörpers zu heben, könnten wir in den Vorstadttheilen Bostons noch in großer Zahl namhaft machen, und die meisten derselben — wie das „Allgemeine Hospital", das „Städtische Hospital", das „Carney-Hospital", das Heim für Schwindsüchtige", das „Süd-Bostoner Irrenhaus", das Roxbury'sche „Asyl für Nervenkranke" 2c. — wirken in der angegebenen Richtung ohne Zweifel ebenso erfolgreich wie energisch. Statt uns eingehender mit diesen Anstalten zu beschäftigen, werfen wir aber, ehe wir von Boston Abschied nehmen, noch einen

flüchtigen Blick auf das Bostoner Wohnhaus, das doch schließlich als die Hauptsache in der Bostoner Wohnstadt gelten muß. Ein Durchschnittsbild desselben zu entwerfen, dürfte aber um so leichter sein, als das Bostoner Haus im allgemeinen einen sehr bestimmten Typus trägt, und als hinsichtlich der Bauart und Einrichtung desselben durch das ganze Westend eine gewisse Gleichförmigkeit herrscht. Das gute Bostoner Haus kann übrigens nach unserer Meinung zugleich auch als das gute amerikanische Haus ganz im allgemeinen gelten. In New-York und in Chicago stoßen wir aus leicht ersichtlichen Gründen viel häufiger auf Erscheinungen in den Häusern, die wir unamerikanisch nennen müssen, und Bostons Einfluß auf das amerikanische Gesellschaftsleben ist noch immer groß genug, als daß nicht alles Wesentliche von dem, was es in der „Kunst zu leben" erreicht hat, auch in anderen amerikanischen Städten zur Geltung kommen sollte.

Aeußerlich erscheint das Bostoner Wohnhaus ebenso wie das Bostoner Klubhaus im allgemeinen viel schlichter und anspruchsloser wie das New-Yorker, was vielleicht zum Theil durch das Zurücktreten der Sandsteinfassaden und Sandsteinfreitreppen sowie durch den vorherrschenden reinen Ziegelbau erklärt werden muß. Und obgleich neuerdings auch in Boston eine große Anzahl riesiger Apartment-Häuser entstanden sind, in denen mehrere Dutzend Familien über und neben einander wohnen, so ist das altenglische Prinzip des Ein-Familienhauses daselbst zunächst noch viel reiner gewahrt als in New-York. Namentlich in Beacon Street, Commonwealth Avenue, Columbus Avenue rc. findet man nur ausnahmsweise mehrere Familien unter demselben Dache.

Im Inneren bietet das Bostoner Haus natürlich ebenfalls eine ganze Reihe von Anklängen an das englische Haus, nur ist das Raffinement darin im allgemeinen ein größeres, und man ist auch in der Regel bei seiner Ausstattung in amerikanischer Weise sehr auf den Prunk bedacht gewesen. Wie an der Hausthür so fehlen auch in den einzelnen Zim-

mern nirgends die elektrischen Klingeln für die Bedienung. Der Frau vom Hause, oder — wie man wohl lieber sagen sollte, da die deutsche „Hausfrau“ in Neu-England nicht existirt — der Dame vom Hause steht eine Telephonleitung zur Verfügung, vermittelst deren sie ihre Bestellungen bei dem Bäcker und „Grocer“ sowie bei der Putzmacherin machen oder eventuell von ihrem Gatten down-town einen Check requiriren kann. Die Zimmer sind durch eine Central-heizung auch in den rauhesten Wintertagen behaglich warm. In der Küche bereitet man die Speisen, um Kohlenstaub und Ruß zu vermeiden, auf sinnreich konstruirten Gasöfen und Gasherden. In dem Badestübchen findet man außer dem sauberen Bassin und außer der kalten und warmen Wasserzufuhr auch ein paar Turnapparate zur Zimmergymnastik. Die Korridore und Treppen sind ebenso wie die Zimmer mit dicken Teppichen ausgelegt. Die Ausstattung des „Parlour“ ist kostbar und elegant, aber auch zugleich behaglich und bequem. Im Musikzimmer daneben prangt ein Steinweg'scher Flügel. An den Wänden hängen aus Frankreich, Deutschland oder Belgien importirte Oelgemälde oder von Bostoner Künstlerinnen hergestellte „Watercolours“, auf den Tischen liegen Prachtwerke und Prachtalbums, und wohin man sonst blickt, offenbart sich sowohl Reichthum als auch guter Geschmack. Von der amerikanischen Kunstindustrie bekommt man in dem Bostoner Hause eine hohe Meinung.

Was die Hausbewohner angeht, so kommen unter denselben tagsüber natürlich nur die Frauen und Kinder in Betracht, denn die Männer sind fast ausnahmslos in irgend einer Weise „down-town“ beschäftigt. Daß die Frau in Boston geistig sehr hoch steht und in der Unterhaltung jederzeit einen guten Theil der neu-engländischen Bildung zur Disposition hat, haben wir nicht nöthig besonders zu betonen; vielleicht auch nicht, daß sie sich eifrig und mit Glück bemüht, in ihrer äußeren Erscheinung das neuweltliche Frauen-Ideal so viel als möglich zu verwirklichen. Toilettenkünste spart sie

nicht an sich, aber sie hütet sich vor Ueberladung mit Schmuck, und Alles an ihr hat „style". Häufig ist ihr Haar grau oder weiß, wenn sie erst dreißig Jahre zählt, aber ihr Auge leuchtet bis ins hohe Alter hinein lebhaft und jugendlich. Die Kinder sind frühreif, selbstbewußt und selbständig, und sie erheben den Anspruch an uns, wie Erwachsene behandelt zu werden, so wie es dem amerikanischen Schnellleben entspricht. Bei den Mädchen ist die Frau Mama augenscheinlich auch sehr darauf bedacht, daß sie in erster Linie schön erscheinen. Was wir der Bostoner Frau, so wie wir sie kennen gelernt haben, besonders hoch anrechnen, ist aber: daß sie ihrem Manne, sobald er am Abend von seinem Tagewerke nach Hause zurückkehrt, eine wirkliche Stätte des Friedens und Behagens zu bereiten versteht. Der Begriff Gemüthlichkeit ist nach unserer Meinung dem Bostoner Hause durchaus nicht fremd.

22.

Bostoner und New-Yorker Sommerfrischen und Seebäder. Newport. Portland in Maine.

Der Winter ist in Neu-England rauh, kalt und wechselvoll, und um demselben zu entfliehen, wenden sich die Bostoner, denen es ihr Geschäft erlaubt, gern südwärts, nach Nord- und Südkarolina, nach Georgia oder nach Florida, bei ihrem Suchen nach einem „amerikanischen Italien" freilich manche arge Enttäuschung verzeichnend. Der Sommer dagegen ist heiß und schwül, und von ihm läßt man sich entweder nach einer Sommerfrische in den Weißen Bergen oder Adirondacks oder nach einer Sommerfrische am Meere treiben. Was kann der Fremdling, dessen Nerven und Lungen noch nicht akklimatisirt sind, und der die Eigenthümlichkeiten des neuengländischen Klima's infolgedessen doppelt empfindet, anders thun, als sich dem allgemeinen Zuge anzuschließen? Im

Dezember ziehen wir also mit unseren Freunden hin nach den neuweltlichen Ländern, wo die Orangen blühen, wo die Bäume, welche die goldenen Früchte tragen, aber oft genug auch erfrieren. Und im Juli und August begeben wir uns nach Nantasket, nach Nahant, nach Marblehead, nach Forest City, nach Newport, nach Rockaway, nach Coney Island, nach Long Branch 2c., um uns daselbst am Anblicke des Meeres und an der frischen Brise aus dem Süden zu laben.

Die fünf zuerst genannten Orte — Nantasket, Nahant und Marblehead, nahe bei Boston, sowie Forest City, bei Portland in Maine, und Newport, an der Südspitze von Rhode Island — fallen in das Gebiet der neuenglândischen Felsenküste, an der ein flacher, sandiger Strand (eine sogenannte „Beach") nur ganz lokal zu finden ist; die drei zuletzt genannten dagegen — Rockaway, Coney Island und Long Branch — liegen an der flachen Dünenküste von Long-Island und New-Jersey, die sich dann entlang der Halbinsel Delaware und entlang den atlantischen Südstaaten bis in den Golf von Mexiko hinein weiter fortsetzt.

Indem wir die beiden Hauptformen der amerikanischen Ostküste, die wir auf diese Weise ein wenig näher kennen lernen, summarisch überblicken, finden wir, daß keine von beiden hinsichtlich ihrer naturästhetischen Wirkung, sowie auch hinsichtlich ihrer Wirkung auf die Gesundheit ihrer Besucher den Vergleich mit den entsprechenden Hauptformen der europäischen Küste aushält. Die Neue Welt will uns in dieser Beziehung viel stiefmütterlicher ausgestattet erscheinen, als die Alte.

Zwei große Schönheiten, die unser Europa fast allenthalben, wo es sich mit dem Ozean berührt, zieren, sind dem nordamerikanischen Welttheile in seiner Osthälfte in einem hohen Grade versagt geblieben: wilde, großartige Vorgebirge und von himmelanstrebenden, steilen Felswänden umschlossene Buchten mit erhabenem Hochgebirgshintergrunde, ebensowie malerische, bizarre Dünengebirge, die in der reinen Seeluft

immer doppelt imposant aussehen. Die Felsen- und Fjorden-Küste von Massachussetts, New-Hampshire und Maine däucht uns ähnlich, wie die Küste der großen amerikanischen Binnenseen, von denen wir früher redeten, zahm und unbedeutend, sobald wir sie mit der Felsenküste von Norwegen, Schottland, Cornwall, Ligurien, Spanien oder Griechenland zusammenhalten. Und genau so geht es uns, wenn wir angesichts der niederen, rudimentären Dünenwälle von Long-Island und New-Jersey zurückdenken an die stattlichen Sandgebirge unseres Sylt, unseres Kurland, unseres Holland &c.

Fragen wir uns nach den Erklärungsgründen dieser Erscheinung, so werden wir unseres Erachtens in erster Linie auf das Vorherrschen seewärts gerichteter Winde über dem östlichen Nordamerika hingewiesen, was über Europa bekanntlich genau umgekehrt ist. An den Steilküsten Amerika's nagen und waschen die Brandungswogen infolgedessen viel weniger kräftig, als an denen Europa's, und an den Flachküsten bauen und thürmen sie im Verein mit dem Winde viel weniger energisch Sand auf. Das ist nach unserer Meinung der Hauptschlüssel zu dem interessanten Räthsel. Bezüglich der Steilküste, an der die archaischen und paläozoischen Felsarten sich allenthalben mit den Meereswellen berühren, kommt aber natürlich auch der ganze flächenhafte Gebirgsbau der Neuen Welt als monotonisirender Faktor in Betracht.

Zum Baden sind die neuengländischen Küstengewässer durch die Einwirkung der Labradorströmung im allgemeinen zu kalt, und wir sahen dem köstlichen und heilsamen Sporte aus diesem Grunde an den genannten Punkten nur in einem beschränkten Maße huldigen. Bei Long Branch wieder stürzt der Meeresboden rasch zu beträchtlichen Tiefen ab, und daraus sowie aus den Strömungsverhältnissen ergeben sich mancherlei Gefahren für das Leben der Badenden. Nur bei Coney Island und bei Rockaway liegen die Verhältnisse ähnlich wie bei unseren Ostseebädern, und dort badet man in der That ziemlich fleißig.

Das Vorherrschen der Landwinde nimmt den ostamerikanischen Sommer-Resorts selbstredend auch einen guten Theil ihrer erfrischenden Kraft, und wir wußten uns in denselben des öfteren in der entsetzlichen Hitze und Schwüle kaum zu lassen.

Für das mangelnde Bad sucht man sich in den neuengländischen See-Badeorten durch Ruderboot- und Segelbootfahrten sowie durch Fischen und Angeln so viel als möglich schadlos zu halten, und dabei hat man ja auch manchen hübschen Spaß. Außerdem fährt man in dem einspännigen „Buggy" oder in der vierspännigen Equipage — das letztere, wenn man Millionär ist — spazieren, ganz wie man es in den binnenländischen „Resorts" auch zu thun pflegt, oder man schlendert auf den Brettern der geräumigen Hotel-Piazza hin und her, oder man streckt sich in einem bequemen Schaukelstuhle, so lang man ist, aus, und begnügt sich, das blaue Meer und sein sanftes Wellenspiel aus gemessener Ferne zu betrachten. Zum Auf- und Abwandeln am sandigen Strande fühlt man sich bei den herrschenden hohen Temperaturen in der Regel wenig aufgelegt. Um einem die damit verbundene Anstrengung zu ersparen, hat der amerikanische Erfindungsgeist deshalb für die besuchtesten Küstenpunkte besondere Strand-Omnibusse und Strand-Eisenbahnen erdacht. Diesen vertraut man sich einfach an, und dieselben ermöglichen einem für zwei bis fünf Cents einen Sitzwechsel und ein wenig Lokomotion. Ein wohlfeiles Vergnügen! Wir selbst waren immer außer uns vor Entrüstung, wenn wir die Schienen und Eisenbahnzüge hart am Strande erblickten, aber wir sind eben keine Amerikaner. Was thut die Lokomotive denn dem Meere und seiner Brandung! Unangenehm und lästig empfanden wir es von unserem altweltlichen Standpunkte aus auch, daß der Meeresstrand gerade an den schönsten Punkten, an denen man einmal von einer steilen Klippe ein wenig wildere Brandung hätte genießen können, vielfach — als Privateigenthum eingezäunt war, und daß uns daselbst die drohende Aufschrift entgegenleuchtete: „Trespassing

prohibited!" „Durchgang verboten!" Die amerikanischen Börsenkönige sind auch in den Sommerfrischen an der See ein gar gewaltiges und gebietendes Geschlecht!

Nahant, Marblehead und Forest City sind ruhige, vornehme Sommerfrischen, die im wesentlichen nur aus kleinen hölzernen Cottages bestehen, in denen es sich im trauten Familienkreise verhältnißmäßig recht wohl leben läßt. Ein guter Theil des Komforts, der in dem Bostoner Wohnhause waltet, ist ja natürlich auch dort zu finden. Die Uferscenerie ist daselbst zwar nicht großartig, aber doch entschieden schön und freundlich. Von Marblehead insbesondere erblickt man auch jenseits einer landumschlossenen Bai ein Städtchen, das mit seinen hohen Kirchthürmen gar altväterisch und europäisch ausschaut. Bei Nahant, dessen brandungumtoste Felsitklippen sich etwa zwanzig Meter über den Meeresspiegel erheben, soll der erste Amerika-Entdecker, Erich der Rothe, im Jahre 1004 n. Chr. gelandet sein, wie die amerikanische Sage behauptet, und dem kühnen Seefahrer soll es daselbst so ausgezeichnet gefallen haben, daß er beschlossen hat, daselbst seine Hütte zu bauen. Eine hübsche Zierde der Landschaft ist bei Nahant die kleine Felseninsel Egg Rock, die einen Leuchtthurm trägt.

Derselben aristokratischen Kategorie von Sommeraufenthaltsorten, wie die ebengenannten, gehören auch Newport und Long Branch an. Nur sind hier die Cottages größer und anspruchsvoller, und statt aus Bretter- und Balkenwerk sind die meisten derselben aus Ziegel und Stein erbaut. Einige sollen mehrere Hunderttausend Dollars gekostet haben. Man zeigt uns darunter vor allen Dingen die Residenzen der Vanderbilt, der Astor, der Belmont, der Hoey und anderer New-Yorker Finanzmänner, und diese haben wohl wenig Ursache zu sparen. An manchem der Häuser sahen wir wieder sämmtliche Stilarten, welche die Architekten aller Zeiten und Länder erdacht haben, zu einem einzigen wunderlichen Gusse vereinigt. Im Innern der Häuser herrscht aber im allgemeinen eine sehr angenehme Geselligkeit, und in einzelnen derselben versammeln

sich um irgendwelche Berühmtheit aus der Neuen oder Alten Welt sogar ganz geistreiche Zirkel. Die Damen, die allenthalben in den Sommerfrischen die dominirende Rolle spielen — wie es bei der neuweltlichen Gynäkokratie nicht anders denkbar ist — überstrahlen dabei die Pariserinnen durch ihre Toiletten sehr weit.

In Newport versäumen wir natürlich nicht, der „Alten Mühle", die als die interessanteste der neuweltlichen Ruinen gilt, einen Besuch abzustatten. Obgleich das Alter derselben schwerlich viel weiter als zwei Jahrhunderte zurückreicht, sieht das epheuumkränzte Mauerwerk in der That recht alterthümlich und ehrwürdig aus, und man kann dabei recht wohl an einen verfallenen Schloßthurm am Rheine denken. Daß der alte Bau die Zeiten Erichs des Rothen gesehen haben soll, wie viele Amerikaner behaupten, glauben wir aber nimmermehr. Die Ruinen entstehen in der Neuen Welt rascher. Man denke da nur wieder an den ägyptischen Obelisken in dem New-Yorker Centralparke und an die New-Yorker Sandsteinfassaden. Der Kultus, den die Amerikaner mit dem Alterthümlichen treiben, zeigt sich bei der Alten Mühle unter anderem auch darin, daß man dieselbe mit hübschen Parkanlagen umgeben hat, auf deren Bänken man im Mondenscheine gern sitzt und von vergangenen Zeiten schwärmt. Wir dachten beim Anblicke der Ruine unwillkürlich nach, ob die stolzen Sommerpaläste der New-Yorker Millionäre, wenn sie nicht etwa vorher weggerissen oder von Zeit zu Zeit einer gründlichen Renovation unterworfen werden, nicht vor Ablauf zweier Jahrhunderte durch die energische Einwirkung der amerikanischen Atmosphärilien nicht ebenfalls große Trümmerhaufen bilden würden. Auch die Häuser sind in der Neuen Welt sozusagen schnelllebiger, wie in der Alten: sie entstehen schneller, und sie verfallen schneller.

Uebrigens ist die Blüthe eines Badeortes natürlich immer in einem hohen Grade von der Mode abhängig, und wer kann sagen, ob Newport in einem Vierteljahrhundert noch als so

„fashionable“ gelten wird, wie es gegenwärtig der Fall ist. Sollte das ausgedehnte Kohlenrevier, das sich daselbst unmittelbar mit dem Meere berührt, als abbauwürdig bewähren, so würde vielleicht auch der Ruß und Rauch, den die Minenthätigkeit mit sich zu bringen pflegt, die New-Yorker Geldaristokratie vertreiben. Als Sommerfrische hat die Stadt den großen Vorzug, daß es von New-York aus der erste Punkt der neuengländischen Steilküste mit verhältnißmäßig starker Brandung ist, und daß sie die Seewinde aus dem Süden sehr frei über sich hinstreichen läßt. Als amerikanisches Cardiff würde es über eine der herrlichsten Hafenbuchten Nordamerikas verfügen. Dank dieser letzteren war es ja auch bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts ein bedeutenderer Seehandelsplatz als New-York!

Die historisch denkwürdigen Bauten von Long Branch, auf die wir von unseren Freunden aufmerksam gemacht werden, sind die Villa, in welcher der Präsident Garfield sein Leben aushauchte, und die Villa, von der aus Ulysses Grant die kühle Seebrise zu athmen pflegte. Die beiden Märtyrer der großen demokratischen Republik sind ja nach ihrem Tode in ganz ähnlicher Weise zu Halbgöttern erhoben worden, wie George Washington. Bei Lebzeiten wurde es ihnen nicht so wohl, und namentlich an Grant hat die amerikanische Nation ohne Zweifel schwere Unterlassungssünden begangen. In einer Monarchie des alten Europa hätte man einen um das Vaterland so hoch verdienten Mann nimmermehr wieder von dem Strudel des Geschäftslebens erfassen und darin Schiffbruch leiden lassen. Es ist dies das alte Lied von der Undankbarkeit der Republiken gegen ihre großen Männer.

Die Bauten der großen Hoey'schen Besitzung zu Long Branch sind „showy“, aber geschmacklos.

Tragen die beschriebenen Bostoner und New-Yorker Sommerfrischen an der See einen Charakter, der bis zu einem gewissen Grade dem Charakter der europäischen und namentlich der englischen Seebäder verwandt erscheint, so ist dies vor

allen Dingen bei Coney Island anders. Dieser Küstenpunkt im Südwesten von Long Island spielt vielmehr für die amerikanische Metropole dieselbe Rolle, wie sie die „Vogelwiese“ periodisch für Dresden und wie sie der „Wurstelprater“ ständig für Wien spielt. Nicht die Landhäuser der Millionäre sind daselbst die in die Augen fallenden Hauptsachen, sondern die Schießstände, die Carroussels, die Schaubuden, die Tingeltangel, die Restaurants und die Hotels — die letzteren natürlich wieder von Riesengröße und aus Holz gebaut. Eines der besuchtesten Restaurants hatte zur Zeit unseres Besuches die Gestalt eines ungeheuren Elephanten, bezw. eines Mammuths — des bekannten Lieblingsthieres der Amerikaner —, und die Augenlöcher desselben benutzt man mit Vorliebe als Aussichtspunkte auf die See. Uns ging es auf Coney Island zu wild und geräuschvoll zu, wir verkennen aber nicht, daß ein ähnlicher populärer „Resort“ für die junge Weltstadt ein unabweisbares Bedürfniß ist, und wir finden die Lage desselben durchaus nicht schlecht gewählt. Auffallend häufig hörten wir auf Coney Island den Klang der Muttersprache an unser Ohr tönen, was wir von Long Branch und Newport nicht behaupten können. Es erweckte dies allerlei Reminiscenzen an Milwaukee und seine „Kutscherstube“ in uns. Die niederen Stände, die aus Deutschland einwandern, bewahren eben ihre nationale Art in der Regel am längsten und treuesten auf dem amerikanischen Boden, die höheren und die emporgekommenen aber werden am rascheſten und leichtesten Renegaten an ihrem Volksthume. Nehme man uns das in New-York oder in Milwaukee übel oder nicht: es ist eine bittere Wahrheit.

Nantasket, bei Boston, ist in etwas mit Coney Island zu vergleichen. Sein Strand ist ebenfalls jederzeit von Eintagsgästen gedrängt voll, mehr als frische Seeluft hat man daselbst Staub einzuathmen, und die Hotels, die Restaurants, die Skating Rinks, die Feuerwerke, die Konzerte 2c. 2c. sind die vorstechenden Hauptsachen an dem Orte. Die villenumkränzte Jerusalem Road gilt indeß für eine sehr fashionable

Wohnstraße, und es bildet einen der Hauptgenüsse des Ortes, in einer Equipage oder in Ermangelung einer solchen in einem Omnibusse ein wenig darauf hin und her zu fahren. Von dem deutschen Elemente ist natürlich auch in dieser letztgenannten neuengländischen Sommerfrische wenig zu spüren.

Von Forest City aus statteten wir schließlich auch Portland, der Hauptstadt von Maine, einen kurzen Besuch ab, das uns fast in jeder Beziehung ein verkleinertes Abbild von Boston darzustellen schien. Die Stadt liegt an ihrer fjordartigen Bucht und auf ihrem granitischen Hügelrücken sehr hübsch, und die Kuppel ihres Rathhauses, ihre Seewarte, ihre römisch-katholische Kathedrale und andere stattliche Bauten geben ihrem Bilde gewissermaßen eine höhere Weihe. Das Trinkverbot — Maine ist ein absoluter Temperenzlerstaat — würde uns trotz der Kürze unseres Aufenthalts in Portland lästig gefallen sein. Zum Glück entdeckten aber unsere erfahrenen Freunde in unserem Gasthause eine Hinterthür, durch das wir in ein diskretes Zimmer gelangten, und in diesem servirte uns ein verständnißvoller Schwarzer auf Verlangen ein ganz kräftiges Glas Punsch.

Die Küstenfahrt von Boston nach Portland ist in jeder Beziehung eine der angenehmsten und schönsten, die man in Amerika machen kann.

23.

Nach dem nordamerikanischen Süden. Philadelphia. Baltimore. Die Bundeshauptstadt Washington.

Ein Alpen- und Pyrenäengebirge, wie es sich länder- und völkerscheidend zwischen dem Süden und Norden Europa's emporthürmt, ist zwischen dem Süden und Norden der amerikanischen Union nicht vorhanden. Vielmehr umschlingt ein und dasselbe gewaltige Stromnetz — das Stromnetz des

Mississippi — mit seinen stärkeren und schwächeren Fäden den einen Theil des großen Freistaates so gut wie den anderen, und vielmehr streicht zugleich auch ein und dasselbe mächtige Gebirgssystem — das Gebirgssystem der Alleghanies — mit seinen merkwürdig gleichförmig gebildeten parallelen Ketten durch beide Theile in südwestlicher Richtung quer hindurch. Wer deshalb aber glauben wollte, Süd und Nord seien in Nordamerika völlig eins, der würde sich nichtsdestoweniger einer groben Täuschung hingeben. Eine genauere Betrachtung und Vergleichung der beiden Erdräume stellt in physikalisch-geographischer Hinsicht eine ganze Reihe von durchgreifenden Unterschieden heraus, und wenn man dieselben recht bedenkt, so erscheint es einem nicht als ein Wunder, daß die Gruppe der Südstaaten derjenigen der Nordstaaten ein halbes Jahrhundert hindurch in feindlicher Spannung gegenüber stand, und daß in dem großen Bürgerkriege der sechziger Jahre die eine sich von der anderen gänzlich loszureißen suchte. In vielen Beziehungen war der Süden eben eine ganz andere Welt als der Norden, und nachdem derselbe den überlegenen Streitkräften des Nordens gegenüber hat kapituliren müssen, nachdem er infolgedessen sein veraltetes Wirthschaftssystem hat aufgeben und ein neues, das ihm sein Gegner aufzwang, annehmen müssen, und nachdem er sozusagen eine Kolonie und ein Vasall des Nordens geworden ist und sich ziemlich gut in sein Schicksal hineingefunden hat, ist dies auch nicht anders geworden. Auch heute noch bestehen scharf ausgesprochene Gegensätze zwischen den beiden Hälften der Union, und der Süden entbehrt auch heute noch durchaus nicht einer gewissen Eigenart und Individualität, bezüglich seines Klima's wie bezüglich seiner Bodenbildung und Bewässerung, und bezüglich seiner Bevölkerung wie bezüglich seines Wirthschafts- und Kulturlebens. Dabei wollen wir indessen nicht bestreiten, daß zwischen den Gegensätzen, die das Land und die Leute der nordamerikanischen Südstaaten im Vergleiche mit dem Lande und den Leuten der nordamerikanischen Nordstaaten darbieten, in vielen Be-

ziehungen vermittelnde Uebergänge vorhanden sind, und daß dieselben zu einem großen Theile nur graduell eintreten.

Den ersten Schritt gegen den Süden hin thun wir, indem wir in New-York eine der gewaltigen Hudson-Fähren besteigen, und indem wir uns durch diesen schwimmenden Palast hinüberbringen lassen nach Jersey City, das der rings von Wasser umschlossenen Metropole als Bahnhofsviertel dient.

In Jersey City angekommen, nehmen wir in einem an dem Ladungsplatze bereitstehenden Zuge der Pennsylvania-Railroad Platz, und vermittelst dieser amerikanischen Musterbahn gelangen wir alsbald mit anerkennenswerther Geschwindigkeit, wenn auch keineswegs mit deutscher Pünktlichkeit, über Philadelphia und Baltimore nach der Bundeshauptstadt Washington. Damit wird der zweite entschiedene Schritt in der Richtung auf den Süden gethan.

Die Bilder, die auf unserer Fahrt nach Washington an uns vorüberfliegen, sind natürlich zuvörderst sämmtlich noch spezifisch nordstaatliche. Sie verrathen uns alle ohne Ausnahme noch dieselben hohen Aspirationen und dieselben Jugendstärken und Jugendschwächen der amerikanischen Civilisation und des amerikanischen Wirthschaftslebens, wie wir sie anderweit im Norden kennen gelernt haben, und wie sie ganz wesentlich von dem Norden getragen werden. Eine gewaltige Werdelust, eine unbezähmbare Energie und ein beneidenswerther Unternehmungsgeist, aber auch eine große Unfertigkeit und Unreife sowie eine gewisse Rohheit und ein gewisser Sturm und Drang leuchtet fast aus allen Dingen, die wir aus unserem Waggonfenster erblicken, heraus: aus den Sandsteingalerieen, durch welche die Bahn hindurchführt so gut wie aus den Brückenbauten, mit deren Hülfe sie die breiten Ströme und Achterwässer überwindet; aus den wohlangebauten Ackerfeldern, die sich rings um uns herum ausbreiten so gut wie aus den trübseligen Baumstümpfen, die bei der hastigen Urbarmachung des Landes stehen geblieben sind; aus den Annoncen und Reklamen, mit denen alle Bretterzäune und Häusergiebel und

Felswände bemalt sind so gut wie aus den Zug-Hausirern, die rastlos von Wagen zu Wagen wandern, um uns in zudringlicher Weise bald Zeitungen, bald Bücher, bald Musikalien, bald Zuckerwaaren, bald Früchte, bald Reisemützen, bald Reiseerinnerungen der verschiedensten Gattung feil zu bieten. Als ein ausgesprochen nordstaatliches Phänomen haben wir aber vor allen Dingen auch die Ueberfüllung sämmtlicher Eisenbahnwagen anzusehen, die uns die Fahrt noch weniger behaglich macht, als sie ohnedies sein würde. Dieselbe legt ein sprechendes Zeugniß ab von der gewaltigen Stärke und der fieberhaften Heftigkeit, mit der das Verkehrsleben zwischen den nordöstlichen Hauptstädten der Union pulsirt. Erst hinter Baltimore werden die Wagen wesentlich leerer, und wir schließen daraus, daß wir dort der Grenzlinie zwischen Nord und Süd bereits sehr nahe gekommen sind.

In Philadelphia, wo wir einen kurzen Aufenthalt nehmen, erinnert uns das gesammte Thun und Treiben der Bevölkerung noch sehr an New-York; nur geht daselbst Alles augenscheinlich viel mehr in das Kleine als dort, und außerdem ist auch die allgemeine Physiognomie der Stadt viel bescheidener und ruhiger. Die Geschäftshäuser und Schaufenster von Market- und Chesnut Street zeichnen sich im Vergleich mit denen des New-Yorker Broadway durch eine auffällige Schlichtheit und Einfachheit aus, die wir fast unamerikanisch nennen möchten, und nicht anders ist es mit den Wohnhäusern und Cottages in der Nähe des schönen Fairmount-Parkes, wenn man sie neben die Mansions der New-Yorker Fünften Avenue hält. Man hat vielleicht nicht Unrecht, wenn man behauptet, Philadelphia habe trotz seiner Million Einwohner durchaus den Charakter einer Provinzialstadt. — Haben wir dies mehr aus der unvortheilhafteren Weltverkehrslage der Delaware-Stadt, die derselben namentlich die Theilnahme an dem transozeanischen Handel erheblich erschwert, zu erklären, oder mehr aus dem Einflusse ihrer ursprünglichen und sehr dem Konservatismus zugeneigten Quäkerbevölkerung? Beige-

tragen haben wohl beide Momente, um die Verhältnisse in Philadelphia wesentlich anders zu gestalten, wie in New-York.

Am meisten gemahnt das Stadtbild Philadelphia's an dasjenige New-York's, sobald man es von Camden aus mustert, das als eine Art Vorort Philadelphia's auf der Ostseite des Delaware-Stromes liegt. Von diesem Punkte aus erscheint die gewaltige Stadt kaum weniger als die nordstaatliche Empire-City an dem Hudson als ein charakteristisches Abbild der absoluten Freiheit in dem Wirthschafts- und Kulturleben, welche die Neue Welt ihren Bürgern gewährt — besonders in ihrem Norden —, die wir aber der Alten Welt durchaus nicht in allen Beziehungen als ein erstrebenswerthes Ideal preisen können. Es fehlen auch in dem Bilde von Philadelphia alle jene Marksteine und Gipfelpunkte, die wir in der äußeren Erscheinung eines großen Gemeinwesens immer schon von dem rein ästhetischen Gesichtspunkte aus so gern sehen, die uns aber zur Bekundung seiner vollkommneren Durchreifung, seiner feineren inneren Organisation und seines Kulturwerthes ebenfalls nicht wohl entbehrlich dünken. Schön und großartig ist auch hier nichts als die von zahlreichen Fahrzeugen belebte breite Wasserfläche. Die Bauten-Agglomeration ist häßlich und nichtssagend, und aus ihrer flachen Unbedeutendheit und chaotischen Wüstheit sehen wir wieder nur das Monopol, welches das neuweltliche Wirthschaftsleben durch seine „freie Konkurrenz" gezeitigt hat, übermächtig emporragen — in der Gestalt roher hölzerner Pier-Pfahlbauten und Landungsbrücken, in der Gestalt unschöner Eisenbahn-Depots und Petroleummagazine, in der Gestalt plumper Kornelevatoren u. s. w. Ein wirklich stattliches und imposantes Gebäude gewahren wir vom Flusse aus nicht.

Etwas Anderes ist es, wenn wir das Innere der Stadt durchwandern. Da steht auf der Kreuzung der vier sich rechtwinkeling schneidenden Hauptstraßen, unmittelbar gegenüber dem Centralbahnhofe — die Nachbarschaft der beiden Bauten ist wieder für die neuweltlichen Verhältnisse charakteristisch —

ein Rath= und Gerichtshaus, das sich durch seine kolossalen Dimensionen ebensowie durch seinen reichen Renaissancestyl dreist neben die stolzesten Rathhausbauten Europa's stellen darf, und das zugleich zu bekunden scheint, wie neben den Monopolen der großen Millionäre auch noch andere Kulturfaktoren in Philadelphia am Werke sein müssen. Daß man uns versicherte, die Stadtverwaltung sei nichtsdestoweniger ebenso vollkommen in der Hand eines „Ringes" wie diejenige von New=York erschien uns freilich wieder seltsam. Auch angesichts des schönen Rathhausbaues hatten wir aber auf diese Weise Veranlassung darüber nachzudenken, wie die gesammte Kultur des Nordens, die durch den großen Bürgerkrieg dem Süden gewaltsam octroyirt worden ist, durchaus nicht in jeder Hinsicht eine mustergültige sein dürfte.

Von den anderen Dingen, die wir in Philadelphia sahen, schweigen wir, da wir sonst zu viel von dem zu wiederholen hätten, was wir bei anderen Städten gesagt hatten. Dagegen dürfen wir nicht unterlassen zu betonen, daß der Antheil, den das Neger=Element an der Zusammensetzung der Bevölkerung der Stadt nimmt, ein erheblich stärkerer ist, als in New=York — etwa vier Prozent, gegen $1^2/_3$ Prozent in der letztgenannten Stadt —, was ganz besonders in dem Hafenviertel durch die zahlreichen schwarzen Ausladergestalten in ziemlich augenfälliger Weise bemerkbar ist. Der Prozentsatz, den die fremdgeborenen weißen Einwanderer in der Bevölkerung Philadelphia's bilden, ist im Gegentheil ein viel geringerer als in New=York — 23 gegen 40 Prozent.

In Baltimore machen wir ein zweites Halt, und verschiedene Eindrücke, die diese Stadt auf uns macht, könnten fast den Wahn in uns hervorrufen, als hätten wir daselbst wieder einen Schritt rückwärts in den Norden hinein gethan. Eine Reihe der allbekannten starken Seiten, welche den Norden auszeichnen, treten da wieder ganz entschieden in den Vordergrund, wie es uns scheint: das ins Große und Weite gehende nordstaatliche Geschäftsleben ebensowohl wie das

eifrige nordstaatliche Streben nach Hebung der allgemeinen Volksbildung und nach Förderung der Kunst und Wissenschaft. In beiden Beziehungen kann man sich in Baltimore sogar fast an Boston erinnert fühlen, an jenes Boston, das doch bekanntlich auf seinen Rang als Geschäftsstadt und als Hauptsitz des geistigen Lebens der Neuen Welt so gewaltig stolz ist. Mindestens ist Baltimore in beiden Beziehungen eine äußerst rührige und wackere Stadt. Seine Hopkins-Universität, mit der wir während unseres Aufenthaltes in etwas nähere Berührung treten, ist ohne Zweifel eine der großartigsten wissenschaftlichen Anstalten in der gesammten Neuen Welt, und nicht minder auch seine Peabody-Bibliothek. Auch die Räume der jungen, nach dem in Baltimore lebenden Millionär Pratt benannten Volksbibliothek sowie des riesigen Hopkins-Hospitals imponiren uns aufs höchste. Diese Institute legen wieder in nachdrücklicher Weise Zeugniß ab von der vernünftigen Bahn, in der die Privatwohlthätigkeit der reichen nordstaatlichen Unionsbürger einherschreitet, und in der dieselbe vor allen Dingen die Volksaufklärung und Volksgesundheit zu fördern strebt.

Auf Baltimore Street, der Hauptstraße Baltimore's, welche die Stadt mitten durchschneidet, und ebenso auch in den Hafen-Stadttheilen überrascht uns nicht bloß das bunte großstädtische Treiben und das echt nordstaatliche Rennen und Jagen nach dem Dollar, sondern auch zugleich die Thatsache, daß die Namen der Geschäftsinhaber, die wir auf den Firmenschildern lesen, in der entschiedenen Mehrzahl deutsche und deutsch-jüdische Namen sind. Aehnlich begegneten wir auch in den wissenschaftlichen Kreisen Baltimore's auffallend häufig Männern von deutscher Herkunft und deutscher Bildung. Haben wir also den ausgesprochenen nordstaatlichen Charakter der Stadt und ihr rüstiges, wirthschaftliches und kulturelles Streben nicht ganz vorwiegend auf deutsche Rechnung zu setzen? Ihre Nationalität und Sprache und ihre Kultur und Sitte haben die Deutschen freilich in Baltimore noch weniger erhalten als in anderen Städten der Union.

Zwei Eigenthümlichkeiten namentlich, die wir in Baltimore beobachten, verrathen uns, daß wir dasselbe doch aller Wahrscheinlichkeit nach als den letzten großen Grenzposten des Nordens, den wir auf unserer Südfahrt berühren, zu betrachten haben. Erstens wimmelt es in seinen Straßen allenthalben von Schwarzen, und zweitens tritt das Element der fremdgeborenen Weißen in der Bevölkerung noch mehr in den Hintergrund als in Philadelphia. Die Negerbevölkerung bildet reichlich 16 Prozent der gesammten Einwohnerschaft, dagegen die fremdgeborene weiße Bevölkerung nur ziemlich 17 Prozent. Die geringe Zugkraft, die der nordamerikanische Süden auf die Einwanderung aus Europa geltend macht, ist in der letzteren Zahl deutlich genug zu spüren.

Washington, das wir vermittelst Eisenbahn von Baltimore aus in etwa einer Stunde erreichen, ist im Grunde genommen eine ebenso südstaatliche als eine nordstaatliche Stadt, und für die echte Bundeshauptstadt der Union, von der aus der ganze gewaltige Staat gelenkt und geleitet werden soll, dessen Gebiet sich von den großen Kanadischen Seen bis zu dem Mexikanischen Golfe erstreckt, ziemt sich das wohl auch nicht anders. Süd und Nord müssen in der Stadt ihren Einheitspunkt haben, die Grenzlinie, welche die beiden Welten von verschiedener kultur- und wirthschaftsgeographischer Individualität von einander scheidet, muß mitten durch sie hindurch gehen, und wenn man sich recht in ihr umsieht, so wird man finden, daß dies auch thatsächlich der Fall ist, und daß man im Grunde genommen innerhalb des Weichbildes von Washington den letzten und entscheidendsten Schritt in die südliche Welt hinein thut.

Was Washington in Amerika zu bedeuten hat, das sagt es uns — abweichend von den meisten anderen neuweltlichen Städten — schon von ferne. Zwei riesenhafte Bauten, oder, um uns wieder des üblichen amerikanischen Ausdruckes zu bedienen, zwei Mammuth-Bauten Washingtons leuchten uns entgegen, schon eine beträchtliche Weile, bevor wir den Eisen-

bahnzug verlassen, und diese beiden riesenhaften Bauten verlieren wir, so lange wir in Washington weilen, kaum irgendwo wieder außer Sicht. Es sind dies das Kapitol und der Washington-Obelisk, die beiden Symbole der historischen und politischen Einheit der Union, und also zugleich auch die beiden Symbole der historischen und politischen Einheit zwischen Süd und Nord. Daß beide Bauten im wesentlichen nordstaatliche Schöpfungen sind, versteht sich von selbst. Hat aber in den Nordstaaten nicht von jeher die Centripetalkraft der Union ihren Sitz gehabt? Ist von dort aus nicht die Begründung und Organisation des einheitlichen Staates erfolgt, und ist er nicht auch von dort aus erhalten worden? Man denke an Boston und sein Bunkerhill-Monument, an Philadelphia und seine Freiheitsglocke und Independence-Hall, und an den Sezessionskrieg der Jahre 1861 bis 1866! Im Süden walteten von Anfang an starke centrifugale und desorganisirende Kräfte, und dieselben haben sich erst in der allerneuesten Zeit in Fesseln schlagen und in den Strom der Vereinheitlichung hineinziehen lassen. Wenn man will, so darf man also sowohl das genannte National-Denkmal als auch den genannten National-Palast, in dem die gesetzgebenden Körperschaften der großen Republik tagen, als ein Stück Norden in Washington ansehen. Nordstaatliche Eigenschaften sprechen sich überdies auch in der Art, in welcher beide Bauwerke ausgeführt sind, in großer Anzahl aus. Das Kapitol an dem Potomac ist bezüglich seines Styles in einem hohen Grade das Gegenbild des britischen Parlamentsgebäudes an der Themse; es herrscht bei ihm nicht der gothische Spitzbogen und Spitzthurm, wie bei jenem, sondern die altrömische Säule und Kuppel. Darf man dies nicht füglich auf die demokratischen Prinzipien*) deuten, die dank dem Wirken ihrer nördlichen Staatsmänner in der großen amerikanischen Republik allent-

*) Wir nehmen das Wort „demokratisch" immer im europäischen Sinne, und nicht im amerikanischen.

halben zur Geltung und Anwendung gekommen sind, im geraden Gegensatze zu den oligarchisch-aristokratischen Prinzipien, die in dem britischen Reiche die maßgebenden sind? Das Kapitol soll, wie man uns versichert, neben dem römischen Vatikan der gewaltigste Bau sein, der auf Erden aufgeführt worden ist. Ist dies nicht wieder für das Streben der nordstaatlichen Amerikaner in das Ungemessene und für ihre Vorliebe zu dem, was „big“, „large“, massig, mammuthhaft ist, höchst bezeichnend? Und ist dies nicht in gleicher Weise der Fall, wenn wir an den großen Obelisken erinnern, der — abgesehen von dem jüngeren Eifelthurme — das höchste aller menschlichen Bauwerke ist, und der die Cheopspyramide und den Kölner Dom bedeutend überragt? Daß sich zugleich auch ein gut Theil amerikanischer Ungeschmack, oder wie wir vielleicht richtiger sagen würden, nordstaatlicher Ungeschmack offenbart, brauchen wir kaum hinzuzufügen: das erkennen die gebildeten Bewohner Washingtons selbst an, und wir haben das vielberufene Monument gerade aus ihrem Munde selten anders bezeichnen hören, als „the big chimney“ — „der große Schornstein.“

Und was wir von dem Kapitol und dem Obelisken behauptet haben, das gilt mehr oder minder auch von allen anderen Regierungsbauten, sowie von allen anderen hervorragenderen öffentlichen Anlagen und Anstalten. Dieselben sind ebenfalls fast ausnahmslos durch eine ausgesprochene Hinneigung zum Kolossalen ausgezeichnet.

In dem Patentamte, das nächst dem Kapitol das imposanteste unter den Washingtoner Gebäuden sein dürfte, können wir außerdem auch einen äußerst interessanten Einblick in die Entwickelung der amerikanischen Technik und in die Großthaten des amerikanischen Erfindungsgeistes thun. Wenn wir aber die Maschinenmodelle und Erfindungen, die darin ausgestellt sind, auf die Orte vertheilen, in denen sie gemacht wurden, so gewahren wir, daß der Norden der Union dabei wieder den weitaus größten Antheil erhält, während der Süden

in einem hohen Grade leer ausgeht. Die Thatsache, daß das Erfindergenie ebenso wie das Staatengründergenie vorwiegend ein Privilegium des Nordens ist, wird uns hierdurch noch einmal in nachdrücklicher Weise demonstrirt.

Aehnlich demonstrirt und illustrirt uns das herrliche Smithsonian Institute und das damit zusammenhängende National-Museum sowie auch die hübsche Corcoran-Kunstgalerie, daß der Norden auch die eigentliche Heimstätte der neuweltlichen Wissenschaft und der neuweltlichen Kunst gewesen ist. Es sind groß angelegte, bedeutende Anstalten, die der jungen amerikanischen Kultur alle Ehre machen, wenngleich auch ihnen in manchen Beziehungen noch eine unleugbare Unreife und Unfertigkeit anhaftet.

Wo bleibt aber nach alledem der Süden in Washington?

Mit all' dem Vollgewichte, das der Süden überhaupt in dem Kultur- und Wirthschaftsleben der amerikanischen Union geltend zu machen fähig ist, scheint uns derselbe doch in Washington vertreten zu sein.

In erster Linie haben wir da wieder an die schwarzen Menschen zu denken und an den Prozentsatz, den dieselben von der Gesammtbevölkerung der Stadt ausmachen. Wenn die Neger ein volles Drittheil der Bewohner der Bundeshauptstadt bilden, so kann man sie wohl nicht mehr als ein bloßes Accidens in derselben ansehen, wie in den nordstaatlichen Hauptstädten, sondern man muß sie als eine ihrer Haupteigenthümlichkeiten respektiren, und man muß Washington zu den Städten des Südens stellen, in denen ein ähnliches Verhältniß zwischen Schwarzen und Weißen besteht. In Washington ist das Verhältniß zwischen den beiden Rassen 33 zu 67, in New-Orleans nur 27 zu 73.

Uebrigens entfalten die Neger in Washington auch alle die Kräfte, über die sie überhaupt verfügen, in einer Weise, wie das kaum in einer anderen Stadt der Union der Fall ist. Den ehemaligen Sklavenbaronen und Pflanzern des Südens könnte man vielleicht eine gewisse Indolenz bezüglich ihrer

würdigen und vollen Vertretung in der Bundeshauptstadt vorwerfen, den Negern ganz gewiß nicht. Die ersteren nehmen zwar ziemlich energisch theil an den Wahlen zum Kongresse und zu der Präsidentschaft, im übrigen aber kümmern sie sich um das Leben und Treiben in Washington wenig; die letzteren dagegen haben sich daselbst als Kulturfaktor zu etabliren gesucht, und man kann sie in der Hauptstadt nicht bloß in großer Zahl als Diener, Kutscher, Aufwärter, Packträger, Schneeschaufler u. s. w., sondern auch sogar als Beamte, Prediger und Gelehrte thätig sehen. Haben sie doch in Washington sogar eine Universität — die Howard-Universität — begründet! Diese „schwarze" Universität steht zwar ihrem Statut nach jedem Studirenden „without distinction of colour" offen, sie würde also gar gern auch Weiße zulassen; leider halten sich dieselben aber sehr konsequent fern von ihr und ziehen es vor, ihre Bildung anderweit zu suchen, — ein deutliches Zeichen, wie Weiß und Schwarz sich auch selbst in der Bundeshauptstadt, wo so viele schöne Reden von ihrer Gleichberechtigung und Verbrüderung gehalten werden, zunächst noch immer zu einander verhalten, wie Oel und Wasser. Das Oel schwimmt oben auf.

Daß das weiße Einwanderer-Element in Washington nur ganz schwach vertreten ist, wird man nach dem Gesagten begreiflich finden; nur sollte man von der politischen Metropole der Union doch wohl etwas mehr als 10 Prozent Fremdgeborene erwarten. Gibt sich nicht auch hierin der südliche Charakter Washingtons in einer Weise kund, die schwer mißzuverstehen ist?

Wie ausgesprochen südlich ist sodann das Klima der Bundeshauptstadt! Zwar haben wir selber davon eigentlich nicht viel gemerkt, denn so lange wir uns das erste Mal in Washington aufhielten, bliesen eisig kalte Winterstürme durch seine Straßen — blizzards, wie die Amerikaner sagen, — und mächtige Schneemassen wirbelten durch die Luft. Aber das war im Dezember, und da kann man Aehnliches auch in

Louisiana und Florida erleben: auch dort hängen zuweilen Eiszapfen von den Zweigen der Orangenbäume herab. In den Sommermonaten indeß scheint eine halbtropische Sonne auf Washington herab, ganz so heiß, wie auf den übrigen Süden, und wir hegen fast die Befürchtung, daß diese Sonne einen Theil der Schuld trägt, wenn es mit der allgemeinen Entwickelung der Unionshauptstadt nur langsam vorwärts ging. Von Allen, die Washington in den Monaten Mai bis Oktober meiden können, wird es in dieser Zeit gemieden, und dem Fremdlinge aus Europa ist ein Besuch der Stadt — sowie ein Besuch der Südstaaten überhaupt — nur zu rathen, wenn der Winter hereinzubrechen beginnt. Die Senatoren und Kongreßmitglieder und die gewerbsmäßigen Politiker, die in Washington akklimatisirt sind, pflegen auch erst im Dezember ihren Einzug in das Kapitol zu halten.

Glänzendes hauptstädtisches Leben erwarte man übrigens von Washington auch im Winter nicht. Die Straßen und Avenuen der Unionshauptstadt sind allerdings viel breiter als diejenigen irgend einer europäischen Hauptstadt, und die öffentlichen Bauten sind viel gewaltiger, aber das ist auch fast Alles, worin sie ihre Schwestern in der Alten Welt zu überstrahlen sucht. Im übrigen fehlt es ihr fast an Allem, was eine echte Hauptstadt ausmacht: an all dem Rennen, Reiten und Schlendern, an all dem raschen, leidenschaftlichen Leben und Schaffen und an all dem realen Inhalte für die weiten Räume. Die glänzenden Opern- und Schauspielhäuser, die großen Konzertsäle, die eleganten Cafés und Restaurants, welche wir in Paris oder Berlin gewöhnt sind, suchen wir in Washington vergebens. Zunächst ist es nur die Stadt der „magnificent distances", oder wie man vielleicht ebenso gut sagen könnte, die Stadt der leeren Räume. Abgesehen von der Erregtheit, welche die Kongreßdebatten in sie hineintragen, und von dem Leben, das die Regierung in sie gebracht hat, ist die Stadt eine sehr stille und todte, und ausgenommen die Hauptstraße — Pennsylvania-Avenue — und die nächste Nachbarschaft der

großen Regierungspaläste ist auch die äußere Physiognomie der Stadt eine ziemlich provinziale.

Nun haben uns amerikanische Patrioten zwar versichert, das Alles seien nur Jugendschwächen, und die Zeit werde sicher kommen, wo Washington in ganz ähnlicher universaler Weise die Kapitale der Union sein werde, wie Paris diejenige Frankreichs und Berlin diejenige Deutschlands. Wir können diesen Versicherungen gegenüber aber zunächst verschiedene Zweifel nicht ganz unterdrücken. Die geographischen Verhältnisse liegen für Washington wirklich wesentlich anders — abgesehen von den politischen Verhältnissen der Union, die ebenfalls wesentlich andere sind — als für die Hauptstädte Europa's. Wird das glänzende und bunte Leben der letzteren nicht ganz wesentlich getragen von den wirthschaftlichen Kräften, die sich in ihnen konzentriren? Und würden diese wirthschaftlichen Kräfte sich in ihnen konzentrirt haben, wenn sie nicht über eine exceptionelle Verkehrslage verfügten? Washington ist in dieser Beziehung viel übler ausgestattet als hundert andere Städte der Union, und namentlich auch seine Lage auf der Schwelle in die südliche Welt dürfte bewirken, daß es bei ihrer Entwickelung jederzeit heißen wird: „Festinia lente!", und daß dabei der Ton jederzeit auf das „lente" gelegt werden muß. So ist es im Süden ganz im allgemeinen. Stünden nicht die stolzen Bauten in der Stadt, so würden wir vielleicht sogar bezweifeln, ob denn Washington wirklich für alle Zeiten der Regierungssitz der großen Republik bleiben könne. Süd und Nord sind ja voll vertreten in ihr, wie wir zu zeigen versucht haben. Von dem hoch aufstrebenden Westen, der neuerdings in der amerikanischen Politik zu so maßgebendem Einflusse gelangt ist, kann man dies aber entschieden nicht behaupten.

24.

Durch Virginia und Südkarolina. Südstaatliches Klima und südstaatliche Vegetation. Das Negerelement in der südstaatlichen Kultur. Die Natur des Bodens. Richmond.

Ein schwarzer Rosselenker, wie es deren in Washington eine große Zahl gibt, bringt uns nach dem Bahnhofe, ein paar schwarze Packträger besorgen dort in löblichem Wetteifer mit einander unser Gepäck, um dafür ein kleines Trinkgeld in Empfang zu nehmen — viel zu erhalten sind die schwarzen Unionsbürger nicht gewöhnt —, und tiefer und tiefer geht es alsbald in das Land des Sonnenscheins und in das Land der schwarzen Menschen hinein.

Den breiten und seichten Potomac mit seinen einförmig gestalteten Uferbergen, denen das belebende historische Element noch weit mehr abgeht als den Uferbergen des Hudson, überschreiten wir vermittelst einer Eisenbahnbrücke, die der Unionshauptstadt ebensowenig zur Zierde gereicht wie alle die anderen Brücken, die sie besitzt, und die uns noch einmal daran erinnert, daß wir es in derselben eigentlich nur mit einem Verkehrsplatze zweiten oder dritten Ranges zu thun haben. Dann dauert es nur noch eine kleine Weile, und wir befinden uns auf dem Boden Virginia's — des ersten der unzweifelhaften Südstaaten.

Daß wir in Virginia ein Land voll Sonnenschein betreten, müssen wir wohl glauben, sobald wir den ersten flüchtigen Blick auf dasselbe werfen. Der Schnee, der die asphaltirten Straßen Washington's fußhoch bedeckte, als wir es verließen, schwindet rasch zusammen, und nach einer Fahrt von wenigen Meilen ist von demselben keine Spur mehr zu entdecken. Die ganze Gegend gewinnt dadurch ein Ansehen, das wir je nach unserer Auffassung entweder Vorfrühling oder Spätherbst nennen können, ganz ähnlich wie es gegen die Weihnachtszeit in Italien auch der Fall zu sein pflegt. Von

wintergrüner Vegetation gewahren wir freilich zunächst nichts als langnadelige Föhren — Pinus taeda und Pinus australis —, die das ganze weite Land im Südosten der appalachischen Gebirgsketten auf vielen Tausenden von englischen Quadratmeilen bedecken, und die demselben im Grunde genommen mehr einen norddeutschen als einen italienischen Charakter aufprägen. Augenscheinlich wird auch Virginia nicht von jenen bösen „Blizzards" und von jenen „kalten Wellen" aus dem Nordwesten verschont, so daß an Orangen- und Olivenbäume in diesem Theile des nordamerikanischen Südens nicht im entferntesten zu denken ist. Bei dergleichen zarten Gewächsen kommt es eben doch viel mehr, als auf das Quantum der Sonnenstrahlen, auf die Art und Weise an, wie der Himmel sie herabsendet. Was nützt es, daß die Winterkälte in Virginia und in den beiden Karolina's selten lange andauert, wenn sie, sobald sie kommt, mit einer so ungemeinen Heftigkeit und Plötzlichkeit auftritt, daß selbst viel härtere Kulturen schweren Schaden durch sie erleiden? Und was nützt es, daß die mittlere Jahrestemperatur Richmond's derjenigen von Rom und Genua entspricht, wenn das Thermometer daselbst im Januar zuweilen rapide bis auf —6° Fahrenheit (—21° Celsius) hinabsinkt? Die hohe Sommerwärme, die in der Gegend öfters auf 105° F. (41° C.) steigt, und die mit bedeutenden feuchten Niederschlägen Hand in Hand geht, wäre allerdings sehr dazu geeignet, auch edle Früchte zur Reife zu bringen; wo sollen diese Früchte aber gedeihen, wenn der Baum, der sie tragen soll, im Winter erfriert? Dazu kommt noch, daß die anhaltende Sommerschwüle höchst nachtheilig auf die Arbeitslust und Arbeitsfähigkeit der Menschen — der weißen wie der schwarzen — einzuwirken scheint. Wir hörten und sahen auf unserer Reise viel von rüstigen, unternehmungslustigen „Northerners", die voll schöner Träume und Pläne bezüglich der Nutzbarmachung der reichen Hülfsquellen des Südens nach Virginia oder nach Nord- und Süd-Karolina gekommen waren, die aber von dem südlichen Klima nach

wenigen Sommern gründlich gebändigt worden waren, so daß sie — nolens volens — dem allgemeinen südlichen Schlenderwesen mit Leib und Seele anheimfielen. Die Luftgeister, die über dem Süden walten, sind eben für den Menschen, der daselbst haust, nicht in jeder Beziehung gute, wenigstens nicht, wenn man sie von dem Standpunkte der europäischen Kultur beurtheilt.

Je weiter wir auf unserer Südfahrt vorwärts kommen, desto häufiger werden natürlich die schwarzen Gesichter rings um uns herum, und wir brauchen kaum eine Statistik dazu, um zu erkennen, daß dieselben in dem ganzen Flachlande und in dem Hügellande, das zwischen dem Atlantischen Ozeane und der sogenannten „Blauen Kette" des Alleghany-Gebirges — in dem sogenannten „Tide Water Belt" und „Piedmont Belt" — die entschiedene Majorität bilden. Der farbigen Bevölkerung ist die südliche Sonne eben am meisten wahlverwandt. Ist die Sterblichkeitsziffer bei derselben durch den ganzen Süden hindurch auch eine erschreckend hohe, so ersetzt sie ihre Verluste reichlich durch ihre erstaunliche Fruchtbarkeit, und infolgedessen nimmt sie in dem Unionsgebiete bekanntlich auch in einem viel stärkeren Prozentsatze zu, als die weiße Bevölkerung — trotzdem, daß die letztere durch die europäische Einwanderung einen beständigen Zuwachs von außen erhält. Stünde auf diese Weise den nordamerikanischen Südstaaten etwa gar noch einmal das Schicksal bevor, von Grund aus verschwarzt und afrikanisirt zu werden? In mehreren Südstaaten bilden die Neger bereits gegenwärtig die entschiedene Mehrzahl, und bis zu einem gewissen Grade hat man ohne Zweifel auch heute schon das Recht, den nordamerikanischen Süden als das neuweltliche Afrika zu bezeichnen*).

Wenn nun die schwarzen Unionsbürger auf die angegebene Weise im Begriffe zu sein scheinen, sich an ihren weißen Mit-

*) Wir stützen uns bei unseren Angaben auf den Census von 1880.

bürgern in eigenthümlicher Manier dafür zu rächen, daß dieselben sie seiner Zeit aus ihrer Urheimath entführt haben, so müssen sie sich freilich dabei auch eine theilweise Umwandelung gefallen lassen. Dadurch, daß es um die Moral der Negermädchen — unter denen wir übrigens niemals eine wirkliche Schönheit entdecken konnten — ganz allgemein sehr übel bestellt ist, fließt ziemlich viel weißes Blut in die Rasse und durch die zahllosen wilden Augenblicksverhältnisse zwischen weißen Männern und schwarzen Mädchen ist namentlich auch die südstaatliche Mulattenbevölkerung im starken Wachsen begriffen. Befugte Beurtheiler der betreffenden Zustände haben uns versichert, daß ein Schwarzer nur ausnahmsweise ein unberührtes Weib heimführe. So wild und unsittlich die Weise also ist, in der die Amalgamation von Schwarz und Weiß auf dem amerikanischen Boden stattfindet, so bedeutet dieselbe nach unserer Ueberzeugung doch eine Erhebung und Veredlung der inferioren Rasse, und wir können auf Grund unserer Beobachtungen in keinem Falle die sehr verbreitete Meinung theilen, als ob die Mulatten regelmäßig nur die schlechten Eigenschaften ihres weißen Vaters und ihrer schwarzen Mutter erbten. In den Zeiten der Sklaverei, wo der Mulatte selten eine Erziehung und Lebensstellung erhielt, die seinen Fähigkeiten angemessen war, mag er allerdings vielfach eine Bestie geworden sein; heute steigt er entschieden viel häufiger zu einer höheren Bildungsstufe empor als der Vollblutneger, und soweit beispielsweise die farbigen Mitglieder der letzten nordkarolinischen Legislatur nicht bloße Clowns waren, sondern einen wirklichen Einfluß auf die Gesetzgebung und Staatsverwaltung geltend machten, waren sie fast ausschließlich Mulatten. In den Lesesälen der öffentlichen Bibliotheken Amerika's begegneten wir auch fast ausschließlich hellfarbigen Negern, die sich in das eine oder andere Buch vertieften.

An den virginischen und nordkarolinischen Eisenbahnstationen, die wir passiren, finden wir die unverfälschten Schwarzen bei Ankunft des Zuges regelmäßig in großer Zahl ver-

sammelt, und dabei schwatzen, rufen und lachen sie, daß es eine Freude ist. Der Neger ist ja ein geborener Loafer — zu übersetzen ist dieses echt amerikanische und insbesondere echt südstaatliche Wort nur durch unser unelegantes deutsches Wort „Bummler" —, und dazu besitzt er eine Kraft in seiner Kehle, um die man ihn beneiden könnte. Wo wäre er also besser am Platze, als dort, wo es etwas zu gaffen gibt! Das Lachen, Jubeln und Lustigsein findet sich dabei ganz von selbst, dazu genügt ihm ein absolutes Nichts. Dabei geht er in Lumpen einher, wie wir sie auch in den verrufensten Proletariervierteln der europäischen Weltstädte — etwa im Londoner East-End — kaum jemals sahen, und daß er es an Gesicht und Händen nicht ängstlich mit der Reinlichkeit nimmt, haben wir nicht nöthig besonders hervorzuheben. In Washington sowie auch in Philadelphia und New-York ist er bezüglich der Ordnungsliebe augenscheinlich mehr angesteckt von dem Beispiele der weißen Residenzler und Hauptstädter, denn sein Nachahmungstrieb ist ein außerordentlich starker; hier, wo er in der Hauptsache mit seinesgleichen „unter sich" ist, fehlt aber leider dieses Beispiel, und daher walten hier seine natürlichen Triebe voll und frei. Er scheint sich aber trotz alledem auch in Virginia wohl zu fühlen, und vielleicht wohler als in Washington und New-York, wo er Schnee zu schaufeln und Gepäck zu besorgen hat, und wo er es trotz aller seiner Anstrengungen doch niemals so weit bringen wird „as white folk", — um mit seiner üblichen Floskel zu reden, in der er gewissermaßen sein höchstes Ideal ausspricht.

Die Physiognomien — die wir bei der Neuheit, die das ganze Phänomen für uns hat, nicht müde werden zu mustern — sind in Virginia und Nord-Karolina entschieden viel thierischer, als wir sie in den Städten des Nordens zu sehen gewöhnt waren. Die Prognathie ist eine viel ausgesprochenere, und namentlich die alten Neger und Negerinnen erscheinen uns dadurch vielfach als wahre Urbilder von Häßlichkeit, bei aller Gutmüthigkeit, die dieselben augenscheinlich besitzen. Unter den

jungen Negern gewahren wir auffallend viele fleischige, kräftige Burschen, und wir können nicht umhin, daraus den Schluß zu ziehen, daß die Rasse im allgemeinen auf dem amerikanischen Boden keine Noth um die Nahrung haben kann, sowie daß ihr die Nahrung, die ihr dargereicht wird, zugleich auch gut bekommt und ihr physisches Gedeihen fördert. Der typische Neger scheint uns in dieser Beziehung ähnlich konstituirt zu sein wie das klassische pig — das schwarze Ferkel —, dem man in den Südstaaten fast auf jedem Schritte begegnet, welchen man thut: in Wald und Feld, in Dorf und Stadt, im Strom und im Gebirge, und das in dem Süden ein ebenso allgegenwärtiges Wesen ist wie der Neger. Hominy — Maismehlbrei — und bacon oder pork — Speck oder Schweinefleisch — stellen ihn im allgemeinen zufrieden, und an beiden Dingen ist in dem Lande glücklicherweise beinahe nirgends und niemals Mangel. Uebrigens greift er bezüglich seiner Tagesbedürfnisse aber gern nach Allem, was ihm gerade in die Hände fällt, auch wenn es fremdes Eigenthum ist, und zu kleinen Gelegenheitsdiebstählen — handele es sich dabei um ein Huhn, eine Wassermelone, ein paar Früchte oder um ein Kleidungsstück — ist er jederzeit geneigt. Aus diesem Grunde bevölkert seine Rasse auch in so unverhältnißmäßig großer Zahl die südlichen Zuchthäuser und Strafanstalten, sowie auch der „Judge Lynch“ an ihr auffallend häufig sein Henkerhandwerk übt. Hauptsächlich weil es so viele Neger in dem Süden gibt, und weil dieselben oft genug außer den genannten kleinen Verbrechen auch große begehen — wahrhaft bestialische namentlich in Folge ihrer Sinnlichkeit —, so wird daselbst ja aller Orten noch recht wacker gelyncht, und zuweilen werden die „schwarzen Teufel“ dabei durchaus nicht in einer Weise behandelt, welche der bekannten amerikanischen Humanitätspredigt Ehre macht.

Die nordstaatlichen Journalisten und andere Negerfreunde, die voll des Lobes sind von den Fähigkeiten der Rasse und von den Fortschritten, die sie seit dem großen Kriege ge-

macht hat — „the great war“ ist immer das dritte Wort, sobald man sich in Amerika mit jemand über den Süden unterhält — beurtheilen dieselbe in der Regel lediglich nach den Farbigen, die sie in den Städten des Nordens zu sehen bekommen, und damit begehen sie ohne Zweifel einen großen Fehler. Sie bedenken dabei vor allen Dingen nicht, wie nur die physisch und geistig Bestorganisirten, die Schönsten, Tüchtigsten, Energischsten und Unternehmungslustigsten den großen Wurf wagen, gen Norden auszuwandern, und wie dann die bekannten Gesetze der natürlichen Zuchtwahl — das härtere Klima, das der Neger viel mehr empfindet, als der Weiße, die härtere Konkurrenz u. s. w. — dafür sorgen, daß nur die Besten daselbst gedeihen und sich einbürgern. Ebensowenig würdigen jene Philanthropen nach unserer Meinung die Macht des Beispieles hinreichend, das im Norden ohne Zweifel ein ganz anderes ist als im Süden. Im Norden hat man sozusagen immer nur die Neger-Aristokratie vor Augen. — Sobald die „Northerners“ den Schwarzen in den Südstaaten gegenübertreten, so sind es gerade sie, die von ihnen rasch die allergeringste Meinung bekommen, und die nach einem energischen ersten Anlaufe am allervollständigsten an der Erziehung und Erhebung der Rasse zu höherer Menschenwürde verzweifeln. Gebildete Südstaatler verstehen und würdigen die Neger im allgemeinen viel richtiger, wie wir glauben. Doch aber bezeichnen dieselben das Vorhandensein der schwarzen Rasse ganz übereinstimmend als das Hauptunglück des Südens und als das Haupthemmniß seiner kulturellen und wirthschaftlichen Entwickelung. Als Arbeiter eignet sich der Schwarze infolge seiner geringen Intelligenz sowie infolge seiner natürlichen Schwerfälligkeit und Langsamkeit nur zu einseitigen und rohen Betrieben, und das ist nach unserer Ansicht auch eine Hauptursache, warum der Süden sich von der bekannten kolonialen Einseitigkeit seines Wirthschaftslebens so schwer losmachen kann. Gleichzeitig von einem Neger zu verlangen, daß er Mais pflanzen, Obstbäume gegen Winter-

fröste schützen, Baumwoll-Kapseln leeren und Weinreben beschneiden soll, das heißt ihm im allgemeinen mehr zumuthen, als seine Kräfte zu leisten fähig sind.

Die Neger, die in unseren Zug einsteigen, um bis zu einer der nächsten Stationen mitzufahren — weit geht ihre Reise aus leichtbegreiflichen Gründen nur selten — werden von dem Schaffner regelmäßig in einen besonderen Wagen gewiesen, und zwar in einen Rauchwagen, der sich durch nichts weniger auszeichnet, als durch Sauberkeit und Eleganz, und die schwarzen Burschen lassen sich dies auch ohne irgendwelchen Widerspruch gefallen. Sie wissen eben, daß schwarz nicht weiß ist, sie erkennen das alte „todo blanco es caballero“ rückhaltslos an, und sie sind ihren privilegirten weißen Mitbürgern gegenüber voll von Ehrerbietung. Wir haben da ein drastisches Beispiel von der schroffen Kastengliederung, die dem Süden eigen ist, und die demselben aller Wahrscheinlichkeit nach auf unabsehbare Zeiten hinaus eigen bleiben wird, trotz all dem eifrigen Wortkampfe, den die nordstaatlichen Gleichheitstheoretiker gegen die „colour line“ führen.

Daß die Schwarzen auch eine ganze Reihe vortrefflicher menschlicher Eigenschaften besitzen, haben wir auf unserer Südfahrt natürlich gleichfalls Gelegenheit zu beobachten. Ihre Freundlichkeit und Gefälligkeit und ihre natürliche Gutmüthigkeit erscheinen uns vielfach geradezu beispiellos, und nicht minder auch ihre Zufriedenheit und ihre unverwüstliche Heiterkeit. Manchmal wollte es uns fast dünken, es sei bei aller ihrer Armseligkeit und Schwäche eine weit glücklichere Menschenklasse, als die Klasse der weißen Amerikaner. Nur wirthschaftlich und kulturell vermochten wir, nach dem, was wir von ihnen sahen, ihre Fähigkeiten unmöglich hoch anzuschlagen, und nur von diesem Standpunkte aus mußten wir den weißen Südstaatlern unbedingt Recht geben, wenn sie die bloße Thatsache, daß die schwarzen Arbeiter den weißen in ihrem Lande den Raum wegnehmen, als ein Unglück für den Süden bezeichnen. Freilich aber müssen wir zugleich auch bezweifeln,

daß die weißen Arbeiter, wenn sich dieselben dereinst wirklich einmal in größerer Zahl dem Süden zuwenden sollten, daselbst bezüglich der allseitigen Förderung der Kultur und des Wirthschaftslebens ganz das leisten würden, was man von ihnen zu erwarten geneigt ist. Die Klasse der „poor whites“, der wir auf unseren Streifzügen begegneten, und mit der wir in mannigfache nähere Berührung traten, flößte uns in dieser Beziehung keineswegs ein sehr großes Vertrauen ein. Auf sie hat die südliche Sonne ohne Zweifel einen sehr degenerirenden Einfluß ausgeübt.

Die Hoffnung, die wir von verschiedenen Südstaatlern aussprechen hörten, daß die Negerbevölkerung sich allmälig in gewissen Distrikten lokalisiren werde, welche ohnedies wegen der Malariafieber für die weiße Bevölkerung nicht taugen, halten wir für durchaus sanguinisch, und ebenso auch die Hoffnung, daß die Negerauswanderung nach Arkansas und Kansas oder Kalifornien, sowie nach Liberia den Südstaaten irgend welche nennenswerthe Erleichterung bringen werde. Nach unseren Beobachtungen neigen die Schwarzen allenthalben weit eher zu lokaler Diffusion mit den Weißen, als zu lokaler Separation von denselben, und was ihre Massenauswanderung betrifft, so ist dieselbe zu sehr das Werk einzelner Agitatoren und zu wenig klar erkannten und lebhaft gefühlten Bedürfnissen entsprechend, als daß wir derselben irgend welche allgemeinere Bedeutung beimessen sollten.

Außer den Reflexionen, zu denen uns die schwarzen Menschen anregen, indem wir ihnen auf unserer Südfahrt von Angesicht zu Angesicht gegenüberstehen, sind es natürlich auch noch mancherlei andere, die die fremdartige südliche Welt in uns weckt.

Frappant ist es uns namentlich, wie abweichend der südliche Boden im Vergleiche mit dem nördlichen gebildet ist. Schon in der geologischen Vorzeit muß der nordamerikanische Süden wesentlich andere Schicksale gehabt haben und wesentlich anderen Gesetzen unterworfen gewesen sein wie der Norden,

und ebenso muß dies wohl auch noch der Fall sein in der geologischen Gegenwart. Die Felsen, die wir in der Piedmont-Region Virginiens gelegentlich erblicken, sind andere; die lockeren Erdschichten, die den Felsen an den meisten Stellen bedecken, nicht minder, und ebenso sind es auch die Flüsse und Flußthäler. Es müßte eine überaus anziehende und lohnende Aufgabe sein, die scharfen Kontraste zwischen den beiden Weltgegenden Nord-Amerikas in dieser Beziehung in allen Einzelnheiten genau zu untersuchen. Vielleicht ließe sich dadurch zugleich auch nachweisen, wie die verschiedenartige wirthschaftliche und kulturelle Entwickelung beider Gegenden, und wie das merkwürdig abweichende Thun und Treiben der Menschen, die sie bewohnen, eigentlich in einem viel höheren Grade und von viel längerer Hand geographisch prädestinirt ist, als man gemeinhin glaubt.

Uns erschien bei unserem Aufenthalte in den atlantischen Südstaaten als der durchgreifendste Unterschied, der zwischen der nördlichen und südlichen Bodenbildung besteht, der, daß die südlichen Gebirgsformationen nach ihrer ursprünglichen Ablagerung einer viel stärkeren Umgestaltung, Umwandlung und Zerstörung unterworfen gewesen und bis auf den heutigen Tag unterworfen geblieben sind, als es bei den nördlichen Formationen der Fall ist. Wenn irgendwo in der Welt, so kann man hier sehen, wie durch die sogenannten „geological dynamics“ Berge versetzt und in das Meer hinausgewaschen werden. Die Denudations- und Erosionserscheinungen sind geradezu klassische in der ganzen Gegend, und ebenso dem entsprechend natürlich auch die Anschwemmungs- und Ablagerungserscheinungen. Man sieht an der Oberfläche sozusagen immer nur die Bildungen und Wirkungen des letztvergangenen Tages, und die Gesetze, nach denen sich die Umwandlungen vollziehen, sind auf diese Weise außerordentlich durchsichtige und klare. Man sieht den Granit, der vor wenigen Jahren bei Anlage der neuen Eisenbahn durch Sprengung bloßgelegt worden ist und damals unzerstörbar

zu sein schien, heute mit einer zolldicken Verwitterungsschicht überzogen; man sieht das Eisen, das vor kurzem noch einen der zahlreichen Eisenberge der Alleghany-Region zusammensetzen half, den lockeren Lehm- oder Sandboden oder das Wasser irgend eines Baches oder Flusses der Tide-Water-Region roth färben; man sieht den Rappahannok-, den Pamanku-, den James- und den Roanoke-Fluß infolge der kolossalen Mengen aufgelöster oder schwebender Detritusmassen, die sie mit sich führen, als wahre Schmutzfluthen zum Meere eilen; und man sieht vor allen Dingen auch förmliche Miniaturgebirgssysteme, voller Cañons und Thalschluchten, die augenscheinlich durch einen einzigen Regenguß ausgemeißelt worden sind.

Die bodengestaltenden Kräfte konnten in dem ganzen Süden in jeder Beziehung um so freier und energischer walten, als das Land niemals eine Eiszeit gehabt hat, und die Gesteinsformationen desselben also niemals unter einer schützenden Decke von Riesengletschern oder unter einer Decke von Moränenschutt begraben gewesen sind. In dem Norden, wo dies der Fall war, oder wo dies — mit Bezug auf den Moräneschutt — noch heutigen Tages der Fall ist, war dem Nagen und Zersetzen und Fortspülen des atmosphärischen Wassers ebenso wie dem Lockern und Sprengen der Fröste auf unermeßliche Zeiträume hinaus ein schwer überwindliches Hinderniß bereitet. Während bezüglich der Entwickelungsgeschichte der menschlichen Kultur der Süden als eine Welt des Stillstandes erscheint, der Norden aber als eine Welt des rasend schnellen Fortschrittes, so ist es also bezüglich der Entwickelungsgeschichte des Bodens gerade umgekehrt, was ohne Zweifel eine seltsame Anthithese ergibt.

Wirthschaftsgeographisch hat die rapide Umgestaltung des südlichen Bodens namentlich die wichtige Folge gehabt, daß die alte granitische und metamorphische Gesteinszone der Alleghanies unmittelbar der jungen tertiären und alluvialen Gesteinszone der Küstengegend benachbart ist, während die paläozoischen und mesozoischen Gesteinsschichten, die anderwärts in

Nord-Amerika von einem so unerschöpflichen Reichthume an Kohlen und Eisenerzen begleitet sind, durch die angegebene Denudationsarbeit des südstaatlichen Wetters bis auf geringe Reste verschwunden sind. Nur im Osten der Alleghanies — in Alabama, Tennessee und Kentucky — ist dies nicht der Fall, und nur dort besitzt der Süden aus diesem Grunde noch bedeutende Vorräthe von jenen nutzbaren Mineralien. Doch das ist eine Gegend, die wir auf unseren Streifzügen erst später berühren werden.

Zu beneiden sind die atlantischen Südstaaten, mit denen wir es hier zu thun haben, um die unendliche Fülle nie versieglicher Wasserkräfte, über die sie verfügen. Höchstens dürften dieselben zeitweise — auch darin spiegelt sich der Charakter des meteorologischen Regimes deutlich wider — gar zu ungestüm gegen die Menschenwerke, die sie in Bewegung setzen sollen, anstürmen und dieselben dabei in Gefahr bringen und zerstören. Dort, wo sich die Urgesteinszone Virginias mit der Tertiärzone berührt, stürzen sich die obengenannten Flüsse sämmtlich mit zahlreichen Kataraken und Schnellen aus der einen in die andere hinab, und die Orte, die daselbst an den Flüssen erbaut worden sind — Richmond, Fredericksburg, Petersburg u. s. w. — sind dadurch ganz besonders in der Lage, sich jene Wasserkräfte dienstbar zu machen. Daß dies bisher nur in bescheidenem Maße geschehen ist, müssen wir wohl wieder ganz vorwiegend auf die Rechnung des südlichen Sonnenscheins und der schwarzen Menschen setzen.

Die Schwierigkeit, welche durch die Katarakte dem Verkehre bereitet werden, konnte namentlich bei dem James-River durch Kanalanlagen überwunden werden. Durch die Konkurrenz der Eisenbahnen sind aber in den nordamerikanischen Südstaaten die betreffenden Kanäle gegenwärtig fast ganz brach gelegt worden, so wie es ja auch anderweit in der Welt der Fall ist. — Sollte durch die virginischen und karolinischen Wasserkräfte an den angegebenen Stellen dereinst einmal eine bedeutendere Industriethätigkeit hervorgerufen

werden, so würde derselben wohl ohne Zweifel auch noch der Umstand als ein überaus günstiger zu gute kommen, daß die Ebbe und Fluth des Meeres in den betreffenden Strömen bis an die Kataraktengegend heranwirkt. Als reine Stiefkinder der Natur dürfen also die ersten Südstaaten, die wir auf unserer Reise berühren, durchaus nicht angesehen werden. Nahe bei Richmond sind zudem auch beträchtliche Eisenablagerungen und Kohlenflöze von der geologischen Denudation verschont geblieben, ein Umstand, der die Hauptstadt Virginias während des Sezessionskrieges zur Hauptwaffenschmiede der „Southerners“ machte, und der uns zugleich auch ihren gegenwärtigen Charakter als eine Hauptindustriestadt des Südens erklärt.

Natürlich nehmen wir in Richmond, das uns wegen seiner historischen Erinnerungen und wegen seiner schönen Lage so viel gerühmt worden ist, und das uns außerdem auch seiner wirthschaftsgeographischen Bedeutung wegen interessant sein muß, einen kurzen Aufenthalt. Außer dem, was wir im Vorstehenden bereits erwähnt haben, sehen wir in der Stadt eigentlich aber kaum viel, was uns besonders erbaut. Bezüglich des historischen Momentes, das Richmond als einstigen Vorkämpfer der südstaatlichen Sache auszeichnet, müssen wir uns sagen, daß auch die sogenannten historischen Städte der Neuen Welt dem altweltlichen Auge in der Regel schrecklich unhistorisch vorkommen. Das berühmte Staatskapitol auf dem baumbestandenen Shockoe-Hügel möchten wir fast armselig nennen, und das Crawford'sche Reiterstandbild Washingtons, das allgemein für das schönste Denkmal Amerikas gilt, stellen wir wenigstens hinter hundert Denkmäler Deutschlands zurück. Im übrigen aber gewahren wir weder eine hervorragende Kirche noch einen sonstigen öffentlichen Bau von höherem Interesse. Die Straßen schneiden sich ebenso ausnahmslos und langweilig in rechten Winkeln, wie in den anderen amerikanischen Städten; die Brücken, auf denen die verschiedenen Eisenbahnen und Fuhrwerke den James-Fluß

kreuzen, sind ebenso wild und regellos über den Strom hin-weggeworfen, und vom Flusse aus gesehen stellt sich das Bild der Stadt ebenso häßlich und nichtssagend vor unser Auge wie das von Philadelphia und New-York. Das ist Alles allgemein amerikanisch.

Als spezifisch südstaatlich haben wir in Richmond anzusehen: das provinziale Aussehen sämmtlicher Läden — ausgenommen diejenigen der Zuckerwaarenhändler —, das allgemeine Herumlungern und Müßiggehen der schwarzen und weißen Menschen — die ersteren natürlich zumeist in Lumpen — und den skandalösen Schmutz besonders in den Vierteln der Farbigen.

Von dem südlichen Schmutz und dem südlichen festina lente bekommen wir auch in unserem Hôtel ein genügend Theil zu kosten. Die Teppiche in unserem Zimmer duften, als ob sie ein Jahrzehnt lang nicht gelüftet worden wären, und sobald man die Teller und Tassen sowie die Jacken der schwarzen Aufwärter genauer betrachtet, so kann man seinen Frühstücksappetit wohl auf Monate hinaus verlieren. Von den Herrenzimmern, in denen die Tabakkauer ihr Wesen treiben, wollen wir schweigen; die zuletzt erwähnte Sitte mit ihrem Unflath florirt aber in dem Süden ganz besonders. — Was wird da wohl in den Gasthäusern der südlichen Kleinstädte noch unsrer warten? — Der Nachtlärm ist in unserem Richmonder Hôtel so arg, daß wir nach mehrfachen erfolglosen Protesten bei den Störenfrieden und bei dem Wirthe gezwungen sind, uns Nachts zwei Uhr umquartieren zu lassen, wenn wir ein paar Stunden schlafen wollen.

Was die Schönheiten in der Umgegend von Richmond betrifft, so konnten wir trotz eifrigen Spähens nirgends einen hervorragenden Punkt entdecken, von dem aus wir dieselben hätten überschauen können, und wir mußten dieselben deshalb auf sich beruhen lassen.

Ein paar große Eisengießereien und Cigarrenfabriken sahen wir, sonst aber bemerkten wir von einem rührigen Ge-

werbefleiße in der Stadt nur wenig, und ebenso wenig auch von einem blühenden Handelsleben.

Seine Glanzzeit hatte Richmond offenbar vor dem großen Kriege, als Virginia die Hauptstätte der amerikanischen Negerzüchtung war. Heute hat dieses einträgliche Gewerbe aufgehört, und ehe durch andere Industrie- und Kulturzweige eine neue Glanzzeit über die Stadt hereinbricht, wird es wohl noch mancher Anstrengung bedürfen.

Es muß seltsam berühren, daß Virginia, welches doch den Ausgangspunkt der angelsächsisch-germanischen Kolonisation auf dem nordamerikanischen Boden bildete, und welches lange Zeit der erste und einflußreichste unter den nordamerikanischen Freistaaten war, so weit hinter den anderen in seiner Entwickelung zurückgeblieben, bezw. so tief von seiner einstigen Höhe herabgesunken ist.

25.

In die Vorhügelregion der südlichen Alleghanies. Verschiedene allgemeine Urtheile über den Süden. Die Pullman-Porter. Morganton.

Von der virginischen Hauptstadt Richmond geht unsere Fahrt über Danville und Salisbury nach der typischen nordkarolinischen Kleinstadt Morganton, die in einer hübschen Thalgegend zwischen den sogenannten „Southern Mountains" und der „Blue Ridge" des Alleghany-Gebirges gelegen ist, und die wir auf eine Einladung unserer amerikanischen Freunde für eine Reihe von Wochen zu unserem Standquartiere machen wollen.

Da die Unterhaltung zwischen Reisegefährten in den großen amerikanischen Eisenbahnwagen immer rasch und leicht in den Fluß kommt — sei es durch die freie Beweglichkeit, die der einzelne Reisende darin genießt, sei es durch die demokratische Gleichheit, die wenigstens zwischen den Menschen von einer und derselben Hautfarbe herrscht, sei es durch die an-

geborene Neugier und Mittheilsamkeit, welche die Amerikaner ganz im allgemeinen, namentlich aber die Südstaatler auszeichnet, oder sei es endlich durch die „magnificent distances“ mit ihrer unvermeidlichen Langeweile, die man zu durchmessen hat —, so finden wir uns alsbald mit einem unserer Nachbarn in lebhaftem Gespräche. Es ist durch einen glücklichen Zufall ein Herr von deutscher Herkunft, der seit längeren Jahren in Nordkarolina ansässig ist, und der sich zugleich auch hinreichend gebildet und unterrichtet erweist, um uns als eine Art Autorität über Land und Leute in den beiden ersten Südstaaten, die wir besuchen, dienen zu können.

Das Bild, das uns der Landsmann von seinen Erlebnissen und von den wirthschaftlichen Aussichten in den betreffenden Staaten entwirft, ist freilich weit eher ein schwarzes als ein rosiges, und wir müssen uns angesichts desselben in jedem Falle eine kritische Prüfung der einschlägigen Verhältnisse vorbehalten. Unmittelbar nach dem großen Kriege mit hohen Erwartungen und mit leidlichem Kapitale in das Land eingewandert, ist er in demselben nicht sehr auf seine Rechnung gekommen, und die Erfahrungen, die er mit dem südlichen Farm- und Plantagenbau gemacht hat, sind im allgemeinen nichts weniger als glänzende gewesen. Nur das Großkapital könne, so versichert er, in der virginischen und nordkarolinischen Landwirthschaft etwas ausrichten. Obwohl die Betriebe ohne Ausnahme sehr rohe und einseitige seien, so seien sie doch zugleich auch sehr fabrikmäßige, und dem kleineren Unternehmer drohe von allen Seiten eine übermäßige Konkurrenz, die um so empfindlicher sei, als die Preise der Hauptlandesprodukte — des Tabaks und der Baumwolle — auf ausländischen Märkten gemacht würden. Der Boden sei im allgemeinen schon von Natur nur von mäßiger Fruchtbarkeit, durch den Anbau der genannten Handelsgewächse aber sei derselbe gegenwärtig an den meisten Orten auf das äußerste erschöpft, und er bedürfe dringend durchgreifender und umfassender Meliorationen, die wieder der kleine Mann am wenigsten vorzunehmen im Stande

sei. In dem „Tide-Water-Belt“, nahe der Küste, sei der Boden zwar vielfach außerordentlich reich, dort sei er aber zugleich auch ganz ungenügend drainirt und für den Weißen voll von Malaria. Den Wechselfällen des Klimas, die schon den extensiven Betrieben der Tabak- und Baumwollkultur, noch viel mehr aber den intensiveren Betrieben der Frucht-, Wein- und Weizenkultur öfters gefährlich werden, sei ebenfalls nur der Mann gewachsen, dessen volle Kasse sich um ein paar auf einander folgende Mißernten nicht zu kümmern brauche. Von der Negerarbeit hat unser Gewährsmann die übelste Meinung, die man davon überhaupt haben kann, und von der Indolenz, dem Stumpfsinne, der Bedürfnißlosigkeit und der Langsamkeit der Schwarzen singt er uns ein schlimmes Klagelied. Doch der Herr ist durch seine subjektiven Erfahrungen ein Pessimist, wie gesagt, und er ist aus dem Norden und aus Deutschland gekommen.

Sein gerades Gegenbild ist unser Eisenbahn-Kondukteur, der wie alle amerikanischen Eisenbahn-Kondukteure sehr als Gentleman auftritt — mit Glacéhandschuhen natürlich —, und dessen Stand im allgemeinen mehr demjenigen unserer Bahnhofsinspektoren als demjenigen unserer Schaffner entsprechen dürfte. Dieser Mann wird mit uns ebenfalls rasch gut Freund. Wir sind ihm, der unaufhörlich zwischen Richmond und Atlanta hin und her fährt, und der den Norden nur auf vorübergehenden Aufenthalten kennen gelernt hat, augenscheinlich seltene Vögel. Aus Europa kommen und den nordamerikanischen Süden ohne materiellen Zweck und ohne deutlich sichtbares Ziel durchschweifen, nicht des „money-making“ halber, sondern lediglich um Land und Leute kennen zu lernen, das kommt ihm wunderlich vor. Eben deshalb ist er aber uns gegenüber noch mittheilsamer, als es die echten „Southerners“ schon ohnedies zu sein pflegen. Da der Zug von Richmond ab nur wenig mit Passagieren gefüllt ist, so hat er auch genügende Zeit zum Plaudern. Der Kern von dem, was er uns sagt, ist aber der: daß er den Süden unbedingt viel mehr

liebe als den Norden, ganz besonders weil es daselbst viel gemüthlicher zugehe, und weil die Leute nicht so sehr den Himmel mit Sturm zu nehmen suchen und nicht so schrecklich „go-ahead“ seien wie in dem Norden. Man singe mehr in dem Süden, man plaudere mehr, man schlendere mehr, und man lebe mehr; im Norden schreie, politisire, rase und wüste man nur. Und dann, wie viel mehr Gastfreundschaft übe man im Süden, und wie viel mehr „sociable“ sei man! Was die schwarzen Menschen betreffe, so lasse man dieselben eben auch leben, und eine ganze Reihe von guten Seiten neben den schlechten besäßen dieselben doch unleugbar. Mit der wirthschaftlichen Entwickelung des Südens sei es in den letzten Jahrzehnten trotz alledem rüstig vorwärts gegangen, was man am allerbesten in Atlanta sehen könne. Baumwollspinnereien sowie Schulen und Universitäten seien im Lande in großer Zahl gegründet worden, und das Alles werde noch viel besser werden, wenn nur erst noch mehr nordischer Unternehmungsgeist und noch mehr nordisches Kapital im Süden ihren Einzug hielten. — Da haben wir den eingefleischten südstaatlichen Optimisten, so wie er uns auf unserer Winterreise noch vielfach entgegentreten wird. Daß in seinen Reden mancherlei Sinn liegt, können wir nicht bestreiten, und daß der Süden — das Land ebenso wie die schwarzen und weißen Leute — große kulturgeographische Schwächen besitzt und sich nach seiner Niederlage in den sechziger Jahren nicht gut aus eigener Kraft wieder aufzuhelfen vermag, gibt er im Grunde genommen zu. Daß er unbeirrt durch die wirthschaftliche Misère, die er rings um sich herum sieht, die Hoffnung auf bessere Zeiten nicht aufgibt, ist eine seiner beneidenswerthesten Eigenschaften, und auch in dieser Beziehung ist er ein typischer „Southerner“. Der Neger hat diese Hoffnung auf eine bessere Zukunft auch, und derselbe tröstet sich, wenn es ihm schlecht geht — „poorly“ ist sein stehender Ausdruck dafür — ebenfalls immer damit, daß es dereinst besser werden wird — wenn nicht auf Erden, so doch ganz gewiß im Himmel. Die Himmelsleiter

wird auch für den armen „Nigger“ eine goldene sein, er wird in goldenen Pantoffeln und im Frack auf ihr emporklimmen, und oben angekommen, wird es ihm nicht an Wassermelonen und anderen Leckereien fehlen. Wenn der Neger in seinen Liedern von dergleichen Dingen singt, so ist das sein wirklicher naiver Glaube, den er damit zum Ausdrucke bringt. Glückliche Menschen! Glückliches Land! Möge es nur nicht von dem Süden für alle Zeiten heißen: „Dein Glaube war dein zugemessener Lohn!“

Ein anderer Herr noch, den wir auf unserer Fahrt von Richmond nach Morganton kennen lernen, weiß uns ein hohes Loblied auf den Süden zu singen, namentlich auf Florida und seine Orangenhaine und Winteraufenthaltsorte, und derselbe lädt uns sogar ein ihn zu besuchen, sobald wir nach Jacksonville kommen; er werde uns daselbst Wunder zeigen von dem amerikanischen Lande der Hesperiden. Das ist aber ein Eisenbahn- und Landagent, wie sich im Laufe der Unterhaltung herausstellt, und dessen Urtheil werden wir aus diesem Grunde noch etwas kritischer und vorsichtiger aufnehmen müssen, als dasjenige des pessimistischen Landsmannes und dasjenige des optimistischen Zugführers.

An den Stationen, die wir berühren, erhalten wir zu unserer Ueberraschung hie und da noch ein recht trinkbares Glas Bier, und wir freuen uns natürlich darüber, daß diese gute Gabe, die uns an das ferne deutsche Vaterland erinnert, neuerdings auch in den nordamerikanischen Südstaaten zur Geltung zu kommen scheint. Die Speisen, die uns in den virginischen und nordkarolinischen Stationsrestaurants aufgetragen werden, lassen dagegen im allgemeinen noch viel mehr zu wünschen übrig, als es in dem Norden der Fall ist. Dort ist nur die Zubereitung in der Regel roh und geschmacklos, hier ist auch die Zuthat vielfach von schlechter Qualität, und gelegentlich scheut man sich nicht, uns völlig verdorbenes Fleisch vorzusetzen. Die Preise, die man für die Mahlzeiten berechnet, sind dafür freilich auch niedriger als in

dem Norden. Verräth uns dies Alles nicht auf das deutlichste, daß wir uns in einem viel ärmeren Lande befinden? Da sich die Armuth bei Schwarz und Weiß verhältnißmäßig häufig mit Zufriedenheit und Hoffnung paart, so können wir die „Southerners“ darob aber vielleicht gar nicht besonders beklagen.

Was die Landschaft betrifft, die draußen an uns vorüberfliegt, so bleibt dieselbe sich in dem ganzen Piedmont-Belt beinahe vollkommen gleich. Rother Lehm wechselt mit gelbem Sande, hie und da nur steht der Gneiß- und Granitfels an den flachen Hügelgehängen zu Tage, hie und da bedeckt fluviales oder losgewittertes Geröll den Boden, und um die Eintönigkeit noch vollständiger zu machen, ragen weit und breit, wohin wir schauen, Kiefern und immer wieder Kiefern empor in die Luft. Auch die Erosionslandschaften, die wir wegen ihres spezifisch südstaatlichen Charakters so überaus interessant finden, behalten auf der ganzen Strecke denselben Charakter, und sie wiederholen sich in das Unendliche, so daß wir zuletzt wohl auch ihrer müde werden müssen.

Wenn hinter Greensboro die Nacht über uns hereinbricht und uns der Pflicht und der Möglichkeit des Schauens und Beobachtens überhebt, so können wir dies also nicht als ein großes Unglück beklagen. Die Auffahrt in die Alleghany-Region erfolgt so allmälig und so unmerklich, daß wir das Neue, was uns dieselbe bieten muß, vielleicht deutlicher wahrnehmen, wenn wir sozusagen mit verbundenen Augen in dieselbe hinein versetzt werden.

Nachdem wir uns bei mittelmäßigem Gaslicht noch ein wenig mit unseren Reisegefährten unterhalten haben, überlassen wir uns also in unserem „Pullman-Car“ für ein paar Stunden der Ruhe, und dabei verpflegt uns der schwarze „Porter“ in so anerkennenswerther Weise, daß wir auch hier wieder gestehen müssen, daß die Neger zu gewissen wirthschaftlichen Leistungen in der That ganz gut zu gebrauchen sein dürften. Die persönlichen Dienste, für die sie durch viel Rou-

tine genügend geschult worden sind — das Tischdecken, Bettmachen, Stiefelwichsen, Kleiderabstäuben u. s. w. — verrichten sie zum Theil mit großer Gewandtheit und Zuverlässigkeit, und die schwarzen Burschen, die uns in den Pullman-Wagen bedienten, verdienten sich den „Quarter" Trinkgeld, den wir ihnen dem amerikanischen Brauche gemäß zu verabreichen pflegten, in der Regel recht wacker. Die „Pullman-Porters" erschienen uns auf unseren Amerikafahrten freilich immer als eine Art Elite der amerikanischen Negerschaft, ähnlich wie die in dem Norden eingewanderten Schwarzen, und das Lob, das wir ihnen spenden, konnten wir nur ausnahmsweise auch auf die farbigen Hausdiener, mit denen wir später in Berührung kamen, ausdehnen. Als solche erschienen uns die Neger fast immer ebenso schwerfällig, langsam und intelligenzlos wie als Feldarbeiter, ganz abgesehen davon, daß sie als solche auch auf dem amerikanischen Boden häufig genug ihre bekannte afrikanische Eigenthümlichkeit, unverhofft davonzulaufen oder wenigstens ohne irgend welches Urlaubsgesuch einen unerwünschten Feiertag zu machen, festhalten.

Es ist noch finstere Nacht, da weckt uns unser schwarzer Freund, wir machen mit seiner Beihülfe flüchtige Toilette, der Zug hält, und wir steigen aus — das letztere allerdings nicht, ohne gewisse höhere Turnkünste in Anwendung zu bringen, da der Bahnsteig der Station Morganton ebenso wie derjenige der meisten anderen amerikanischen Eisenbahnstationen sehr primitiver Art ist. Aeußerst primitiv und stallartig ist auch das Stationsgebäude — wieder ganz im Einklange mit der allgemeinen Regel —, und die Anlage desselben ist augenscheinlich mehr auf das Verladen von „hogs" (Schweinen) und „lumber" (Holz) berechnet, als auf die Unterkunft von Reisenden. Morganton genießt zwar seit einigen Jahren wegen seiner geschützten Lage zwischen den obengenannten Bergketten einen gewissen Ruf als Winteraufenthaltsort, die Eisenbahngesellschaft scheint aber zunächst damit noch nicht sehr zu rechnen.

Glücklicherweise haben wir nicht nöthig, bis zum Anbruche des Tages in dem unkomfortablen Stationsgebäude zu verweilen. Einer unserer Freunde, ein junger Northerner, ist mit Pferd, Wagen und Laterne zur Stelle, um uns zu empfangen, und derselbe bringt uns vermittelst seines Fahrzeuges alsbald nach dem gastlichen Hause, in dem man unserer wartet, und das etwa $1\frac{1}{2}$ engl. Meile von der Eisenbahnstation entfernt ist. Kutscher und Pferd haben, indem sie das bewirken, ein hartes Stück Arbeit, denn die Hauptstraße des nordkarolinischen Landstädtchens ist zur Winterszeit so morastig und so voll verborgener Abgründe, daß der Wagen jeden Augenblick in Gefahr kommt, umzuschlagen, um seine armen Insassen unangenehme nähere Bekanntschaft mit dem rothen Lehme der Alleghany-Region machen zu lassen. Diese erste Fahrt auf nordkarolinischer Landstraße wird uns für alle Zeiten unvergeßlich bleiben; dieselbe bildete aber — und das müssen wir dankbar anerkennen — eine ganz vortreffliche Vorbereitung für unsere späteren Fahrten und Ritte durch die Urwaldwildnisse und Urwaldsümpfe des Westens. Dank dem Geschicke unseres Rosselenkers, dank dem vorsichtigen Schritte des Rößleins, und dank dem dürftigen Lichte unserer Laterne kommen wir aber endlich wohlbehalten an unserem Ziele an.

Ein ländlicher „Parlour", der für das bevorstehende Weihnachtsfest in angelsächsischer Weise mit „holly" (Stecheichen-Zweigen) geschmückt ist, und in dessen Kamin ein lustiges Feuer lodert, empfängt uns, und nach kurzer Bewillkommnung versuchen wir in dem uns zugewiesenen freundlichen Stübchen den im Pullman-Wagen begonnenen Schlaf noch ein wenig fortzusetzen.

In den folgenden Tagen und Wochen bietet sich uns dann mancherlei Gelegenheit, eine Reihe von tieferen Blicken in das Leben und Treiben einer nordamerikanischen Kleinstadt zu thun. Natürlich sind es aber im allgemeinen nur Genrebilder, die daselbst an unserem Auge vorüberziehen, und näher darauf einzugehen, verlohnt sich nicht sehr. Im allgemeinen bestätigen sie nur unsere sonstigen Eindrücke.

26.

Streifzüge in der Umgebung von Morganton. Der Zustand des Waldes am Ostabhange der Alleghanies. Der Wildstand. Die Naturscenerie. Herrensitze, Farmhäuser und Shanties. Die Neger.

Trotz der entsetzlichen Wege rings um Morganton unternehmen wir behufs unserer Studien fast täglich größere und kleinere Ausflüge in seine Umgebung, und wir haben dabei unseren kentuckyschen Bergpferden, in denen sich Zuverlässigkeit und Ausdauer mit Lebhaftigkeit und Feuer paaren, die höchste Anerkennung zu zollen. Die Thiere sollen sich unter den schwierigen Verhältnissen freilich zumeist rasch abnutzen, und die Einheimischen bedienen sich deshalb auf ihren Expeditionen mehr des Esels oder des Maulthieres, wie denn das letztere in der Regel auch viel höher im Preise steht als das Pferd. In unserem Dienste thun die kleinen, hübschen Pferde aber ihre Schuldigkeit voll und ganz, und sie tragen uns die steilen Lehnen der cañon-artigen Thaleinschnitte hinab und hinauf und durch die raschfließenden, milchweißen Gebirgsströme hindurch, daß wir unsere Freude daran haben. Zu miethen ist übrigens ein ganz brauchbares Reitpferd in Morganton für das Spottgeld von einem halben Dollar pro Tag.

Das Wetter macht bei unseren Exkursionen selbstverständlich all die tollen und launischen Sprünge, die es in dem nordamerikanischen Süden jahraus, jahrein zu machen pflegt. Bald bedeckt tiefer Schnee und zolldickes Eis die Landschaft, und es ist so bitter kalt, daß wir froh sind, wenn wir auf unserem Ritte ein gastliches Haus erreichen, an dessen Kaminfeuer wir unsere erstarrten Glieder ein wenig aufwärmen können; bald dagegen scheint die Sonne überwarm und überfreundlich auf uns herab, und es herrschen Temperaturen wie bei uns daheim im Mai und Juni, so daß wir unsere Winterkleidung am liebsten von uns werfen möchten.

Am häufigsten gehen die Ritte hinaus in den Wald, denn

dieser umgibt Morganton noch auf allen Seiten, und mit seinen Eigenthümlichkeiten werden wir auf diese Weise bald in einem höheren Grade vertraut. Hinsichtlich der Zusammensetzung sowie hinsichtlich der Stattlichkeit seines Wuchses ähnelt der Wald am Ostabhange der Alleghanies wieder zum Verwechseln dem deutschen Heidewalde. Der allbeherrschende Baum ist die sogenannte kurznadelige Kiefer oder Gelbkiefer (Pinus mitis), und derselbe erreicht nur ausnahmsweise einen Durchmesser von einem halben Meter, während er für die Regel weit hinter dieser Stärke zurückbleibt. Daran, daß wir uns tief in dem Süden befinden, erinnert uns an manchen Hängen, an denen der krystallinische Fels zu Tage steht, nur ein mehr oder minder dichtes Unterholz von Stecheichen (Ilex opaca), Kalmien (Kalmia latifolia) und amerikanischem Lorbeer (Rhododendron Catawbiense und Rh. Maximum). Mäßig hohe Eichen sowie Hickory- und Ahornbäume sind dem Nadelholze nur hie und da beigemengt.

Was die Bewirthschaftung und Benutzung des Waldes betrifft, so erhalten wir davon das denkbar traurigste Bild. Das schöne Lied: „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut!" das wir angesichts des wohlgepflegten deutschen Kulturwaldes so gern anstimmen, würde beim Anblicke der nordkarolinischen Waldungen, die wir bei Morganton sahen, wie Hohn klingen, und wir vermochten eigentlich niemals an dasselbe zu denken. Eher empfanden wir den tiefen Sinn der warnenden Worte nach, die H. Riel in seinem „Land und Leute" bezüglich des amerikanischen Waldes ausspricht: „Die Wildniß ist das große ruhende Baarkapital, auf dessen Grundlage die Nordamerikaner noch lange die keckſten sozialen und politischen Börsenspiele wagen können. Aber wehe ihnen, wenn sie dieses Stammkapital selber aufzehren würden!" Haben die Amerikaner ihre Forsten in dem Norden nicht thatsächlich bereits von Grund aus zerstört und abgewirthschaftet, so daß nur noch wenige dürftige Reste davon übrig geblieben sind? Und scheinen sie in dem gegenwärtigen Augenblicke nicht im Begriffe zu

stehen, in der gleichen radikalen Weise auch in dem Süden zu verfahren? Es beschleichen uns da wieder einmal allerlei Zweifel, ob denn das Wirthschaftssystem, das der Norden in den sechziger Jahren dem Süden aufgedrängt hat, dem letzteren wirklich in allen Stücken zum Heile gereichen werde.

So lange die großen Sklavenbarone frei in dem Lande schalteten und walteten, übten dieselben gewissermaßen ein ähnliches unbewußtes Schützer- und Konservatorenamt dem Walde gegenüber, wie es in Deutschland seitens der Fürsten und seitens der adeligen Großgrundbesitzer geschah. Der Holzkonsum an Ort und Stelle war wohl auch zu jenen Zeiten schon ein starker, und denselben in irgend einer Weise zu regeln oder zu beaufsichtigen, fiel auch damals niemandem ein. Aber der einheimische Verbrauch würde bei der geringen Dichtigkeit der Bevölkerung schwerlich im Stande gewesen sein, die furchtbaren Verwüstungen anzurichten, welche wir heute wahrnehmen.

Nach dem großen Kriege wurde die Lage in dieser Beziehung eine viel bedenklichere und üblere. Die Mehrzahl der einstigen Sklavenhalter fand es nach der Niederlage des Südens unthunlich, ihren Grund und Boden mit Hülfe der freien Negerarbeit in der alten Weise weiter selbst zu bewirthschaften. Sie theilten denselben vielmehr in größere und kleinere Parzellen und verkauften diese entweder an neu eingewanderte kleine Farmer, oder verpachteten sie nach dem bekannten Prinzipe der parceria an ihre früheren Sklaven. So wie das ebengenannte System nun seiner Zeit für den italienischen, französischen und englischen Waldbestand verhängnißvoll geworden ist, so scheint dies auch für den südstaatlich-amerikanischen der Fall werden zu wollen. Die kleinen Besitzer und Halbbesitzer entpuppen sich fast allenthalben als viel härter gesottene Waldfrevler als die vormaligen großen Besitzer, und sie schlagen und brennen in der rohesten und rücksichtslosesten Weise auf die Bestände los. Rings um die Negerfarmen herum erschienen uns namentlich die zahllosen, unvollständigen

Rodungen charakteristisch. Der schwarze Halbbauer nahm augenscheinlich an verschiedenen Orten des Farmlandes, das ihm von seinem ehemaligen Herrn zugetheilt worden war, einen ersten kräftigen Anlauf, um seine Waldfläche in Ackerfläche zu verwandeln; bald aber däuchte ihm die Arbeit zu mühsam und der in Aussicht stehende Erfolg zu gering, und er überließ deshalb die in Angriff genommene Rodung wieder sich selbst. Nun ragen auf diesen Strecken halbverkohlte, blattlose Stämme empor in die Luft, verkohlte und unverkohlte Stümpfe von einem Fuß Höhe oder von Mannshöhe daneben, und um diese Ruinen herum wuchert junger, kümmerlicher Nachwuchs, dem es schwer genug gemacht zu sein scheint, sein Leben zu fristen. Daß es sich bei den Rodungen auch hier vielfach um sogenannten „absoluten Waldboden" handelt, mußten wir daraus schließen, daß dieselben auffallend häufig auch dort, wo sie gründlich und vollständig vorgenommen worden waren — es ist dies namentlich auf vielen Grundstücken weißer Farmer der Fall —, brach und unangebaut dalagen. Durch Düngung und sorgfältige Aufbereitung nachzuhelfen, wo es der Mühe werth wäre, sieht sich der kleine Mann in der Regel außer Stande. Was uns der Landsmann im Eisenbahnwagen verrathen hat, bestätigt sich also zu einem guten Theile, und bei den Negerfarmen insbesondere gewahren wir in der Regel ein mit Mais bebautes Stück Land, das wir eher ein Gärtchen nennen möchten als ein Ackerfeld, und rings herum immer wieder die reinste Waldarmseligkeit. So oft wir dieselbe betrachteten, so oft mußten wir uns sagen, daß der beständige Anblick derselben unbedingt in einem hohen Grade demoralisirend auf die Bevölkerung wirken müsse, und zwar ästhetisch ebenso wie nationalökonomisch. Fast hätten wir die Indianerzeiten zurückwünschen mögen. Zuweilen dachten wir es uns als eine schöne Aufgabe, inmitten dieser allgemeinen Liederlichkeit an geeigneter Stelle eine wirkliche Kulturoase zu schaffen, eine Musterwirthschaft mit großen Pfirsich- und Weingärten und Getreide-

feldern, und mit wohlgepflegtem Forst ringsum. Aber würde das nicht heißen: einen Augias-Stall reinigen? Und würde man die geeigneten Arbeitskräfte im Lande auftreiben können, um diesen schönen Plan zu verwirklichen? Daß zum Schutze der Pfirsichbäume und Reben gegen die Unbill des Klimas umfassende Vorsichtsmaßregeln getroffen werden müßten, versteht sich von selbst. Besonders verlockend erschien uns in dieser Beziehung die Gegend der Southern Mountains, um so mehr als man uns daselbst den Acre zu dem Preise von einen bis zwei Dollars feil bot. Was für ein stolzes Rittergut bekäme man da für 10 000 Mark! Nach reiflicher Ueberlegung haben wir aber doch darauf verzichtet, es zu kaufen.

Um die geschilderte Waldverwüstung noch vollkommener zu machen, hat das neue südstaatliche Wirthschaftssystem dann noch weitere Reformen mit sich gebracht, auf die wir kurz hinweisen müssen. Soweit die früheren Pflanzer ihre ausgedehnten Besitzungen nicht zerstückelt haben, sondern dieselben noch in ihrer eigenen Hand halten, soweit haben sie — vielfach drückender Schulden halber — die Nutzung ihrer Forsten an nordstaatliche Holzhändler überlassen, und nun sind in den nordkarolinischen Berg-Counties allenthalben Dampfsägen am Werke, um auch diejenigen Waldstrecken, auf denen bisher noch stattliche Stämme stehen geblieben waren, in echt amerikanischer Weise zu bearbeiten. Die Eisenbahnen, die seit einigen Jahren auch das westliche Nordkarolina mit einem ziemlich dichten Netze überzogen haben, und die erfahrungsgemäß in jungen Ländern immer als Waldfeinde auftreten, helfen dabei nach Kräften, nicht bloß indem sie die Balken, Bretter und Schindeln in Masse zu Markte führen, sondern auch, indem sie die Dampfkessel ihrer Lokomotiven — ähnlich wie Sägewerke die ihrigen — vorwiegend mit Holzscheiten heizen. Die Terpentin-Industrie hat in der Alleghany-Region nur hie und da mit dazu beigetragen, den Wald zu zerstören, da die Gelbkiefer glücklicherweise nicht besonders harzreich ist. Wirklich stattliche und schöne Bestände von Eichen, Hickorybäumen,

Kastanien ꝛc. fanden wir nur noch in bislang unzugänglich und von Eisenbahnen unberührt gebliebenen Theilen der südlichen Alleghanies.

Wie es um Morganton mit dem Wildstande bestellt ist, kann man sich nach dem Gesagten leicht vorstellen. Das einzige Ziel, das sich unserer Büchse darbietet, wenn wir jagdlustig sind, ist das „jack rabbit“, eine wilde Kaninchenart. Die Hirsche und Rehe, die einst in den Wäldern hausten, sind bei der uneingeschränkten amerikanischen Jagdfreiheit längst verschwunden, und wenn wir auf unseren Ausflügen die farbigen Freibürger mit ihren alten Flinten aller Orten in dem Walde herumstreifen und auf die armen „jacks“ fahnden sahen, so wollte es uns fast scheinen, als stehe auch dem letzten jagdbaren Waldthiere der Untergang nahe bevor. Zur Zeit sollen die Kaninchen allerdings noch häufig eine Landplage bilden, und außer den Negern dienen sie zunächst auch noch den zahlreichen Habichten und Bussarden, die über uns dahinschweben, als Hauptleckerbissen. Daß die Kugel aus der Büchse eines schwarzen Jägers gelegentlich uns statt dem „jack rabbit“ durch den Kopf gehen könnte, erwähnen wir als eine Nebensache. — An Stelle des vernichteten Wildes grunzen und quicken uns gegenwärtig allenthalben im Walde schwarze Ferkel an, die den Hauptreichthum der schwarzen und weißen Farmer bilden, und die sich begreiflicherweise ganz wie ihre Herren der unbeschränktesten amerikanischen Freiheit erfreuen. Ab und zu stoßen wir auch auf ein paar Rinder; dieselben sehen aber viel weniger wohlgenährt aus als die „hogs“ und „pigs“, denn Auen und Bergwiesen gibt es in der in Frage stehenden Gegend nirgends. Ob der stark durchlässige sandige Lehmboden oder das Klima die Ursache davon ist, daß der Graswuchs mangelt, vermögen wir nicht zu entscheiden.

Daß die atmosphärischen Niederschläge auf den Waldblößen energisch daran arbeiten, den Boden durch cañon-artige Schluchten zu zerreißen und ihn wegzuschwemmen, konnten wir an unzähligen Punkten beobachten, und öfters verursachten

wir an solchen Stellen durch den bloßen Hufirun unserer galoppirenden Rosse förmliche kleine Bergstürze, die uns füglich gar wohl unter sich hätten begraben können.

Weite Fernsichten, wie sie die deutschen Gebirge gewähren, und wie sie uns zu einem tieferen Einblicke in den Bau des Allegheny-Gebirges so sehr willkommen gewesen wären, haben wir von den Anhöhen und Bergen in der Umgegend von Morganton nur selten. Dazu ist die Neue Welt auch in ihren Hauptgebirgen zu flächenhaft gebildet, und dazu steigen die parallelen Längsfalten des Allegheny-Gebirges ebenso wie ihre Querfalten im allgemeinen zu sanft und zu allmälig an. Einen ziemlich umfassenden Ueberblick über die Hauptketten genießen wir aber von den „Knobs" der Southern Mountains aus, die wie hohe, freistehende Schaugerüste vor die Front des Gebirges hingestellt erscheinen, ähnlich wie die Juraberge vor die Alpen. Das Bild der nordkarolinischen Schwarzen und Blauen Berge — der Black Mountains und Blue Mountains — und ihrer Hauptgipfel — des 2000 m hohen Black Dome, des Mount Roan, des Grandfather, des Table Rock — ist von den genannten Höhen erhaben schön, aber infolge einer gewissen Gleichförmigkeit der Berggestalten zugleich auch merkwürdig ernst. Indem wir uns in den Anblick versenkten, dachten wir immer unwillkürlich an das melancholische Indianerantlitz, und wie dasselbe das Landschaftsbild in früheren Zeiten so überaus treu reflektirte. Lachende Gebirgsansichten begegneten uns in Amerika überhaupt verhältnißmäßig selten.

Ein großes Vergnügen macht es uns natürlich, die Menschen, die das nordkarolinische Bergland heute bewohnen, auch in dem Innern ihrer Häuser zu beobachten, und es bietet sich uns dazu in der Stadt Morganton sowie auf unseren Exkursionen ebenfalls mannigfaltige Gelegenheit.

Am vertrautesten werden wir mit verschiedenen alten „Mansions" in der Nähe Morgantons, denn deren Besitzer haben rasch Freundschaft mit uns geschlossen, und sie würden es uns übel nehmen, wenn wir an ihrem Hause vorüberreiten

wollten, ohne vorzusprechen. Ab und zu werden wir von den biederen, alten Herren, die sämmtlich ehemalige Sklavenbarone sind, und die zum Theil als Mitglieder der nordkarolinischen Legislatur und als Offiziere in der Armee der Konföderirten eine öffentliche Rolle gespielt haben, auch zu einer Partie „Whisky-Poker" oder Whist eingeladen, und dann machen wir natürlich einen kleinen Extraritt zu ihnen hinüber.

Wie sieht es nun in einem solchen Herrenhofe aus? Aus der Ferne gesehen, nimmt sich das Hauptgebäude desselben sehr stattlich und vornehm aus, und wenn der Baustil nicht etwas Fremdartiges und Südländisches hätte, so könnte man sich dabei an ein deutsches Rittergut erinnert fühlen. Die Säulen der Stirnseite des Hauses namentlich, die eine Art offene Vorhalle bilden, haben etwas ausgesprochen Aristokratisches. Kommt man näher heran, so sieht man freilich, daß von den stolzen Säulen an vielen Stellen der Stuck losgebröckelt ist, sowie daß eine Anzahl zerbrochene Fensterscheiben des oberen Stockwerkes mit Papier oder Leinwand verklebt sind. Der Garten vor dem Mansion, der mit einer Anzahl großer — im Winter hier leider blattloser — Magnolien und Lebenseichen geziert ist, könnte sich auch einer sorgsameren Pflege erfreuen. Der Hausherr, der uns entgegeneilt, sobald er die Hufe unserer Pferde auf seinem Grund und Boden erschallen hört, empfängt uns herzlich und freundlich, wie es sich für den echten Southerner geziemt; nur trägt er einen abgetrageneren und ausbesserungsbedürftigeren Rock, als wir es daheim sowie in dem amerikanischen Norden bei großen Herren gewöhnt sind. In dem Parlour, in den wir von ihm geleitet werden, ist es kalt, und eine junge Farbige, deren Gebahren noch sehr an die verschwundene Sklavenzeit gemahnt, bemüht sich ohne großen Erfolg, in dem Kamin ein warmes Feuer anzufachen. Die Möbel, mit denen das Empfangszimmer ausgestattet ist, sind einst elegant gewesen; jetzt aber stehen sie in auffälliger Harmonie mit den zerbröckelnden Säulen des Hauses und mit dem zerreißenden Rocke des Besitzers. Es sieht aus, als ob Herr

und Haus einst bessere Zeiten gesehen hätten, und als ob es gegenwärtig um beide trübe stehe. Selbst die Prachtbände von Longfellow's, Shelley's und Byron's Gedichten, die auf dem Salontische liegen, vermögen diesen Eindruck nicht in uns zu verwischen. Sie sehen zu sehr wie billige Waare aus. Kredenzt wird uns von einer schwarzen Hebe ein Glas nordkarolinischer Rothwein — Eigenbau des Mansion-Besitzers —, der uns als Neuigkeit interessant ist, der aber in seinem süßlichen Geschmacke nur eine entfernte Verwandtschaft mit dem französischen und dem ungarischen Rothweine besitzt. Die Havana-Zigarre, die unser Wirth uns präsentirt, mundet unserer europäischen Zunge viel besser.

Zum Whiste oder zum Whisky-Poker-Spiel — das letztgenannte simple Spiel, bei dem der Verlierer jedem Mitspieler ein Glas Whisky zu spenden hat, scheint im nordamerikanischen Süden das beliebteste zu sein — zum Kartenspiel also begeben wir uns in das Arbeitszimmer des alten Herrn, da dies etwas besser geheizt ist. Dort sind wir überrascht, eine ganz hübsche Bibliothek vorzufinden, aus der uns Gibbon's römische Geschichte, Hume's politische Gespräche und eine Menge anderer staatswissenschaftlicher Werke entgegenleuchten. Die Ausstattung des Zimmers im übrigen ist freilich eine ziemlich primitive, und die Bilder an den Wänden sind noch schlechter als in unseren Durchschnitts-Bauerstuben. Da die Southerners fast ohne Ausnahme leidenschaftliche Tabakkauer sind, so fehlt neben dem Spieltische nicht der Eimer für das „spitting“, und dieses unappetitliche Möbelstück verräth uns noch mehr als der Wandschmuck, daß in dem nordamerikanischen Süden die kolonialen Zeiten noch lange nicht überwunden sind. Daß wir aus dem Gespräche mit unserem freundlichen Wirthe, der in vielen Beziehungen ein erfahrener Weltweiser ist, die mannigfaltigste Belehrung schöpfen, haben wir nicht nöthig hinzuzufügen.

In den Häusern der kleineren Farmer, welch letztere wie erwähnt in der Mehrzahl erst nach dem Kriege ins Land ge-

kommen sind, sieht es anders aus. Dort enthält der leichte Holzbau außer dem Familienzimmer nur noch ein paar Schlafzimmer und eine Vorrathskammer, und der Hausrath ist von der rohesten und einfachsten Art. An der einen Wand hängt eine im Trödel gekaufte Schwarzwälder Uhr, und an der anderen liegt auf einem angehefteten Brett der ganze Bücherschatz: Jayne's Gesundheits-Kalender, Blum's Farmer-Almanach, ein Prayer-Book und eine Bibel. Das erstgenannte Buch ist dem Farmer als nordstaatliches Schwindelannoncenbuch ins Haus geschickt worden, sonst würde er es nicht besitzen. Es wird ihm darin unentgeltlicher Rath ertheilt, wie er vorkommenden Falls die Cholera und den Krebs zu behandeln hat, während er bei etwaigem Magen-, Hals- oder Lungenleiden auf die gegen hohe Bezahlung aus Philadelphia zu beziehende Pillenschachtel verwiesen wird. Nach Wohlstand sieht es in dem Farmhause nicht aus, und von der Behäbigkeit des deutschen Bauernhauses ist darin keine Spur zu entdecken. Der Farmer selbst, mit dem wir uns vor dem Kaminfeuer unterhalten, ist zwar eine robuste Gestalt, die beständig kaut und spuckt, und ihm scheint seine harte Arbeit in der freien Luft wohl zu bekommen; seine Frau und seine Kinder aber, die wie er selbst ärmlich gekleidet sind, sehen eher kränklich als kräftig und gesund aus, und für sie dürfte er schon Veranlassung finden, die Dienste der Firma Jayne in Anspruch zu nehmen. In vielen Farmhäusern scheint übrigens die besondere Vorrathskammer zu fehlen, und dann sehen wir Speckseiten, Maiskolben und andere Viktualien als Zimmerschmuck von der Decke herabhängen. Die Labung, die uns Fremdlingen zu Theil wird, besteht in einem Trunke frischen Quellwassers, den man uns in einem Blechnapfe von zweifelhafter Reinlichkeit darreicht.

Vernimmt der Mann, daß wir studienhalber in Nordkarolina herumschweifen, so versäumt derselbe nicht, uns darauf aufmerksam zu machen, daß in seinem Acker allerlei verborgene Schätze schlummern, deren Ausbeutung sich für den

Kundigen lohnen würde. Die Quarzadern des huronischen Gneißfelsens, der unter dem lockeren Boden lagert, enthalten Spuren von Gold, hie und da finden sich große Granaten in das Gestein eingebettet, hie und da dicke Lagen von fußlangen Glimmerblättern, hie und da auch Kaolin — und all diese Kostbarkeiten würde er uns gegen 500 Dollars Baarzahlung bereitwillig überlassen, wie er uns erklärt. Schade, daß wir bezüglich der fraglichen Bergbau-Unternehmungen dieselben Skeptiker sind wie bezüglich der Musterplantage in den Southern Mountains. Der Mann käme ja mit den 500 Dollars aus mancher schlimmen Verlegenheit, und er könnte sich zugleich auch nach einer anderen Gegend wenden, in der das Farmen vielleicht besser lohnt.

Auch in die Häuser der sogenannten armen Weißen — der „poor whites“ —, die eine zahlreiche Volksklasse in Nordkarolina bilden, treten wir gelegentlich ein, dazu veranlaßt durch eine weiche, wohlthätige Seele in der Familie unserer Freunde, die alles Elend aus der Welt verschwinden lassen möchte, und die uns deshalb mit dieser oder jener Mission betraut. Das sind nun allerdings mehr Hütten als Häuser, und der Schutz und Komfort, den sie ihren Bewohnern gewähren, ist in jeder Beziehung ein äußerst geringer. Die unbehauenen Baumstämme, aus denen die Hütte zusammengesetzt ist, sind nichts weniger als dicht gefugt, und von allen Seiten bläst der kalte Wind durch die Lücken herein. Was kann da das Feuer, das auf der Feuerstätte lodert — „Kamin“ kann man den Steinhaufen nicht gut nennen — ausrichten! Die Hütte enthält nur einen einzigen Raum, und dieser ist Parlour, Schlafgemach und Vorrathskammer zugleich, wenn von Vorräthen darin überhaupt etwas zu bemerken ist. Eine blasse junge Frau streckt uns ihre abgemagerte Hand zum Gruße entgegen, ein paar kränklich aussehende Kinder blicken uns scheu und furchtsam an — ganz anders als es die amerikanischen Kinder sonst zu thun pflegen —, und der Hausvater liegt mit erfrorenen Füßen auf der einzigen Lagerstätte, die

der Raum enthält. Indem wir auf den beiden vorhandenen Holzstühlen Platz nehmen und einen Krankenbericht verlangen, erfahren wir, daß der Mann einen Whiskyrausch im Freien hat ausschlafen wollen und dabei zu seinem Schaden gekommen ist. Jetzt behandelt er die übel zugerichteten Gliedmaßen mit aufgelegten Tabakblättern, die eine Art Universalheilmittel in Nordkarolina bilden. Für die kleine Geldspende, die wir in den Händen der Frau zurücklassen, damit sie für gute Pflege sorgen und den Arzt herbeirufen kann, ernten wir viel Dank. Im Davongehen sagen wir uns aber, daß es größere Armuth bei uns daheim auch nicht gibt, und einem Mittellosen werden wir in keinem Falle rathen, nach Nordkarolina auszuwandern.

Und nun die vierte Häuser-Kategorie in dem nordkarolinischen Berglande, die Neger-Shanties, die uns überall aus dem Dickichte entgegenblicken! Wie sieht es in denen aus? Ein deutscher Stall für Kühe oder Pferde ist im Vergleiche mit den meisten Negerhütten ein Palast. Um in ihr Inneres zu gelangen, hat man sich tief zu bücken, wenn man nicht etwa gar auf Händen und Füßen hineinkriechen muß, und durch die Thür soll zugleich auch alle Luft und alles Licht hineingelangen, da Fensteröffnungen nicht vorhanden sind. Wie es zwölf bis sechzehn menschliche Wesen in einem solchen Raume aushalten können — Vater, Mutter und zehn oder mehr Sprößlinge —, das ist uns immer ein Räthsel geblieben. Und doch prosperiren dieselben, und man sieht ihnen nicht im entferntesten jene Noth an, wie man sie den armen Weißen ansieht. Den nackten oder halbnackten Kindern gewährt der Shanty an kalten Wintertagen hinreichenden Schutz gegen das Erfrieren, und an warmen Tagen tummeln sie sich draußen im Freien, wie die „pigs“, die ihnen in so vielen Beziehungen wahlverwandt erscheinen, und die auch gelegentlich das Obdach und den Maisbrei mit ihnen theilen. Geht doch eins dabei zu Grunde, so sendet der Himmel ein anderes als Ersatz; denn auf der dunkelfarbigen Rasse ruht, wie bereits gesagt, auch in Amerika der Segen: Seid fruchtbar und mehret euch! Den

Weißen, der seinen Kopf in die Negerhütte hineinsteckt, zwingen undefinirbare Gerüche und Dünste, sich nach wenigen Augenblicken wieder daraus zurückzuziehen. Alles in allem kommt er dabei wohl zu dem Schlusse, daß man den Farbigen wenig gegeben hat, indem man ihnen die Freiheit und das amerikanische Vollbürgerthum gab, und daß behufs ihrer Erhebung zu einer höheren Menschenwürde noch mancher Schritt zu thun übrig geblieben ist. Wo wir eine bessere Negerhütte wahrnehmen, wie dies wohl dann und wann geschieht, da ist es selten ein Vollblutneger, der dieselbe erbaut hat und sein eigen nennt, sondern einer jener Halbblutneger, die nach unserer bereits ausgesprochenen Meinung am ehesten dazu angethan sein dürften, die Rasse vor dem völligen Zurücksinken in den Naturzustand zu bewahren. Die kleinen Mulattenknaben, die vor den betreffenden Hütten spielen, sehen zuweilen ganz hübsch und intelligent aus, wenn auch das Hauptmerkmal der Rasse — die Prognathie — ihnen fast niemals vollkommen fehlt. Zur Verlotterung und Verlumpung der eigentlichen Neger an ihrer Person trägt wohl auch sehr wesentlich der Umstand mit bei, daß sie sich mit Vorliebe in die abgelegten Kleider der Weißen kleiden, nicht bloß, weil sie dieselben geschenkt erhalten, sondern auch, weil sie sich durch dieselben gewissermaßen geadelt fühlen. Daß die Kleider selten anders als in sehr abgenutztem Zustande in ihre Hände gelangen, thut dieser Einbildung keinen Eintrag.

Wer das Thun und Treiben der „darkeys“ — wie die Neger von den weißen Südstaatlern verachtungsvoll genannt werden — in der Umgebung von Morganton aufmerksam beobachtet, der findet außer in ihrer Art zu wohnen und sich zu kleiden auch noch manches andere Anzeichen, das ihn veranlaßt, denselben die Fähigkeit, sich aus eigener Kraft eine bessere wirthschaftliche und kulturelle Zukunft zu gestalten, mit Entschiedenheit abzusprechen. Ein Neger, der es durch eifrige Studien zum Amte eines Geistlichen gebracht hatte, sagte in seiner Predigt mit der seiner Rasse eigenthümlichen Beredtsam-

keit: „Da erweckte Gott den Herkules, und sandte ihn zum römischen Volke, daß er ihm das Evangelium predigte. Schon in seiner Wiege erfüllte er ihn mit dem heiligen Geiste, und das Kind ward davon so stark, daß es zwei Schlangen mit seinen Händen erwürgen konnte." Welche Konfusion von Rom und Griechenland, von Christenthum und heidnischer Mythologie in dem engen Hirn des armen Schwarzen! Bei den gottesdienstlichen Versammlungen, welche die Neger unter freiem Himmel halten — den sogenannten Camp-Meetings — geht es in jeder Hinsicht urheidnisch zu, und ihre „Wanderungen nach Aegypten" arten fast regelmäßig in tolle Tänze von echt afrikanischer Art sowie in Gelage und sexuelle Ausschweifungen aus. Wenn sich zwei Negerinnen mit einander zanken, was außerordentlich häufig geschieht, so gipfeln die Vorwürfe, die sie auf einander häufen, immer in dem einen: „You have not the Spirit!" „Du bist nicht vom heiligen Geiste erfüllt!" Von den grob anthropomorphistischen Vorstellungen, die sich die Neger von den zukünftigen Dingen machen, sprachen wir früher. — Bei den politischen Wahlen, zu denen sie, sobald sie einundzwanzig Jahre alt sind, so gut berechtigt sind wie ihre weißen Mitbürger, verfahren sie nie nach ihrer Ueberzeugung, sondern immer nach den Weisungen einer höheren Autorität, und einen Gegner, vor dem sie sich fürchten, werden sie dabei immer zu betrügen suchen. Hat der Neger einen guten Herrn, dem er persönlich ergeben ist, so gibt er seine Stimme zu gunsten des Kandidaten dieses Herrn ab; begegnen ihm aber schwarze Mitbürger, die ihn dafür durchzuprügeln drohen, so schwört er diesen hoch und theuer, daß er für den Gegenkandidaten gestimmt habe. Neuerdings grassiren unter den Negern Geheimbünde nach Art des Freimaurerbundes, an deren Spitze meist Mulatten stehen, und diese üben bei den Wahlen eine förmliche Schreckensherrschaft über ihre Mitglieder aus. Besonders treten junge Neger diesen Bündnissen gern bei, ohne aber dadurch in irgend einer Weise über ihr geistiges und moralisches Niveau erhoben zu werden. Die

jungen Neger wollen auch selten länger als ein paar Monate bei demselben Herrn dienen, weil dies ihrer Meinung nach zu sehr an die frühere Sklaverei erinnert oder sie wohl gar in dieselbe zurückführen könnte, und sie verlassen deshalb die besten Stellungen oft in ganz thörichter und unbegründeter Weise.

So viel von Morganton und seinen kaukasischen und äthiopischen Bewohnern. Von den Häusern der Northerners, in denen wir aus- und eingehen, und in denen man auf einem besseren Fuße lebt, könnten wir wohl noch ein paar Worte sagen. Aber dieselben gehören nicht zu dem südlichen Typus.

—

27.

Die Gebirgsbahn von Morganton nach Asheville. Hinab an dem French Broad River. Knoxville und Chattanooga. Der Lookout Mountain.

Die Eisenbahn, die uns von Morganton westwärts führt, und die zwischen Marion und Newport die höchsten der Alleghanyketten übersteigt, gilt für die großartigste aller nordamerikanischen Gebirgsbahnen — die Felsengebirgsbahnen kaum ausgenommen —, und man kann dieselbe oft genug als den „amerikanischen Brenner“ und als ein „Wunder des Eisenbahnbaues“ bezeichnen hören.

Anders als die Mehrzahl unserer deutschen Gebirgsbahnen und auch anders als die Mehrzahl der Gebirgsbahnen des nordamerikanischen Nordens, die sich immer mit merkwürdiger Treue an die Flußläufe halten, meidet und flieht die nordkarolinische Alleghanybahn von Morganton bis Marion die Nähe des weißgelben Catawba River mit auffälliger Konsequenz, und sie windet sich lieber beständig hügelauf und hügelab oder durch künstliche Durchstiche und Felsendefileen hindurch. Wir schöpfen daraus die Vermuthung, daß der genannte Alleghany-Strom, der von den Black Mountains

raschen Laufes ostwärts eilt, um mit dem Congaree River zusammen den Santee River zu bilden und sich sodann in den Atlantischen Ozean zu ergießen, durch seine gefährlichen Hochwasser die Anlage der Bahn in seinem Thale nicht angezeigt erscheinen ließ. Selbst die wilde Eisack des südlichen Tirol dürfte in der That einen gleichmäßigeren Charakter tragen und als ein harmloseres Gewässer zu bezeichnen sein, als der Catawba und seine karolinischen, virginischen und georgianischen Verwandten. Die Regengüsse, die den Fluß schwellen, stürzen gar zu ungestüm und plötzlich auf die südöstliche Alleghany-Region herab, die Schneeschmelzen treten gar zu unvermittelt ein, zu Seen aber, die den Ablauf reguliren könnten, wird der Catawba nirgends gestaut, da es alte Moränedämme nicht gibt, und da andere Dämme, die etwa gelegentlich durch Bergrutsche quer durch das Flußthal entstehen, rasch wieder von den Fluthen weggewaschen werden. Es waltet eine ungeheure Energie in dieser Natur, die den, der sich für die Bildungsgeschichte der Erdoberfläche interessirt, auf das höchste ergreifen muß.

An lachenden Berg- und Thalwiesen, wie wir sie entlang unseren heimischen Gebirgsbahnen und Gebirgsströmen gewöhnt sind, fehlt es entlang der Alleghany-Bahn sowie entlang dem Alleghany-Strome vollkommen. Das Gedeihen derselben wird augenscheinlich ebenfalls in erster Linie durch die gewaltige Denudations- und Erosionsarbeit des niederstürzenden und fließenden Wassers zur Unmöglichkeit gemacht. Die düstere Einförmigkeit des Gelbkiefernwaldes, der die Landschaft bekleidet, wird auf diese Weise nur hie und da von einer ärmlichen Farmhütte und einer kleinen Strecke Maisfeld oder von etwas immergrünem Kalmien-, Laurel- und Holly-Gebüsch unterbrochen.

Hinter Marion ändert sich die Szenerie. Während bis dahin der allgemeine Anstieg der Gebirgslehne ein ganz allmäliger und sanfter war — Marion liegt 434 Meter über dem Meeresspiegel —, so daß unsere Schienenstraße dem Fluß-

laufe verhältnißmäßig bequem aus dem Wege bleiben konnte, strebt jetzt die Hochkette der Black Mountains jäh himmelaufwärts, und es hätte wohl ein Riesentunnel von der Art unseres Gotthard-Tunnels dazu gehört, hätte man die Bahn noch fernerweit abseits von dem Flußthale fortführen und den genannten höchsten Gebirgsrücken in derselben Weise überwinden wollen wie seine östlichen Vorhöhen. Der höchste Punkt der Black Mountains — der Black Dome — ist zwar nur wenig über 2000 Meter hoch, aber die Gesammterhebung des Kammes ist eine außerordentlich gleichförmige und massige.

Da öffnet sich westlich von Old Fort eine enge, tiefe Schlucht, die von einem Quellflusse des Catawba und von einem Quellflusse des French Broad River namens Swannanoa in den Gneißfelsen der Kette eingegraben worden ist, und die nach dem letztgenannten kleinen Flusse Swannanoa-Gap heißt. In dieser Schlucht oder in diesem Engpasse windet sich die Bahn nun zu der Höhe von etwa 800 m aufwärts, auch hier aber die Sohle der Schlucht und die Nähe des fließenden Wassers mit einer gewissen Aengstlichkeit meidend, und statt dessen an den Felswänden emporklimmend, durch lange und zahlreiche Tunnels und künstliche Felsdefileen hindurchführend, wiederholt rechtwinklige Kehrwieder machend, und auf luftigen Riesenbrücken über schwindelnde Abgründe hinwegsetzend. Da bietet sich uns in der That reiche Gelegenheit, über das amerikanische Bahnbauerenergie und die amerikanische Kühnheit zu staunen. Angesichts gewisser Punkte empfinden wir geradezu ein Grausen, so wie wir es beim Passiren der großartigsten Alpenbahnen kaum jemals empfunden haben, und dieses Grausen wird durch die Unterhaltung mit unserem Zugführer nicht gerade vermindert. Der Mann erklärt uns mit besorgter Miene, es sei dies die böseste aller amerikanischen Eisenbahnstrecken, und wie seinen vier Vorgängern im Dienste, so werde dieselbe auch ihm aller Wahrscheinlichkeit nach ehestens das Leben kosten. Was ihm zustoßen kann, das kann aber uns, die wir bei ihm stehen, füglich auch zustoßen.

An einer Stelle unter Round Knob ist die ganze oberflächliche Schicht der Berglehne bis zu zwanzig Meter Mächtigkeit in deutlich wahrnehmbarem Rutschen gegen das Bahngeleise hin begriffen, indem wir daran vorüberfahren, und die Zuggeschwindigkeit ist daselbst diejenige eines Leichenzuges, damit das Rutschen durch die Erschütterung nicht etwa beschleunigt werde. Eine gewisse Rohheit und Flüchtigkeit haftet der Bahnanlage in allen Stücken an, und dieselbe erscheint uns Europäern, die wir beim Eisenbahnbaue größere Vorsicht zu üben pflegen, doppelt bedenklich, da auch hier die Naturkräfte augenscheinlich mit einer Vehemenz an dem Versetzen der Berge arbeiten, die bei uns selbst in den Alpen unerhört ist. Die Brücken, so hoch sie auch sind, bestehen sämmtlich aus hölzernem Balkenwerke ohne irgend welche Brüstung, und die Felsdurchstiche und Tunnels sind so eng, daß der Eisenbahnzug eben durch sie hindurch kann, daß aber rechts und links von ihm nicht ein Fuß breit Raum bleibt. Der Niveau-Unterschied zwischen Morganton und Black Mountain Station — der höchsten Bahnstation — beträgt zwar nur etwas über 600 m, einzelne Grade in dem Swannanoa-Gap sind aber, abgesehen von den Zahnradbahnen, fast ohne gleichen in der Welt. Zuweilen erblickt man von der hinteren Plattform des Wagens gleichzeitig vier über einander liegende Spiralen der Linie, die man zurückgelegt hat.

Was die natürliche Szenerie zwischen Marion und Black Mountain Station anlangt, so ist dieselbe ohne Zweifel an vielen Orten eine großartige; nur haftet derselben immer wieder eine große Düsterkeit an, die unserer Meinung nach auch hier vor allen Dingen durch die Ruhe und Monotonie der Bergformen, durch die Enge und Tiefe der Thäler, durch den Mangel an grünen Matten und durch den dunklen Kiefernwald hervorgerufen wird. Was wir uns später angesichts der berühmten Cañons in dem Felsengebirge so oft wiederholten, das sagten wir uns auch schon angesichts des Swannanoa-Gap: Ein böser Dämon, ein Teufel sollte dies

geschaffen haben, kein Gott! Und ist es nicht in der That „ein Geist, der stets verneint“, der bei der Bildung dieser Landschaft maßgebend gewesen ist? Freundliches Kalmien- und Rhododendrongesträuch, das sich im Juni über und über mit rothen Blüthen bedeckt, blickt nur aus der Tiefe der Schlucht zu uns herauf.

Den Glanzpunkt der in Frage stehenden Strecke bildet in naturästhetischer Beziehung Round Knob, von wo aus man die über einander liegenden Spiralen der Bahn sowie die Bergrücken und Schluchten am allerbesten zu überschauen vermag. Die Eisenbahndirektion hat hier neben dem Stationshôtel einen großen Park anlegen lassen, um den Punkt womöglich zu einem Haupttouristen-Ziele zu gestalten. Zum Besteigen der Hauptgipfel der Black Mountains — des Grey Beard, des High Pinnacle, des Mount Mitchell, des Black Dome ꝛc. — erscheint der Punkt wie geschaffen, nur ist der Aufstieg auf diese Höhen von Osten her viel steiler und schwieriger als von Westen her, und nach gebahnten Pfaden auf diese Berge schaut man sich zuvörderst noch vergebens um. Selbstverständlich hat auch der Bergsteigesport in den südlichen Alleghanies zum Theil mit ganz ähnlichen Naturgewalten zu rechnen wie der Eisenbahnbetrieb.

In Asheville finden wir die städtischen Straßen dergestalt „muddy“ und von metertiefen Regenschluchten zerrissen, daß das Fortkommen darauf unbeschreiblich schwierig und zum Theil geradezu lebensgefährlich ist, das Hôtel aber, das uns Unterkunft gewährt, schaut im Punkte der Reinlichkeit sowie auch in manchem anderen Punkte bedenklich südstaatlich aus. Ob es der Eisenbahngesellschaft gelingen wird, diesen Ort zu einem Haupt-Wintersitze für die Nordstaatler auszugestalten, muß uns daher fraglich erscheinen trotz der unzweifelhaft sehr schönen Aussichten auf die Black-, Pisgah- und Newfound-Mountains, die es uns von seinen Anhöhen gewährt.

In dem Swannanoa-Tunnel haben wir die Wasserscheide zwischen dem Santee und Mississippi überschritten, und bis

Asheville haben wir dann den Swannanoa-Fluß verfolgt. Von diesem Orte an, wo sich der Swannanoa in den French Broad River ergießt, geht es an dem French Broad River hinab zum Nolechucky und Holston und endlich zum Tennessee — dem unmittelbaren Tributärstrome des „Vaters der Gewässer". Der Typus dieser Ströme, die gewaltiger und gewaltiger werden, je weiter wir uns an ihnen abwärts bewegen, ist ein anderer, als derjenige, welchen wir von dem atlantischen Hange der Alleghanies her kennen. Ihr Wasser ist nicht so weißgelb und trübe, wie bei dem Catawba, sondern klar und grün, und ihr Thal und Bett erscheint im allgemeinen viel regelmäßiger und bestimmter ausgefeilt. Wir befinden uns ja nunmehr auf dem kontinentalen Hange des Gebirges, und derselbe dacht sich vor allen Dingen viel sanfter und allmäliger ab als der ozeanische. An der Vereinigungsstelle des Swannanoa und French Broad befinden wir uns noch immer 602 m über dem Meeresspiegel, obgleich wir vom Swannanoa-Tunnel bis dahin eine Strecke durchmessen haben, die mindestens doppelt so lang ist, als die von Old Fort bis zum Tunnel, und Marshall, das reichlich die gleiche Entfernung weiter stromabwärts liegt, hat wenigstens noch eine Höhe von 502 m. Sodann ist auch die geologische Bildungsgeschichte dieser Gegend nicht bis in das jüngste Erdalter hinein eine so bewegte gewesen, wie an dem Osthange des Gebirges, und in der Gegend von Paint Rock — der von angeblichen Felsenmalereien der Indianer so benannt ist — ist die Lagerung der Gesteinsschichten sogar ziemlich horizontal. Endlich beträgt die jährliche Niederschlagshöhe im Gebiete des French Broad nur etwa 70 cm, da die Gegend im Regenschatten der Hauptketten des Alleghany-Gebirges gelegen ist. Im Gebiete des Catawba dagegen ist sie mindestens auf 120 cm anzuschlagen.

Wie harmlose Gewässer sehen die genannten Mississippi-Zuflüsse aber deshalb keineswegs aus. Es liegen allerwärts mächtige Steinblöcke in ihrem Bette, es ziehen zahlreiche Fels-

schwellen quer durch sie hindurch, auf manchen Strecken sind sie aus lauter Kaskaden und Stromschnellen zusammengesetzt. Die Spuren ihrer Hochwasser reichen an den Ufern zu beträchtlicher Höhe hinauf, und wenn man die Ströme von dem Eisenbahnzuge aus auch stets in Sicht behält, so hütet sich der Schienenstrang doch immer noch sorgfältig gar zu tief zu ihnen hinabzusteigen. Aehnlich halten sich im allgemeinen auch die wenigen menschlichen Ansiedelungen, die wir entlang den Flüssen gewahren, an die höheren Lagen der Gehänge. Für den French Broad, der zwischen Asheville und Paint Rock eins der schönsten Alleghany-Cañons bildet, finden wir den indianischen Namen „Tahkiosti“ — „jagendes Wasser“ — durchaus bezeichnend. Schiffbar ist derselbe nicht, dagegen sehen wir ihn an manchen Orten zum Flößen von Baumstämmen benutzt, und die argen Lichtungen und Verwüstungen, die wir an dem Waldkleide seiner Ufer wahrnehmen, haben wir uns wohl zum Theil daraus zu erklären. Auch die Ströme bewähren sich in der neuen wirthschaftlichen Aera der Südstaaten als schlimme Waldzerstörer. Unmittelbar an dem Wasser wuchern in großer Zahl unsere alten Bekannten: Kalmien, Rhododendronsträucher, Stecheichen, Epheu und anderes Immergrün, und diese Pflanzen bilden ohne Zweifel ein prächtiges dekoratives Moment in der Landschaft. Den schmächtigen Kühen, die am Ufer weiden, stehen auch hier keinerlei gesellig wachsende Gräser als Futter zur Verfügung, sondern nur einzeln wachsende Kräutlein verschiedener Art. Hinsichtlich ihrer ästhetischen Wirkung nennen wir die gesammte Stromlandschaft schön, stolz, ernst, wild — eine Landschaft in großen, einfachen Zügen, so wie sie es in Amerika in der Regel sind, und in unseren Reiseerinnerungen aus Europa suchen wir vergebens nach einem Bilde, das eine Analogie dazu bietet.

Die Spuren des Menschendaseins entlang dem majestätischen Strome der Südwest-Alleghanies sind zunächst noch ziemlich dürftige. Wir gewahren nur ab und zu ein wigwam-

artiges Blockhäuschen, aus denen das Gesicht eines „armen Weißen" oder eines „Niggers" herausschaut. Bald steht dasselbe hoch oben, auf der steilen Cañonwand, bald auch unten am Flusse, in der nächsten Nähe einer Eisenbahnstation, und das Hauptgewerbe, von dem die Leute darin sich nähren, ist bis auf weiteres das Holzfällen.

Die namhafteste Station an unserem Wege nach Knoxville ist Hot Springs, hart an der „Staatenlinie" zwischen Nordkarolina und Tennessee, und zugleich auch hart an der Grenzlinie zwischen den archaischen und paläozoischen Felsschichten, denen hier, nur wenige Meter von dem Ufer des French Broad River entfernt, eine lauwarme Mineralquelle entfließt. Da diese Quelle zur Entstehung des Ortes den Anlaß gegeben hat, und da die Schöpferin des Ortes — immer wieder die „Richmond-Danville-Eisenbahngesellschaft" — gar gern ein nordkarolinisches Baden-Baden oder Teplitz daraus machen möchte, so benutzen wir unseren durch Zugverspätung nothwendig gewordenen längeren Aufenthalt daselbst dazu, uns ein wenig in der Gegend umzusehen. Die Natur rings um die Quellen ist ganz in derselben Weise romantisch und schön, wie sie es sonst in dem Flußthale ist, und die kleinen Seitenthäler sowie die Bergrücken dabei würden ohne Zweifel ganz prächtig dazu benutzt werden können, hübsche Spazierwege anzulegen — wenn die letzteren nur nicht bei feuchtem Wetter ebenso „sticky" wären, wie die zu Morganton und Asheville. Wenn man auf solchen amerikanischen Pfaden zu lustwandeln versucht, so kann es einem wirklich scheinen, als ob die Neue Welt durch das Klima und die Bodennatur dazu verurtheilt sei, auf diesen für einen Kuraufenthalt so wichtigen Genuß für alle Zeiten zu verzichten. An sonnenheißen und staubigen Tagen wandert man ja auch nicht gern. Ist aber das Fahren in dem „buggy", das Reiten auf dem Pferde oder Maulesel und das Gliederstrecken auf der bretternen „Piazza" des Hôtels wohl im Stande, die heilkräftigen und Geist und Körper erfrischenden Fußtouren und das Promeniren der deutschen

Badeorte zu ersetzen? Anderen Zeitvertreib, wie ihn nur eine ältere und höhere Kultur an einer Heilquelle schaffen kann, wird man selbstverständlich in Hot Springs, das in allen Stücken den Charakter einer Treibhauspflanze von auswärts trägt, nicht suchen dürfen. Die genannte Eisenbahngesellschaft hat nur ein riesenhaftes Hôtel gebaut, von dem aus sie den landesüblichen Marktschreierapparat bezüglich der Wirksamkeit ihres Wunderwassers — bisher mit wenig Glück — in Bewegung setzt. Unglücklicherweise war der große Holzbau ein paar Tage vor unserer Durchreise von Grund aus niedergebrannt, und damit hatte der Kurort eigentlich für eine Weile zu existiren aufgehört. Die wenigen kleinen Holzhütten und Holzhäuschen, die neben den Schienengeleisen stehen, vermögen ja kaum ein paar Dutzend Gäste zu beherbergen. Zum Glück war uns das Schicksal, mehrere Wochen zur Kur von Dyspepsie oder Rheumatismus, oder „zum Vergnügen" an der Quelle zu weilen, nicht beschieden. Die Lokomotive dampft endlich heran, und unsere Fahrt geht weiter.

Gegen Newport hin erreichen wir eine ziemlich vollkommene, fruchtbare und verhältnißmäßig wohlangebaute Ebene, die uns zu verrathen scheint, daß der French Broad River einst bei seinem Austritte aus dem Gebirge durch einen großen See geflossen ist, so wie es die meisten unserer Alpenflüsse heute noch thun. In diesem See dürfte der Strom den größten Theil des Schuttes abgelagert haben, den er aus seinem schönen Cañon herausgenagt hat.

Die Ebene bildet einen Theil des Großen Thales von Ost-Tennessee, in dem es nun südwestwärts weiter geht, und in dem wir nach einer mehrstündigen Fahrt Knoxville erreichen. Daß die weite Thalgegend, die im Osten von den eigentlichen Alleghanies und im Westen von dem steinkohlenreichen Cumberland-Plateau eingerahmt wird, und die in sich selbst durch zahlreiche parallele Hügelzüge gegliedert ist, viel besser angebaut und viel gründlicher gerodet erscheint, als die entsprechenden Gegenden in Nordkarolina, darf uns nicht

befremden, wenn wir die stattliche Schiffahrtsstraße ansehen, die dieselbe unter dem Namen des Holston- und Tennessee River durchfließt, und wenn wir außerdem bedenken, daß zugleich auch aus den Farmhäusern an unserem Wege viel seltener schwarze Gesichter herausschauen. Die Negerbevölkerung ist in Tennessee im allgemeinen, namentlich aber in Ost-Tennessee eine weit geringere, als in den Karolinas, und der früher erwähnte Verschwarzungsprozeß geht daselbst bei weitem nicht so stark vor sich, wie in den anderen Südstaaten. Im Jahre 1860 machten die Neger von der Gesammtbevölkerung Tennessees nur ungefähr 25½ %, und im Jahre 1880 ungefähr nur 26 % aus, in Nordkarolina dagegen 37½, bezw. 40 %. Auch die günstige Einwirkung der „schwarzen Diamanten“ und der anderen nutzbaren Mineralien in den benachbarten Gebirgen hat man hierbei nicht außer Acht zu lassen. Bei Knoxville finden sich die ausgedehntesten amerikanischen Marmorbrüche nächst denjenigen von Rutland in Vermont, und bei Chattanooga fördert man außer Kohlen auch Eisenerze, so daß dasselbe gegenwärtig auf den Ehrennamen eines „Pittsburgh of the South“ Anspruch erhebt.

Da uns die beiden zuletzt genannten Städte in verschiedener Beziehung von Interesse sind, so benutzen wir dieselben als die Hauptruhepunkte auf unserer Reise durch Tennessee. Bieten einem die „Pullman- und Dining-Cars“ auch im Grunde genommen die höchste Bequemlichkeit, die man in dem nordamerikanischen Süden überhaupt finden kann, und übertrifft die Verpflegung in ihnen auch ohne Zweifel diejenige in der großen Mehrzahl der südlichen Hôtels bei weitem, so bekommt man sie als Nicht-Yankee doch nach einer vollen oder nach einer halben Tagesfahrt satt, und man fühlt außerdem natürlich auch das Bedürfniß, Land und Leute hie und da etwas näher in Augenschein zu nehmen, als es von dem Fenster und der Plattform des Eisenbahnwagens aus möglich ist. Zudem schwanken die Wagen auf den Schienen der neuen Eisenbahnen, mit denen der Norden den Süden im Verlaufe

des letzten Jahrzehnts beglückt hat, dermaßen, daß wir öfters gelinde Anfälle von „Seekrankheit auf dem festen Lande“ verspüren. Nicht nur ist das Ingenieurwerk an den Bahnen von der bekannten amerikanischen Flüchtigkeit und Rohheit, sondern die Regengüsse und Hochwasser erodiren auch an den jungen Bahndämmen nicht weniger eifrig als an den alten Gebirgen, und sogenannte „wash-outs“ sind bei den Eisenbahnen auch in diesem Theile der Neuen Welt an der Tagesordnung. Sind dieselben nun auch nicht immer so schlimm, daß sie Abgründe bilden, in die der Zug hinabstürzen kann, so sind sie doch auf weiten Strecken schlimm genug, um die Schienenstraße zu einer sehr unebenen und holperigen zu machen. Im Allgemeinen fahren die Züge, um die „magnificent distances“ zu überwinden und ihre Verspätungen einzubringen, auch ziemlich schnell, und nur auf dem leichten, hölzernen „trestlework“, vermittelst dessen man sumpfige oder Ueberschwemmungen ausgesetzte Niederungen überwindet, sowie an anderen gefahrdrohenden Stellen bewegt man sich unheimlich langsam und bedächtig vorwärts, als ob es in das Grab gehen solle.

Knoxville und Chattanooga sind interessante Städte, soweit amerikanische Städte eben interessant sein können, und dieselben überraschen uns in vielen Beziehungen auf das höchste. Die Spuren eines hohen Aufschwunges sind in ihnen nicht zu verkennen, und sie haben augenscheinlich viel weniger Grund, sich über den Geist aus dem Norden, der nach dem großen Kriege seinen Einzug in ihre Mauern gehalten hat, zu beklagen, als die Plantagen und Farmen und Forsten, die wir in Nordkarolina kennen gelernt haben, oder die um Knoxville und Chattanooga selbst herum liegen. Fast möchten wir sie in dieser Beziehung Oasen in der Wüste nennen. Fragen wir uns aber nach den Gründen, aus welchen die beiden Städte in so hohem Grade gedeihen und aus welchen sie sich in den Zeiten post bellum so rasch aus unbedeutenden Flecken in namhafte Industrie- und Handelscentren verwandelt haben, so werden wir auf ihre ungemein günstige geographische

Lage und auf die Schätze des Großen Thales von Ost-Tennessee und seiner Nachbarschaft hingewiesen, die eben in dem Süden sehr exceptionelle sind.

Knoxville, das auf sehr bergigem Gebiete an dem Holston-River erbaut ist, bildet den eigentlichen Mittelpunkt des Thales, und die Eisenbahnen, die infolgedessen in ihm zusammenlaufen, führen ihm außer den großen Mengen von Mais und Tabak, die man rings umher baut, namentlich auch die Magnetite aus den nordkarolinischen Cranberry-Minen und aus den Minen von Carter County sowie die Kohlen von dem Coal Creek in Anderson County zu. In seiner nächsten Nähe aber findet man außer dem Marmor auch noch Zink. Was Wunder also, daß wir seine Straßen fast durchgängig aus stattlichen Steinbauten und „business-blocks“ zusammengesetzt finden, und daß wir in ihnen ein überaus rühriges Wirthschaftsleben pulsiren sehen. Daß die Straßen Knoxville's die steilen Anhöhen schnurgerade hinauf und hinab steigen, ohne Rücksicht auf die daraus entstehenden Schwierigkeiten für Fußgänger und Wagen, berührt uns ebenfalls sehr yankeehaft, und höchstens einige mitten in der Stadt promenirende Rinder, sowie eine große Zahl herumlungernder Loafer von schwarzer und weißer Hautfarbe könnten wir vielleicht als südliche Bilder deuten. In New-York und Chicago ist es den hörnertragenden Hausthieren ja nur in den Vorstadttheilen gestattet, sich frei und ungenirt auf den Bürgersteigen zu ergehen.

In Chattanooga, das nahe dem südlichen Ausgange des Großen Thales der Alleghanies und unmittelbar vor dem Durchbruche des Tennessee-Stromes durch die südlichen Ausläufer des Cumberland-Plateaus liegt, und das dadurch einer der wichtigsten südstaatlichen Schienenstraßen-Kreuzungspunkte geworden ist, staunen wir in erster Linie über die Vorzüglichkeit des Hôtels, in dem wir Unterkunft finden. Alles in demselben ist sauber — mit Ausnahme der Räume natürlich, in denen die Tabakkauer hausen, — die Bedienung ist flott, der Tisch ist gut, das Bett ist bequem, die Zimmer sind mit Gas und die

Haupträume sogar mit elektrischem Lichte erleuchtet. Was will man von einem amerikanischen Hôtel aber mehr? Schade, daß Herr John T. Read, der das Haus bewirthschaftet, und der vermuthlich ein eingewanderter Northerner ist, in den Südstaaten nicht viele seinesgleichen hat. Wenn wir erst nach der festgesetzten Dinner- oder Supper-Stunde von einer Tour in der Umgebung der Stadt in das Hôtel zurückkehren, so ist der genannte Herr obendrein nachsichtig genug, uns den verschlossenen Speisesaal noch einmal zu öffnen und einen wohldressirten schwarzen Aufwärter anzuweisen, uns ungeachtet unserer Unpünktlichkeit Speise und Trank aufzutragen.

Die Zahl der Reisenden, die in Chattanooga freiwillig oder gezwungen eine kurze Rast machen, ist, wie man in dem Read House und in dem gegenüberliegenden Union Depot beobachten kann, eine sehr bedeutende, und ebenso wohl auch die Menge der Güter, die durchgehen. Trotzdem erscheint uns das Leben und Treiben in der Stadt nicht von ferne so bewegt und rührig wie in Knoxville, und wir können nicht umhin, dies auch hier wieder vor allen Dingen dem farbigen Bevölkerungselemente zur Last zu legen. Das letztere tritt gegen die Grenze von Alabama hin mehr und mehr in den Vordergrund, und auf Chattanooga's Hauptstraße kann man kaum treten vor schwarzen Tagedieben. Während in Knoxville County die Zahl der Neger im Jahre 1860 nur etwa 12% und im Jahre 1880 nur reichlich 18% von der gesammten Bevölkerungszahl betrug, machte sie in Hamilton County, in der Chattanooga liegt, 1860 zwar auch nur 12, 1880 aber nicht weniger als 31% von derselben aus. Daß sich die Afrikanisirung an einem hervorragenden Verkehrsmittelpunkte, wie Chattanooga es ist, in so ausgesprochener Weise geltend macht, verdient sicherlich Beachtung. Von einem Zurückweichen der Neger in die Zuckerrohrdistrikte, wie es die süd- und nordstaatlichen Optimisten prophezeihen, ist da nicht viel zu spüren.

Eins der großartigsten industriellen Etablissements, die der Süden überhaupt aufzuweisen hat, ist das „Roane-Eisen-

und Stahlwerk" zu Chattanooga, das mehrere Tausend Arbeiter beschäftigt. Dasselbe hat aber schwere Krisen durchzumachen gehabt, und im Jahre 1884 stand es sogar vollständig still. Außer ihm besitzt Chattanooga infolge des Kohlen- und Eisenreichthums seiner Umgebung noch eine Anzahl großer Eisenbahnwerkstätten, Maschinenfabriken, Gerbereien u. s. w. Den allgemeinen südstaatlichen Nothschrei nach „mehr Kapital" und nach „mehr Unternehmungsgeist" hörten wir nichtsdestoweniger auch an diesem Orte vernehmlich genug.

Die Haupt-Wohnstraßen der Stadt machen im allgemeinen einen recht freundlichen Eindruck, wozu das Immergrün der Magnolien-, Euonymus- und Buchsbaum-Sträucher in den Gärtchen vor den Häusern nicht wenig beiträgt. Da wir uns in Chattanooga unter dem Breitengrade des nördlichen Marokko befinden, und da die Sonne daselbst Ende Januar nach den kalten Frostnächten warm genug auf uns herabstrahlt, so hat wenigstens die Zahl der immergrünen Zierpflanzen erheblich zugenommen. Der graue silurische Kalkstein aber, der rund um die Stadt zu Tage steht, scheint ein gutes Material zum Häuserbau und zum Straßenbessern abzugeben, und dadurch, daß derselbe in den Hauptstraßen sehr allgemeine Verwendung gefunden hat, machen dieselben zugleich den Eindruck großer Sauberkeit und Ordnung, der in dem Süden doppelt angenehm berührt. In den Nebenstraßen gewahren wir indessen armselige Shanties aus Holz und Spuren der Nachlässigkeit und des Verfalles genug, und gehörnte und ungehörnte Vierfüßler sahen wir auch auf den Hauptstraßen von Chattanooga in beträchtlicher Zahl herumwandeln.

Weil Chattanooga durch seine geographische Lage einer der hauptsächlichsten Knotenpunkte des südstaatlichen Verkehrsstraßennetzes ist, den man auf seinen Südfahrten wieder und wieder berührt, so hat dasselbe in dem nordamerikanischen Bürgerkriege auch eine hohe historische Bedeutung erlangt. Es war seiner Zeit eine der ersten Waffenschmieden und Waffenniederlagen der Konföderirten, und vor seinen Mauern wurden

nicht weniger als drei Hauptschlachten geschlagen: die „Schlacht über den Wolken", auf dem Rücken des Lookout Mountain, die Schlacht von Chichamanga und die Schlacht von Missionary Ridge. Ein patriotischer Amerikaner wird daher den Namen der Stadt selten anders als mit Ehrfurcht nennen, und mit Kugeln, die aus jenem Treffen stammen sollten — die Angabe dürfte etwas schwierig zu kontroliren sein, — sahen wir an den betreffenden Orten einen förmlichen Reliquienhandel treiben.

Außerdem gilt Chattanooga mit Fug und Recht als einer der bevorzugtesten Orte Amerikas hinsichtlich der natürlichen Reize seiner Umgebung. Da steige man zuerst hinauf auf Cameron-Hill, an dessen Abhange die Stadt steht. Die Aussicht, die man von dort aus auf den mächtigen Tennessee-Strom und sein Thal, sowie auf die mit gemischtem Walde bedeckten mauergleichen Bergrücken hat, ist wahrhaft bezaubernd. Es ist wieder ein typisches Stück Amerika: groß, ruhig, ernst, erhaben, träumerisch. Wir denken dabei immer wieder an das melancholische Cherokesen-Antlitz, das einst von hier hinabblickte, und daneben auch an die schwermüthig-schwärmerischen Naturschilderungen eines Thoreau und Hawthorne. Der Parallelismus der südwestlichen Alleghanyketten ist von dem genannten Punkte aus prächtig zu überschauen, und ebenso auch die Gipfelarmuth derselben. Die Ketten bei Chattanooga gehören der gleichförmigen Tektonik der Neuen Welt gemäß sämmtlich dem carbonischen Erdalter an, die Thäler dazwischen dagegen dem silurischen.

Der Strom, der sich um den Hügel herum windet, bringt etwas Leben in die Landschaft, namentlich auch dadurch, daß ein paar stattliche Fährboote zwischen seinen beiden Ufern hin- und herspielen, und daß stolze Dampfer auf ihm thalab fahren. Chattanooga bildet nämlich den eigentlichen Kopfpunkt der Tennessee-Schiffahrt, und die Strecke stromauf bis nach Knoxville hat wegen der Wasserstandsverhältnisse nur eine sehr kurze Schifffahrtsperiode.

Einen ganz ähnlichen und nicht sehr viel weiteren Blick als von dem Cameron-Hügel hat man von dem Lookout-Mountain, der den äußersten Vorsprung einer der Alleghany-ketten bei Chattanooga bildet. Die Wanderung nach diesem berühmten Punkte — oder besser der Ritt, da der Weg ein wenig weit ist — lohnt sich gleichwohl sehr, auch wenn man nicht Amerikaner ist, und auch wenn man nach der näheren Inaugenscheinnahme des Berges aus der Benennung der „Schlacht über den Wolken" eine der bekannten neuweltlichen Hyperbeln herausliest. Prachtvoll schön und genußreich ist namentlich der Abstieg von ihm, auf der neuen Fahrstraße, die zwischen malerischen Sandsteinfelsen und hübschem Laub- und Nadelwalde dahin führt. Das bunte Artengemisch des letzteren bildet einen scharfen Gegensatz zu dem eintönigen nordkarolinischen Kiefernwalde, und dasselbe macht einem natürlich besondere Freude, wenn junges Grün die Bäume bedeckt. Bei dem zweiten Besuche, den wir Chattanooga im April abstatteten, sahen wir die amerikanische Landschaft an dieser Stelle sowie auch an verschiedenen anderen Stellen des oberen Tennessee-Thales wirklich freundlich lachen. Auch die Indianer lachen gelegentlich, aber merkwürdig selten, wie man weiß.

Von der Schönheit anderer Punkte in der Nähe von Chattanooga wissen wir weniger zu rühmen. Die sogenannte „Naturbrücke", der „Alte vom Berge" („The Old Man of the Mountain"), der „Telephonfels", der „Sattelfels", die „Felsenstadt" u. s. w. sind Sandsteinbildungen, die neben denen der Sächsischen Schweiz und des schlesischen Heuscheuer-Gebirges unendlich dürftig erscheinen, wenn auch die amerikanische Reklame auf Photographien und Holzschnitten wie in Annoncen und Reiseschilderungen gar viel aus ihnen zu machen weiß. Bizarre Felsenthore von der Art unseres Prebischthores und groteske Felsenthürme von der Art unserer Bastei konnten sich eben unserer Meinung nach in den Alleghanies im allgemeinen nur selten und nur im kleinen Maßstabe bilden, weil die Atmosphärilien dergleichen Gebilde daselbst immer schon

in den ersten Keimen zerstören, und weil dieselben ihr Werk als geologische Agentien sozusagen viel radikaler betreiben, als wir es in Deutschland gewöhnt sind. Ihr Endziel ist aber allenthalben auf Erden möglichst vollkommene Nivellirung.

Auf eins müssen wir zur Vervollständigung unserer Charakteristik Chattanoogas noch hinweisen: daß die kleinen und großen Naturschönheiten bei Chattanooga genau wie die Schönheiten an den Niagarafällen zu schamlosen Erpressungen, die an unsere Raubritterzeiten erinnern, benutzt werden. Es berührt uns in einem Lande, in dem es so viel Gemeinbesitz gibt, und in dem die Freiheit des Gehens und Stehens in der Theorie so hoch gehalten wird, sehr seltsam, daß wir einen historisch denkwürdigen und naturästhetisch großartigen Punkt, wie es der Gipfel des Lookout Mountain ist, ringsum von einem hohen Zaune aus Eisendraht umgeben finden, durch dessen einziges Thor nur demjenigen Einlaß gewährt wird, der sich in dem Bureau des Bürgermeisters von Chattanooga eine Karte gelöst hat. Früher, als der Berg unumschränkt von einem bösen Weibe beherrscht wurde, soll der Zugang zu ihm noch schwieriger, und außer durch ein hohes Eintrittsgeld auch nur durch einen einzigen privilegirten Wagen- und Pferdeverleiher zu bewirken gewesen sein. Aehnliche Monopole wie an den Lookout Mountain knüpfen sich auch an die meisten anderen der genannten Naturschauspiele. Ist ein solcher Zustand aber nicht der gastlichen amerikanischen Nation in einem hohen Grade unwürdig?

28.

Durch Alabama. Kohle und Eisen als Hebel des wirthschaftlichen Lebens. Birmingham. Das Pflanzenkleid der Landschaft. Die Baumwollenfelder und der „schwarze Gürtel“ von Alabama. Tuscaloosa und Livingston. Die Sumpf- und Sandgegenden der Golfniederung. Ihre Terpentin-Industrie und Waldwirthschaft. Das Mississippi-Delta.

In einer Reihenfolge von engen Längsthälern, wie sie der südwestlichen Alleghany-Gegend in einem noch höheren Grade charakteristisch sind, als den anderen Gegenden des Gebirges, geht die Fahrt von Chattanooga weiter, der Mississippimündung zu. Die Lookout-Mountain- und die Sand-Mountain-Kette, die das erste dieser Thäler — das Thal des Wills Creek — zwischen sich einschließen, sind noch hoch und steil. Die Ketten südwestlich von Attala aber, die das Jones- und Roupsthal bilden, werden allmälig niedriger und flacher, und wir merken daran, daß wir an der Grenze des appalachischen Gebirgssystemes gegen die weite Golfniederung hin angekommen sind. Nur die südwestliche Streichungsrichtung halten auch die letzten Ausläufer in der bekannten Strenge fest, und nur an Bodenschätzen sind die carbonischen Sandsteine und die silurischen Kalksteine, die ihre Hügel zusammensetzen, noch überschwenglich reich. In den Gebieten des Coosa-River, des Cahawba River und des Black Warrior River, die in die südwestliche Vorhügel-Region der Alleghanies hineinfallen, finden sich vor allen Dingen noch drei Steinkohlenfelder von bedeutender Ausdehnung, und in der unmittelbaren Nachbarschaft derselben gibt es gleichzeitig auch mächtige Eisenstein-Ablagerungen. In Jefferson County, das die „Queen- und Crescent-Eisenbahn“ quer durchschneidet, darf man in der That von einer förmlichen Eisen-Bergkette reden.

Daß die Städte, die in der fraglichen Gegend liegen, und daß der Staat Alabama, dem die betreffenden Städte

ebenso wie die betreffenden Kohlen- und Erzlager angehören, hohe Erwartungen und Hoffnungen an die junge Bergbauthätigkeit in denselben knüpfen, ist selbstverständlich. Und ein Theil dieser Erwartungen hat sich im Verlaufe des letzten Jahrzehnts auch bereits erfüllt. Zwischen dem Cahawba- und Black-Warrior-Kohlenfelde und an dem Fuße der „Red Iron Ridge", welche die beiden Ströme von einander trennt, ist über Nacht ein junges Birmingham entstanden, das seinem Namen alle Ehre macht, und das durch seine Kohlengruben und Hochöfen sowie durch seine Eisengießereien und Maschinenwerkstätten seinem Vorbilde in Alt-England ebenso wie den berühmten Kohlen- und Eisenstädten Pennsylvaniens eine harte Konkurrenz zu bereiten angefangen hat. Das Herbeiströmen von nordstaatlichem Kapitale und von nordstaatlichem Unternehmungsgeiste ist an dieser Stelle offenbar ein noch lebhafteres und rascheres gewesen als in Knoxville, und wenn man den Anlauf beobachtet, den man hier genommen hat, um den Süden in ein großes Industriegebiet umzuwandeln, so möchte man fast glauben, der Himmel werde auch hier von den Amerikanern mit Sturm eingenommen werden. So ist es Yankee-Art. Es bleibt freilich abzuwarten, wie nachhaltig der Anlauf bleiben wird, da Kohle und Eisen offenbar nicht die einzigen nothwendigen Vorbedingungen einer höher entwickelten Industriethätigkeit sind. Die drei obengenannten Ströme, die hinab zum Golfe eilen, um vereint in die seichte Bucht von Mobile zu münden und ihre letzten Sedimente in derselben abzulagern, sind durch ihren stark wechselnden Wasserstand und durch ihre Untiefen und Schnellen als Abzugsstraßen der Produktion ziemlich widerspenstig, und ihre künstliche Regulirung, um welche die Alabamenser eifrig bei der Central-Regierung zu Washington petiren — petere licet heißt es auch in Nord-Amerika und namentlich in den nordamerikanischen Südstaaten — dürfte unter den obwaltenden klimatischen und geographischen Verhältnissen ein äußerst schwieriges Werk sein. Einstweilen, so lange die Erze und

Kohlen sozusagen an der Erdoberfläche liegen, und so lange zugleich auch die Arbeitskräfte sehr wohlfeil sind, vertragen die Erzeugnisse Birminghams allerdings noch ganz gut die hohen Eisenbahnfrachten.

Das Pflanzenkleid, welches die Berg- und Hügelketten bedeckt, zwischen denen wir im Südwesten von Chattanooga dahin eilen, besteht zunächst immer noch zum größeren Theile aus Gelbkiefern (Pinus mitis) — die man übrigens ihrer rothbraunen Rinde wegen auch häufig Rothkiefern nennen hört —; auf beträchtlichen Strecken erscheinen aber daneben auch Rothcedern (Juniperus virginiana), Rotheichen (Quercus rubra) u. s. w., die letzteren Baumarten ebenfalls mit rothbraunen Stämmen. Als noch der kupferrothe Mann in diesen rothstämmigen Wäldern herumschweifte und auf der Spur des Rothwildes jagte, da bestand zwischen dem eisenschüssigen rothbraunen Boden und den hauptsächlichsten Lebewesen, die derselbe trug, die augenfälligste Farbenharmonie. Da mag man noch an den starken Banden zweifeln, die Land und Leute allenthalben auf Erden zu einer Einheit zusammenzuknüpfen suchen!

Auf dem urbargemachten Kulturboden der Thäler erscheint von Attala ab die allbeherrschende Kulturpflanze des Südens, die Baumwolle, sehr ausschließlich; dieselbe verdrängt südwestlich von Birmingham den Weizen allmälig vollkommen, sowie auch das Areal, das dem Mais und Tabak eingeräumt ist, dort kleiner und kleiner wird. In der Zeit, in der wir die Gegend durchfahren, sind die meisten Felder allerdings abgeerntet; aber auf einer größeren Anzahl stehen die Stauden noch, und dieselben tragen auch ihre Kapseln noch, so daß wir uns von der Physiognomie, die das wichtige Gewächs der Landschaft aufprägt, schon hier einen ganz guten Begriff machen können. Der Anblick hat für das Auge, das an die steifen, langweiligen Getreidefelder des Nordens gewöhnt ist, etwas ungemein Freundliches und zugleich etwas förmlich Pikantes. Was für glückliche Länder, in denen der-

gleichen Gewächse gedeihen! — ist man geneigt auszurufen, fast wie Goethe angesichts der italienischen Goldorangen und Lorbeerbäume. Ist aber die berühmte Pflanze, die ohne Zweifel eine viel universalere Bedeutung in der Welt erlangt hat als selbst die Brodfruchtpflanzen, und in deren Gespinststoff heute sozusagen beinahe die ganze lebende und todte Menschheit eingesponnen worden ist, ist aber diese Pflanze dem nordamerikanischen Süden wirklich ein reiner Segen gewesen? War sie nicht die Hauptursache davon, daß man die schwarzen Menschen in so großer Zahl in das Land hineinschleppte, die sich nun zu den meisten höheren wirthschaftlichen oder kulturellen Leistungen so schrecklich ungefüge zeigen? Und verschuldete sie nicht ganz wesentlich mit die koloniale Einseitigkeit und Abhängigkeit sowie die allgemeine Verarmung und Verlotterung des Südens? Eine Quelle des Reichthums ist die Pflanze doch eigentlich nur vorübergehend und nur in beschränkter Weise gewesen, und auch in Alabama hörten wir deshalb den „King Cotton" viel häufiger verwünschen als preisen.

Mit den Baumwollfeldern und mit der zunehmenden Verflachung des Landes mehrt sich unterhalb Birmingham natürlich auch wieder die Zahl der Neger; während dieselben in der bergigen Jefferson County nur gegen 22 % der Bevölkerung ausmachen, betragen sie in der benachbarten Tuscaloosa County 40, in Hale County aber sogar 80 und in Green County 82% derselben. Der „schwarze Gürtel" von Alabama — „the Black Belt" —, der seinen Namen von dem dunkelfarbigen Verwitterungsprodukte seines kretaceischen Kalksteins führt, und der sich in einem weiten Bogen von dem Tennesseeflusse bei Korinth bis in das Gebiet des oberen Appalachicola-Flusses um den Südwestfuß des appalachischen Gebirgssystemes herumzieht, muß also auch hinsichtlich seiner Bevölkerung als ein von Grund aus schwarzer Gürtel gelten. Derselbe gemahnt uns gar sehr an afrikanische Verhältnisse, und während die weiße Bevölkerung in vielen seiner Counties nach dem Kriege stark abgenommen hat — in Green County

um nahezu 50% —, ist die Zahl der Neger daselbst noch beständig im Wachsen begriffen. Die Rasse der Farbigen gedeiht also hier in der neuen Aera in einem noch höheren Grade als in Nordkarolina. Nur schaue man sich die Art des Gedeihens wieder etwas genauer an! Daß zwischen der Farbe des Bodens und der Farbe der Menschen auch an dieser Stelle ein so vollkommener Einklang besteht, ist gewiß ein wunderliches Spiel des Zufalls. Aehnlich ist es übrigens auch auf den alluvialen „Bottoms" des Mississippi. Seine große Fruchtbarkeit verdankt der in doppeltem Sinne „schwarze Gürtel" in allererster Linie seinen mächtigen Phosphat-Ablagerungen, welche die kretaceische Formation Alabamas einschließt.

In Tuscaloosa, der früheren Hauptstadt Alabamas, machen wir eine längere Rast, hauptsächlich um dem daselbst lebenden Staatsgeologen einen Besuch abzustatten, einem liebenswürdigen Herrn, der gleich vielen seiner amerikanischen Fachgenossen seine Studien in der Hauptsache auf deutschen Universitäten gemacht hat. Die Stadt zählt kaum 2000 Einwohner; ihr Stationsgebäude besteht aus zwei abgetakelten Eisenbahnwagen, die zum Fahren nicht mehr taugen, und die man deshalb von den Schienen heruntergeschoben und inwendig mit Bretterverschlägen versehen hat. Nichtsdestoweniger sind die Erinnerungen an die alte Glanzzeit in der Stadt sehr lebendig geblieben, und seit Knoxville, Chattanooga und Birmingham so hoch emporgeblüht sind, strebt auch Tuscaloosa eifrig einem ähnlichen Ziele zu. Genießt es doch den großen geographischen Vortheil, an dem Südende des großen Black-Warrior-Kohlenfeldes und zugleich auch an dem Kopfpunkte der Black-Warrior-Schiffahrt zu liegen! Namentlich die deutsch-jüdische Firma Friedmann & Loveman — der letztere Name enthält wohl zweifellos eine der bekannten Amerikanisirungen —, die ausgedehnte Ländereien in der Nachbarschaft Tuscaloosas besitzt, und die uns übrigens als eine südstaatliche Musterfirma gerühmt wurde, setzt zu dem Behufe, die Stadt zu heben und in ein großes Industrie- und Verkehrscentrum umzuwandeln,

einen guten Theil von Energie in Bewegung. Denjenigen, die ihnen eine Eisenbahn nach dem unteren Tennesseeflusse bauen, bieten die Tuscaloosaner baare 100 000 Dollars Unterstützung an.

Daß uns eine Pferdebahn von der Station in die innere Stadt bringt, rechnen wir Tuscaloosa hoch an, da wir dergleichen bei deutschen Kleinstädten nicht gewohnt sind; ebenso auch, daß eine große Zahl ihrer von immergrünem Buschwerke umgebenen Häuser recht schmuck und wohnlich ausschaut. Daß die baumbestandene Hauptstraße so lang und so breit ist wie die Berliner „Linden", blendet uns schon weniger.

Das Hôtel, in dem wir Unterkunft finden, und das uns von unserem Reiseführer empfohlen worden ist, ist erstaunlich elend. Dasselbe übertrifft durch seine unverschließbaren Thüren, seine papierverklebten Fensterscheiben und seine Unsauberkeit an Bett, Waschgefäß und Tafelgeschirr alles von uns in dieser Beziehung Erlebte weit, und indem wir daran zurückdenken, überkommt uns noch immer ein stilles Grausen. Und wir haben doch gelegentlich auch in den Gasthäusern polnischer Kleinstädte übernachten müssen! Obendrein laboriren der Herr Wirth und die Frau Wirthin augenscheinlich an einer ekelhaften Krankheit. Da wir aber infolge einer der üblichen Zugverspätungen erst abends in Tuscaloosa eingetroffen sind, so ist zum Suchen eines anderen Quartiers keine Zeit mehr, und wir bereiten uns deshalb ein Lager aus unserer Reisedecke und unseren Kleidern. Ehe wir darauf ausgestreckt einschlummern, tönt aber die vertraute heimathliche Weise „Ach wie ist's möglich dann!" von der Straße zu uns herauf, so daß wir uns noch einmal erheben und neugierig zum Fenster hinausblicken. Es ist ein alter Neger, der die Melodie in die Nacht hineinpfeift und mit seiner Guitarre — dem bekannten Banjo — begleitet. Außer der deutschen Gelehrsamkeit — in dem südstaatlichen Professor — und außer dem deutschen Kaufmannsgeschick — in der genannten deutsch-jüdischen Firma — hat sich also auch das deutsche Lied in

Alabama eingebürgert. Anlaß genug, im Einschlafen noch ein wenig über die Kultur-Mission und über die Schicksale des Deutschthums draußen in den überseeischen Ländern nachzudenken!

Am anderen Tage schauen wir uns so viel wie möglich in der Umgebung von Tuscaloosa um: in seinen Kiefern-, Cedern- und Eichenwäldern, die noch zahlreiche schöne, starke Stämme enthalten, in den merkwürdig tiefen und wilden Regenschluchten seines rothen Kiesbodens, an dem stattlichen Black Warrior River mit seiner unglaublich hohen Hochwassermarke, in seinen Steinkohlengruben, in seiner Universität, in seiner Irrenanstalt u. s. w. Dabei werden wir von unserem Freunde in der zuvorkommendsten Weise zurechtgewiesen.

Die mächtigen Kiesablagerungen, welche die carbonische Formation von Tuscaloosa County und von den benachbarten Counties auf Tausenden von englischen Quadratmeilen bedecken, sind wieder ein sprechendes Zeugniß von der Zerstörungsarbeit, welche die Regengüsse und die fließenden Gewässer an den südlichen Alleghanies vollbracht haben. Dank den feuchtwarmen Golfwinden ist ja die Gegend im Süden von Chattanooga noch niederschlagsreicher als die beiden Karolinas. Daß innerhalb des kurzen Zeitraums von 18 Stunden gegen zwanzig Centimeter Regen fallen, ist daselbst nichts Unerhörtes, und im Black Warrior River steigt das Wasser bei solchen Gelegenheiten häufig genug plötzlich um volle zwanzig Meter. Wo könnten wir in Deutschland etwas Aehnliches erleben?

Die Universität von Tuscaloosa, die im Jahre 1831 gestiftet, aber im großen Kriege niedergebrannt worden ist, besitzt einen Lehrkörper von 15 Professoren und wird von etwa 200 Studenten besucht. An den letzteren erscheint es uns in dem klassischen Lande der Freiheit sehr seltsam, daß sie uniformirt einhergehen und militärischer Disziplin unterworfen sind, genau wie ihre Kommilitonen in dem absolutistischen Zarenreiche. Bei den Kohlengruben machen wir die Bekannt-

schaft eines Landsmannes, der daselbst arbeitet und der uns angelegentlich zuredet, die Werke zu kaufen, um damit viel, sehr viel „money" zu machen. Seine deutsche Muttersprache hat derselbe gründlich vergessen, und was er zu uns spricht, ist ein schauerliches Kauderwelsch.

Einen ähnlichen Aufenthalt wie in Tuscaloosa nehmen wir auch in Livingston, das etwa sechzig Meilen weiter südwestwärts liegt, und das ein alabamisches Städtchen von ganz derselben Gattung ist. Dasselbe hat nur etwa 1000 Einwohner, und seine Bedeutung beruhte bisher lediglich in dem Baumwollenbaue seiner Umgebung. Daß es ein namhafter Stapelplatz dieses Artikels ist, verrathen uns die zahllosen weißen Flocken, die über den Boden seiner Straßen ausgestreut sind oder im Winde hin- und hertreiben. Neuerdings macht Livingston aber Anstrengung, daneben auch ein Kurort für Dyspeptische und Leberleidende zu werden, nach Art des erwähnten Hot Springs, und weil es von Natur ursprünglich mit keiner Heilquelle gesegnet war, so hat man die gewaltige Anstrengung nicht gescheut, durch ein artesisches Bohrloch von 1062 Fuß Tiefe eine solche künstlich zu schaffen. In ihrer sauberen Steinummauerung und unter ihrem zierlichen chinesischen Pavillon sieht die Quelle auch recht verlockend aus. In den Avenuen von Lebenseichen, die sie umgeben, konnten wir aber von den Equipagen und Reitern, die uns eine illustrirte Ankündigung zeigte, nicht die geringste Spur entdecken. Wir sahen darauf nur in Lumpen gekleidete „Darkeys" herumstehen und wohlgenährte „Pigs" herumwühlen. Eine geologische Exkursion in der Umgebung zu unternehmen, wie wir es beabsichtigt hatten, erklärte unser Gastfreund für ein Ding absoluter Unmöglichkeit, da die Wege und Stege rings um den Ort vollkommen grundlos seien. Immer wieder der böse „sticky soil!" Der Wirth, bei dem wir wohnten, war von Herkunft ein Deutscher, der aber das Deutschreden auch vollkommen verlernt hatte. Derselbe hatte sein Haus in leidlich guter Ordnung und schien mit dem Gange seines Geschäfts wohl zufrieden zu sein. Als

Hôtelfactotum diente ihm ein typischer Neger, der sich in seinem weißen Stehkragen gewaltig viel dünkte, und der sich zu unserm Entsetzen Tag und Nacht mit einer Vogelpfeife belustigte.

In der Gegend von Livingston beginnt die große tertiäre Golfniederung, deren Kalksteine und Mergel aber an den meisten Stellen von noch jüngeren Bildungen, die Wind und Wasser in dem anthropozoischen Erdalter herbeigeführt haben, überlagert sind. Auf weiten Strecken setzt ein orangefarbiger Sand oder ein sandiger Lehm den oberflächlichen Boden zusammen, und auf anderen weiten Strecken erscheinen Sümpfe. Die letzteren, die von den Amerikanern „Swamps" genannt werden, und aus denen bei Nacht zahlreiche Unken herausrufen, ähneln am meisten unseren norddeutschen Brüchen, und denselben entsprießt eine außerordentlich üppige Baum- und Strauchvegetation, die immer südlicher und südlicher wird. Großblättrige Magnolien (Magnolia grandiflora und M. glauca), Lebenseichen (Quercus phellos und Q. aquatica), Gummibäume (Nyssa uniflora), Hickorybäume (Carya aquatica) und zahllose andere Spezies setzen dieselbe zusammen. Die Stämme sind vielfach von starkarmigen Schlingpflanzen umwunden, so daß der Sumpfwald undurchdringlich erscheint, auch wenn sein Wasser etwa zu durchwaten sein würde. Vereinzelt treten unter den immergrünen Bäumen auch Zwergpalmen (Sabal Adansonii) auf. Im allgemeinen macht die Landschaft aber im Februar mehr einen sonnenverbrannten, herbstlichen, als einen frischen, frühlingshaften Eindruck, und in Mississippi und Louisiana hat sie durch das graue Bartmoos (Tillandsia usneoides), das in dicken Strähnen von allen Aesten und Zweigen herabhängt, geradezu etwas Geisterhaftes, um nicht zu sagen Gespensterhaftes. Heiter konnten wir das Landschaftsbild des südstaatlichen Flachlandes ebensowenig finden wie das Landschaftsbild des südstaatlichen Berglandes, trotz des ungeheuren Artenreichthums der südstaatlichen Pflanzenwelt. Kulturboden ist den betreffenden „Swamps" bisher fast nirgends abgewonnen worden. —

Die sandigen Distrikte Südwest-Alabamas, Mississippis und Louisianas anlangend, so wird ihr Pflanzenkleid von denselben monotonen Kiefernbäumen gebildet, wie wir es anderweit zur Genüge kennen gelernt haben; nur treten ein paar andere Spezies als die vorherrschenden auf: Pinus australis, mit ihren fußlangen Nadeln, und Pinus cubensis, mit ihrem starken Harzgehalte. Die erstgenannte Art liefert das Hauptnutzholz des Südens, das bei dem fast ausschließlich üblichen Holzbaue der Häuser in ungeheuren Massen an Ort und Stelle konsumirt wird, das aber daneben auch für alle Golfhäfen einen der wichtigsten Exportartikel abgibt; die letztgenannte Art dagegen bildet die Grundlage der südstaatlichen Terpentin-Industrie. Da sowohl die Holzgewinnung als auch die Terpentingewinnung in rein raubbaumäßiger Weise betrieben wird — namentlich seitens der Eisenbahngesellschaft, der das Land gehört —, so kann man sich leicht vorstellen, wie die Wälder, die wir durchfahren, ausschauen. Es ist wieder ein Schlachtfeld von wahrhaft barbarischer Art, und es wird darauf niedergemetzelt, was niedergemetzelt werden kann. Und wenn die gefällten Stämme nur auch wirklich benutzt würden! Zu Tausenden liegen sie aber da und modern. Was die Terpentin-Industrie betrifft, so werden dem Baume allmälig auf allen Seiten so tiefe Wunden in sein Fleisch geschnitten, daß er abstirbt und als fahle Leiche empor in die Luft ragt. Indem wir das traurige Bild betrachten, preisen wir unser Deutschland immer wieder glücklich, daß es in einer Zeit besiedelt wurde, in der es noch eine geordnete Gemeinwirthschaft gab, und in der es bei der Nutzbarmachung der natürlichen Hülfsquellen des Landes noch nicht so Hals über Kopf ging. Die nordstaatlichen Dollarjäger und Eisenbahnkönige verüben unseres Bedünkens an dem Süden einen furchtbaren Frevel, den das Land wohl dereinst noch empfinden wird. In den Waldsümpfen würden die Verwüstungen vielleicht nicht so tragisch genommen zu werden brauchen, da dort die zeugende Natur den angerichteten Schaden rasch wieder ersetzt, und da dort

die Vegetation fast wie in den echten Tropen als unzerstörbar erscheint. Auf dem dürren Orangesande aber wachsen die Bäume nur langsam wieder. In Ackerboden sehen wir die unvollständigen Rodungen, auf denen es natürlich überall von Stümpfen starrt, nur selten umgewandelt, weil dies wohl nicht sehr lohnt, und neben den Sägemühlen und Terpentinhütten weiden nur stellenweise einige Schafe.

Die Ortschaften, die wir in Mississippi berühren, sehen sammt und sonders sehr armselig aus, und auch selbst der Eisenbahnknotenpunkt Meridian erscheint uns mehr wie ein temporäres Feldlager als wie eine definitiv ausgestaltete Stadt.

An der Grenze von Mississippi und Louisiana überschreiten wir den Pearl River, der seine halbtropischen Waldufer häufig überfluthet, und der durch seine Alluvionen zum Aufbau des Mississippi-Deltas beiträgt. Zwanzig Meilen weiter geht es auf einem Pfahlbau von Riesenlänge über den seichten und von schilfigen Küstenmarschen eingerahmten Lake Pontchartrain, und sodann an einem Dickicht von Zwergpalmen und Lebenseichen entlang weiter, und in die „Crescent-City“ an der Mississippimündung hinein, die wir für ein paar Monate zu unserem Hauptquartiere zu machen beschlossen haben.

29.

Der Mississippi und die Mississippi-Mündungsstadt. Allgemeine Eigenthümlichkeiten der Anlage und des Lebens der Crescent City. Ihre Hauptgeschäftsstraße. Ihr Westend. Ihre Gesundheitsverhältnisse. Ihre Gärten und Häuser. Ihre Landplagen. Ihre Proletarierviertel.

Land und Wasserverkehr greifen in New Orleans nicht weniger eng in einander als in den anderen amerikanischen Städten, die an großen Flüssen oder Meeresbuchten gelegen sind, — sei es um sich wechselseitig zu unterstützen, sei es um sich Schulter an Schulter im Konkurrenzkampfe mit einander

zu messen. Kaum sind wir unserem Eisenbahnzuge entstiegen, so stehen wir auch schon hart an dem Ufer des Mississippi und schauen hinab in die ungeheure schmutziggelbe Fluth des Riesenstromes und hinüber auf die stolzen Fluß- und Ozeandampfer, die er auf seinem Rücken trägt.

Das Naturschauspiel, das uns der „Vater der Gewässer" bietet, ist gewaltig genug, um uns mit einer gewissen Andacht und Ehrfurcht zu erfüllen, und wir können uns von dem lange ersehnten Anblicke dieses erste mal ebenso wie manch späteres mal nur schwer wieder losreißen, obgleich die Sumpf- und Waldufer, welche die Wassermassen zwischen sich einschließen, den denkbar eintönigsten Charakter tragen. Es ist wieder eins jener Bilder in großen einfachen Zügen, wie der amerikanische Welttheil deren so viele aufzuweisen hat, und die Einzelheiten, die es uns wahrnehmen läßt, wirken wieder lediglich durch ihren kolossalen Maßstab auf unser Gemüth.

Natürlich regt uns das Schauspiel auch von dem ersten Augenblicke zu allerlei physikalisch-geographischen und kulturgeographischen Reflexionen an. Wir schweifen im Geiste zurück nach den Alleghanies, von wo ein großer Theil der Wasser- und Sedimentmassen, die der Mississippi golfwärts führt, herstammt, und wo wir sie sozusagen haben zubereiten sehen, und dann auch vorwärts nach den Rocky Mountains, die kaum weniger dazu beitragen, dem Strome sein eigenartiges Gepräge zu verleihen. Der unendliche Wasserreichthum, mit dem die Osthälfte Nord-Amerikas im allgemeinen, der Süden derselben aber insbesondere von der Natur bedacht worden ist, erscheint hier gewissermaßen in eine einzige starke Linie konzentrirt, und ebenso auch das Endergebniß der gewaltigen Ausfeilungs- und Abnagungsarbeit der meteorischen Kräfte, die auf dem Boden des ganzen weiten Gebietes rastlos umgestaltend wirksam sind.

Was für Dienste und was für Förderung muß ein solcher Strom dem Menschen und seiner Kultur gewähren, wenn dieselben seiner Größe und seiner Wassermasse einigermaßen pro-

portional sind! Heißt es aber nicht die kulturgeographische Bedeutung eines fließenden Gewässers in sehr grobsinniger und materialistischer Weise beurtheilen, wenn man eine solche Proportionalität voraussetzt? Ist nicht der Rhein ein Kulturstrom höheren Ranges als der Amazonenstrom? Daß der Mississippi die Rolle eines Spätlings in der Kulturentwickelung der Menschheit gespielt hat, wollen wir ihm nicht besonders anrechnen; denn in dieser Beziehung ist er eben ein Stück Neue Welt, und zwar ein sehr neues Stück derselben, da er viel weiter im Westen fließt, als sein Tributärstrom Ohio und als der Hudson. Es heißt eben in der Neuen Welt genau wie in der Alten: Ex oriente lux! Aber auch sonst scheint uns der Riese mancherlei Veranlassung zu geben, ihn in seiner Eigenschaft als Diener des Menschen mit einem gewissen Mißtrauen zu betrachten. Im Grunde genommen ist es doch mit der Entwickelung des Mississippi-Uferlandes, so weit dasselbe südlich von St. Louis liegt, herzlich langsam vorwärts gegangen — ganz anders als es sonst amerikanische Weise ist —, und in den Jahrzehnten nach dem großen Kriege waren bezüglich zahlreicher Ortschaften an dem Unterlaufe des Stromes weit eher schlimme Rückschritte als Fortschritte zu verzeichnen. Natchez, Vicksburg und Memphis zählten im Jahre 1880 weniger Einwohner als im Jahre 1870; der Werth der Plantagen ist auch selbst in Louisiana ein drei- und vierfach geringerer geworden als er vor 1860 war, und die künstlichen Uferdämme, an denen das Wohl und Wehe der Mississippi-Anwohner hängt, erscheinen an vielen Stellen dem vollkommenen Verfalle preisgegeben, so daß die Hochfluthen von Jahr zu Jahr ärgere Verwüstungen anrichten. Die Naturkräfte, mit denen der Mensch entlang dem Strome zu kämpfen hat, sind offenbar mindestens ebenso ungeheure wie in dem Gebirgslande von Nordkarolina; die Energie, die der Mensch in dem Kampfe an den Tag legt, scheint aber auch hier in der neuen Aera, die über den Süden hereingebrochen ist, sehr im Erlahmen. Man ruft jetzt am unteren Mississippi ebenso wie

anderweit in dem „Lande des Sonnenscheins“ laut um Hülfe seitens der Centralregierung; aber von Washington tönte bisher in der Hauptsache immer nur das nordstaatliche „Help yourself!“ als Antwort zurück.

Einen mächtigen Aufschwung zwar brachte die jüngste Zeit der Gegend an dem oberen Mississippi. Dort entstanden an den Anthony-Fällen und an dem Kopfpunkte der Mississippi-Schiffahrt über Nacht die hochaufstrebenden Großstädte Minneapolis und St. Paul, und dort verwandelten sich rund herum um diese Städte die Wald- und Präriewildnisse wie durch Zauberschlag in ertragreiche Mais- und Weizenfelder. Die Handels- und Verkehrsbewegung der fraglichen Gegend wurde aber durch den Illinois-Kanal und durch die zahlreichen Eisenbahnen, welche die Landenge zwischen dem oberen Mississippi und dem Michigansee überschreiten, zum weitaus größten Theile künstlich von dem unteren Mississippi abgelenkt, und dieselbe richtet sich heute thatsächlich in einem viel höheren Maße über Chicago nach New York als über St. Louis nach New Orleans. Auch selbst an dem allgewaltigen Strome, an dem wir stehen, und der mit dem Netzwerke seiner Nebenflüsse einen so großen Theil des Unionsgebietes zu einer geographischen Einheit zusammenhält, bewährt es sich also, daß Nord und Süd in Nord-Amerika bezüglich ihres Kultur- und Wirthschaftslebens zwei sehr verschiedene Welten sind. Es waltet auch an dieser Stelle in dem Norden eine gewisse Tendenz, sich so viel als möglich von südstaatlichen Einflüssen zu emanzipiren.

Immerhin läßt es sich nicht verkennen, daß die hohe Entwickelung des nördlichen Mississippi-Beckens dem südlichen Mississippi-Becken im allgemeinen, und der Mississippi-Mündungsstadt im besonderen bis zu einem gewissen Grade mit zu gute gekommen ist. Wir können dies in dem Hafenstadttheile von New Orleans vor allen Dingen an den Spuren des schwungreichen Handels wahrnehmen, der daselbst mit Nutzholz, mit Getreide und mit Fleischwaaren getrieben wird.

Namentlich seit der geniale Eads durch seine „Jetties“ die mittlere der vier Hauptmündungen des Mississippi für die größten Seeschiffe zugänglich gemacht hat, ist New Orleans außer für Baumwolle, Tabak, Zucker und Salz auch für jene Artikel ein wichtiger Exporthafen geworden. Daß die Fertigstellung des Panama- oder Nicaragua-Kanales ebenfalls viel dazu beitragen könnte, der „Crescent-City“ zu höherem Gedeihen zu verhelfen, versteht sich von selbst; und ebenso auch, daß ihr ein engerer wirthschaftlicher Anschluß Süd- und Mittel-Amerikas an die Union — wie er heute so eifrig von den Yankees erstrebt wird — zu hohem Vortheile gereichen würde. Wo immer sich in dem Umkreise des Golfes von Mexiko neue Handelsbahnen öffnen, da werden sich der Mississippi-Mündungsstadt natürlich auch gute Chancen bieten, sich dieselben in allererster Linie nutzbar zu machen. Wird dies aber auch in Wirklichkeit geschehen? Werden die Yankeestädte weiter im Norden ihr nicht auch nach dieser Richtung hin wieder den Löwenantheil der Früchte zu entwinden wissen? In ein New-York oder Boston können wir uns New Orleans nun einmal nicht gut verwandelt denken.

Der erste Eindruck, den die Crescent City auf uns macht, nimmt uns übrigens sehr für dieselbe ein. Wir finden in ihrer ganzen Anlage, in der Bauart ihrer Häuser und in dem Treiben ihrer Straßen so außerordentlich viel Originelles, und von dem, was wir sonst an amerikanischen Städten gesehen haben, Abweichendes. Da ist wenig oder nichts von jenem Schema zu spüren, nach welchem New-York, Philadelphia u. s. w. angelegt sind, und welches uns in seiner Ideenöde während unserer Reise zum wahren Schreckgespenste geworden ist. Wer mag denn immer nur rechte Winkel und gerade Linien sehen in der Welt und immer nur Nummern und Buchstaben lesen! In New Orleans haben die wechselvolle Geschichte und die geographische Lage im Verein mit einander dafür gesorgt, daß auch andere Winkel, Linien und daneben inhaltreiche Namen zu ihrem Rechte kommen. Jede der Nationen, die der Reihe nach die

Mississippimündung beherrscht haben, — Franzosen, Spanier und Angelsachsen, — hat auch ihre bleibenden Spuren in der Physiognomie der Stadt zurückgelassen, und so wie der Mississippi schlangenförmig gewunden dem Südrande der Stadt entlang läuft —, so laufen auch alle Longitudinalstraßen schlangenartig gewunden durch ihre Häusermasse hindurch, während dagegen die Transversalstraßen radienartig und fächerförmig von dem undurchdringlichen Cypressensumpfe, der die Stadt im Norden begrenzt, nach dem Strome hin gerichtet sind. In dem Kreolenviertel, das unserer Eisenbahnstation am nächsten liegt, und das im wesentlichen schon zur Zeit der Franzosen und Spanier entstanden ist, sind die Straßen fast ebenso eng und winkelig wie in den Städten der Alten Welt. Benannt sind die Straßen in ganz interessanter Weise nach allen Heiligen und nach allen Weltkindern, die in irgend einer Weise zu den Bewohnern der Stadt in Beziehung getreten sind: nach dem Heiligen Karl, dem Heiligen Philipp, dem Heiligen Patrick, dem Heiligen Georg, dem General Jackson, dem Gouverneur Clayborne, den spanischen Cortes, den neun Musen u. s. w.

Entlang dem Erdgeschosse der Häuser ziehen sich vielfach Arkadengänge, und um ihre oberen Etagen gewahren wir auf allen Seiten, und namentlich auch in den inneren Höfen, gedeckte oder ungedeckte Galerien und Balkone. Man sieht, daß einen großen Theil des Jahres hindurch Schatten ein Hauptbedürfniß der Wanderer in den Straßen ist, und daneben auch Schutz gegen die gelegentlichen tropischen Gewittergüsse und Platzregen; die Leute, die vorwiegend im Innern der Häuser weilen, sollen aber nach der Tagesgluth in bequemer Weise ein wenig frische Luft athmen können — so weit eben frische Luft in New Orleans vorhanden ist. Die Stadt hat dadurch in allen ihren Theilen etwas ausgesprochen Südländisches.

Canalstreet, die Hauptgeschäftsstraße von New Orleans, die im allgemeinen parallel läuft mit dem Schiffahrtskanale, der den Mississippi mit dem großen See Pontchartrain, im

Norden der Stadt, verbindet, und die wir van dem Kreolenviertel aus erreichen, kann sich in jeder Beziehung den Hauptgeschäftsstraßen anderer Großstädte an die Seite stellen. Die Häuser sowie die Läden, die Cafés und die Restaurants, die sie auf beiden Seiten einrahmen, erscheinen durchaus stattlich und vielfach elegant, die Trottoirs sind breit und wohlgepflegt, und die abendliche elektrische Beleuchtung läßt nicht das geringste zu wünschen übrig. Das Leben auf ihr aber ist jederzeit ein bunt bewegtes, und dasselbe bietet namentlich eine ganze Reihe von Anklängen an die Pariser Boulevards. Man schlendert darauf hin und her, Arm in Arm mit seinem Freunde oder mit seiner Dame, man raucht und plaudert, man trinkt in dem Kaffeehause oder in dem Restaurant, um zu trinken, — und in Allem waltet ein größeres Behagen und Sichgehenlassen, als man es in den Yankeestädten gewöhnt ist. Ein starker Zusatz von echtem Yankeetreiben — von nervösem Jagen auf der Straße und von hastigem Trinken am Bar — ist freilich gerade auf Canal Street auch zu bemerken; derselbe ist aber erst nach dem großen Kriege eingedrungen, und auch heute noch ist er nicht eigentlich charakteristisch für dieselbe.

Was wir in der Nähe von Canal Street suchen, das ist in erster Linie Unterkunft für die Nacht. Da aber gerade Ausstellungszeit ist, so sind die Hotels sammt und sonders stark überfüllt, und wir kommen erst auf langen Umwegen und ziemlich spät zu unserm Ziele. Das Quartier, das wir schließlich finden, ist in jeder Beziehung mittelmäßig; zum Glück sind wir aber durch unsere Erfahrungen im Süden nicht sehr verwöhnt. In der Nacht herrscht auf den Korridoren roher, rücksichtsloser Lärm; das Waschwasser, das uns das farbige Stubenmädchen am Morgen bringt, ist braun und dickflüssig, so daß wir es kaum Wasser nennen können, und das Frühstück, das uns auf Tafelgeschirr von zweifelhafter Reinlichkeit servirt wird, macht uns nicht satt noch froh. Die Orangen insbesondere, die einen Bestandtheil des Mahles bilden, sind

noch viel saurer, als wir sie in Nord-Italien und Süd-Frankreich zu essen bekamen, und dieselben machen der Sonne von Louisiana nicht eben viel Ehre. Es geht augenscheinlich, wie es an anderen Orten auch zu gehen pflegt: die schlechten Hotels werden in den Zeiten, in denen sie starken Zuspruch haben, doppelt schlecht.

Unser Mittags- und Abendbrod nehmen wir in einem der zahlreichen französischen Restaurants auf Canal Street ein, und dabei kommen wir viel besser auf unsere Rechnung. Wir lernen da die berühmte Kreolenküche kennen, die im Gegensatze zu der anglo-amerikanischen und in Uebereinstimmung mit der französischen ihre starke Seite in den Saucen und in einem gewissen Raffinement der Zubereitung hat, und der wir während unseres Aufenthaltes in New Orleans immer viel Geschmack abgewonnen haben. Ganz vorzüglich fanden wir namentlich die Fischgerichte und Austern in diesen Restaurants, und das ist bei einer Wasserstadt von der Art der Crescent City nicht zu verwundern, auch nicht, daß die Austern außerordentlich billig sind und zum täglichen Brode gehören. Auch für Weine haben die Bewohner von New Orleans und die Stammgäste von Moreau, Pizzini 2c. eine ganz gute Zunge, wie es scheint, was man sonst von den Amerikanern kaum behaupten kann.

Das Hauptgeschäft, dem wir am Tage nach unserer Ankunft in New Orleans nachzugehen haben, ist aber das Suchen einer Wohnung, oder das „house hunting", wie man in Amerika sagt. Dabei bietet sich eine gute Gelegenheit, auch die anderen Theile der Stadt eine erste flüchtige Revue passiren zu lassen und zugleich auch manchen Blick in das Innere der Häuser zu thun. Dem späteren Aufenthalte bleibt es dann überlassen, die Anschauungen, die wir in dieser Weise gewinnen, zu vervollständigen und zu berichtigen.

Das Wohnviertel der „anständigen" Leute, die Geld in ihren Börsen haben, ist auch bei New Orleans das Westend — die Gegend westlich von Delord Street und der Vorort

Carrolton —, während die Nachbarschaft von Canal Street dem Geschäfte geweiht ist, und in den Nord- und Ost-Vorstädten — welch letztere zum Theile auf dem andern Mississippi-Ufer liegen — die farbige Bevölkerung und das Arbeiterproletariat haust. Wir durchwandern beinahe alle die verschiedenen Viertel der Reihe nach, was bei der weitläufigen Bauart der Stadt keine geringe Fußgängerleistung ist.

Nach der Weststadt gelangen wir auf der St. Charles-Avenue, der wichtigsten Longitudinalstraße und der eigentlichen Glanzstraße der Stadt, die für New Orleans ungefähr dieselbe Rolle spielt wie für New York die Fünfte Avenue, und die zugleich als Hauptpromenade dient, oder vielmehr als Haupt-Drive, da man auch in New Orleans das Fahren in der Equipage oder in dem „Buggy“ dem Zufußgehen vorzieht. Bis gegen die Kreuzung mit der Napoleon-Avenue hin finden wir die breite Straße, die an den Seiten mit immergrünen Lebenseichen bepflanzt ist, tadellos asphaltirt, und auch die Ziegelsteintrottoirs und die Holzstege über die Drainirungskanäle sind dort in leidlich gutem Zustande. Weiter westwärts, und je näher man der Stelle kommt, die auf den Stadtplänen mit dem schönen Namen „City Park“ bezeichnet ist, und auf der die Weltausstellung abgehalten wurde, desto „ländlicher und schändlicher“ werden Fahrweg und Fußpfad, und auf dem letzteren kann man neben den schwarzen, weißen und braunen Zweihändern auch hier wieder stattliche Wiederkäuer lustwandeln sehen. Bei Abend aber ist die Charles-Avenue natürlich ebenso schön mit elektrischen Flammen erleuchtet wie Canal Street.

Was den Zustand der anderen Straßen der New-Orleanser Weststadt betrifft, so ist derselbe beinahe durchgängig einfach schauerlich. Die Fußpfade sind sammt und sonders in einem außerordentlich verwahrlosten Zustande, und es fordert bei Nacht die größte Vorsicht, wenn man seinen Fuß darauf heil erhalten will, ganz abgesehen von dem Schlamme und den Pfützen, in die man auf Schritt und Tritt hineingeräth. Nur

an den allerschlimmsten Stellen sind Bretter gelegt, auf denen man dahinschreiten kann, dieselben sind aber vielfach morsch und schadhaft. In der Mitte der Straße, die von dem Bürgersteige immer durch einen schmalen Entwässerungskanal getrennt ist, bilden Apfelsinen- und Bananenschalen, alte Schuhsohlen und Medizinflaschen, geleerte Konservenbüchsen und Küchenabfälle zusammen mit den Ablagerungen des Ueberschwemmungswassers und der Staubstürme ein unbeschreibliches Chaos, in dem wir öfters mit Maulthieren bespannte Wagen buchstäblich stecken bleiben sahen. Von der öffentlichen Ordnung in New Orleans erhalten wir dadurch natürlich keine sehr hohe Meinung. Ehrenhalber hatte man allerdings zur Ausstellungszeit einen Anlauf genommen, die äußere Charles-Avenue in einen besseren Zustand zu versetzen. Weil aber die städtische Verwaltung den Unternehmern, die mit dem Werke betraut waren, die ausbedungenen Zahlungen nicht leistete, stellten dieselben plötzlich die Arbeit ein, und die verwahrlosten Straßenstrecken sahen nun nur um so wilder aus. Aus einem ähnlichen Grunde streikte zur Zeit unserer Anwesenheit in der Crescent City auch die Gas-Gesellschaft, und so tasteten die Weltausstellungsgäste Wochen lang auf den meisten Straßen bei Nacht in ziemlich vollkommener ägyptischer Finsterniß. Canal Street und Charles Avenue mit ihren elektrischen Lampen machten natürlich eine Ausnahme. Es sind eben in jeder Beziehung die „Paradepferde". Daß der Unrath in den Straßen die mannigfaltigsten Dünste aushaucht, und daß diese Dünste in der Sommerschwüle, die in der Regel bereits im Februar eintritt, nicht gerade dazu beitragen werden, die Stadt zu einer gesunden zu machen, kann man sich denken. Indessen der Mensch gewöhnt sich an Alles, und wir haben kaum einen Bürger von New Orleans kennen gelernt, der in dergleichen Zuständen etwas Bedenkliches gefunden hätte. Immer und immer wieder hörten wir aus dem Munde der südstaatlichen Optimisten Loblieder auf die Stadt singen: New Orleans sei eine unvergleichlich schöne Stadt, und New

Orleans sei vor allen Dingen auch eine unvergleichlich gesunde Stadt! Die gelegentlichen Invasionen des Gelben Fiebers werden nicht in Betracht gezogen, und wenn über die Farbigen zu Zeiten ein großes Sterben hereinbricht, so „ist das nicht schlimm".*)

Wie könnte es uns übrigens beikommen zu leugnen, daß New Orleans seine großen Schönheiten besitzt! Man ist auf Charles Avenue, auf Prytania Avenue, auf Jackson Avenue, auf First Street und auf anderen Straßen der Weststadt immer sehr geneigt, über den Schmutz und die Spuren der Liederlichkeit hinwegzusehen, die auf denselben herrschen. Denn auf beiden Seiten werden diese Straßen von Gärten eingerahmt, die durch ihre wohlgepflegten Rasenplätze und ihre tropischen und halbtropischen Ziergewächse ungemein bestechend auf das Auge des Nordländers wirken. Wie sollte er sich nicht an den kleinen Kokos- und Sago-Palmen und an den mächtigen Agaven erfreuen, die er da mitten im Winter im Freien grünen sieht! Wie nicht an den dichtbelaubten und übervoll mit goldrothen Früchten beladenen Orangenbäumen! An den riesigen Magnolien mit ihren großen dunklen Blättern, und an den Lebenseichen, von denen der wunderliche Greisenbart (Tillandsia usneoïdes) in dicken Strähnen herabhängt! Und dann vor allen Dingen an den Rosenstöcken, die an allen Giebeln und Galerieen der Häuser hinaufklimmen bis auf das Dach, und die sich im März und April mit Tausenden und Tausenden von leuchtenden Blüthen bedecken! New Orleans ist die eigentliche Stadt der Rosen in der Neuen Welt, und es verhält sich in Bezug auf die Blumenzucht und den Gartenbau mit der Mississippi-Mündungsstadt überhaupt einigermaßen ähnlich wie mit den holländischen Städten. Sie sucht dadurch einen Theil der Reize zu ersetzen,

*) Die Sterblichkeit von New Orleans betrug im Jahre 1890 48,8 auf das Tausend, dieselbe war also reichlich doppelt so hoch als in Boston (23,64) und reichlich dreifach so hoch als in St. Louis (15,2).

welche die Natur ihr inmitten des großen Sumpfes, in dem sie steht, versagt hat. In den Monaten März und April — und in milden Jahren sogar schon im Februar — herrscht dann allenthalben ein Blühen, daß einem das Herz aufgehen muß. Die kleinen weißen Blüthen der süßen Olive und der Orange öffnen sich, und ebenso auch die großen rahmfarbigen Blüthen der Magnolie und die großen rothen, weißen und gelben Blüthen der Blumenkönigin. Die Luft erfüllt sich dann so stark mit Blumenduft, daß man die häßlichen Aushauchungen des Unrathes auf den Straßen vollkommen vergessen kann. Es gewährte uns immer ein unbeschreibliches Vergnügen, an den warmen Frühlingsabenden, die bereits so hohe Temperaturen aufweisen wie unsere Sommerabende, in der einen oder anderen der genannten Gartenstraßen auf und ab zu wandeln.

Die Häuser, die inmitten der Pracht stehen und die diesem oder jenem Großhändler angehören, schauen auch in der Mehrzahl überaus verlockend aus. Sie sind fast ohne Ausnahme aus Holz gebaut, aber das ist in dem Klima von New Orleans wohl auch das zweckmäßigste. Im Stile der Häuser herrscht ohne Zweifel viel mehr Geschmack und viel mehr Mannigfaltigkeit, als es sonst in den amerikanischen Städten der Fall ist. Zum Theil ist dies dadurch zu erklären, daß die Verandas und die Balkone und Galerieen, die selbstverständlich bei keinem fehlen, reiche Gelegenheit zu allerlei Variationen und Phantasieschöpfungen geben; zum Theil aber haben wir dabei wohl auch an den Einfluß zu denken, den die romanische Urbevölkerung auf die Bauart der Häuser ausübt. Meist haben die Häuser etwas ungemein Kokettes, und kokett genug schauen auch von den Balkonen die schönen Kreolinnen und Louisianerinnen herunter.

Wie sieht es nun aber in dem Innern der Häuser aus, in die wir bei unserem „house hunting“ eintreten? An den Thüren der schönsten und vornehmsten klopfen wir der gesuchten möblirten Zimmer wegen leider vergebens an: in die

erhalten wir erst Einlaß, wenn es uns gelungen ist, gesellige Beziehungen mit ihren Eignern anzuknüpfen. Es handelt sich also dabei nur um bessere Bürgerhäuser auf Carondolet Street, auf Baronne Street, in den Straßen des Musenviertels u. s. w. Wohl in zwanzig oder dreißig derselben treten wir ein, aber immer wieder ziehen wir unbefriedigt von dannen, sobald wir uns über die Räume und die Vermietherinnen orientirt haben. In den meisten, und darunter zum Theil auch in solchen, deren Ausstattung elegant genannt werden muß, stoßen wir uns an die Unreinlichkeit, die in ihnen herrscht. Der Schmutz gehört eben nicht bloß in den Hotels und auf den Straßen, sondern auch in den Privat-Wohnungen zu den Privilegien des Südens, und die schönen Kreolinnen in New Orleans halten ihn vielfach weder von ihrem Meublement noch von ihrer Kleidung und von ihrem Körper sehr konsequent fern. Nachdem wir verschiedenen Vermietherinnen gegenübergestanden haben, deren Teint in allen denkbaren Schattirungen zwischen gelblichweiß und braun spielt — ein deutliches Zeichen von der Rassen-Amalgamation, die sich in New Orleans vollzieht —, stehen wir endlich vor einer jungen hübschen Blondine von entsprechender Gesichtsfarbe, und wir sind angenehm überrascht von der Nettigkeit und Sauberkeit, die wir an allen Dingen an ihr und um sie herum bemerken. Blendend weiß strahlen uns Bett- und Tafeltuch, Gardine und Moskito-Bar aus den Zimmern, die sie uns feil bietet, entgegen, und blank geputzt die Dekorationsstücke, die Gläser und das Waschgeschirr. „Eine Oase in der Wüste!“ sagen wir uns wieder einmal. Daß wir die Verhandlung hier nicht in französischer Sprache zu führen haben, wie bei den meisten Kreolinnen, ist uns ohne weiteres klar. Wir erkundigen uns also in englischer Sprache über die Miethsbedingungen, und wir werden rasch handelseins, dabei immer voraussetzend, daß wir es mit einer Tochter Albions oder mit einer Einwandrerin aus dem Norden zu thun haben. Erst als wir mit unserem Sack und Pack unsern Einzug halten, stellt es sich

heraus, daß unsere Wirthin eine Landsmännin von uns ist, eine geborene Bremerin, die mit ihrem Bruder, einem Doktor der Medizin, nach Amerika gezogen ist, und die sich dann in der Crescent City verheirathet hat — freilich zugleich eine der zahlreichen verlassenen jungen Frauen, denen man in Amerika allerorten begegnet, und die sich ihren Lebensunterhalt dadurch gewinnen muß, daß sie ihre Hauptzimmer an Fremde überläßt. Da sie bereits ein halbes Dutzend Jahre in New Orleans lebt, so erfahren wir durch sie mancherlei Näheres über die Eigenthümlichkeiten der Stadt und ihrer Bevölkerung, und zugleich werden wir durch sie auch rasch gut Freund mit den Bewohnern der Nachbarhäuser, was wir bei den Zwecken, die wir verfolgen, als einen großen Vortheil betrachten müssen.

In den folgenden Wochen und Monaten ist unsere häusliche Existenz nun so deutsch, wie sie es unter dem dreißigsten Breitengrade und an der Mississippimündung eben sein kann, und es trägt dies nicht wenig dazu bei, daß wir uns bei den Studien, denen wir in den Ausstellungshallen sowie in der Stadt und ihrer näheren und ferneren Umgebung nachgehen, verhältnißmäßig sehr behaglich fühlen. Was uns unsere Studien erschwert, das ist vor allen Dingen die große Hitze und Gewitterschwüle, die bereits im Februar über New Orleans herrscht, und die sodann im März und April immer ärger und anhaltender wird, um sich im Juli und August zu einem non plus ultra zu steigern. Ein tüchtiges Donnerwetter, das sich jederzeit mit echt tropischen Regengüssen paart, und dem wenigstens für ein paar Stunden einige Abkühlung auf dem Fuße folgt, begrüßen wir immer mit großer Freude. Die kalten Luftwellen aus dem Nordwesten, die sich im Februar und März noch zuweilen für einige Tage geltend machen, würden wir angenehmer empfinden, wenn sie nicht auch in New Orleans gar zu unvermittelt und plötzlich hereinbrächen, und wenn wir uns in unserem Zimmer durch die Heizungsvorrichtungen wirksamer dagegen wehren könnten. Daß gestern Hundstagshitze herrschte und

heute zolldickes Eis alle Kanäle und Pfützen bedeckte, erlebten wir in New Orleans verschiedenemal, und obzwar wir wegen der wollenen Reisedecken und Winterkleider, die wir mit uns führten, von den Louisianern verlacht wurden, so konnten wir dieselben doch wiederholt recht gut brauchen. Die Kokos- und Sagopalmen und die Orangenbäume fallen den „cold snaps" — wie der amerikanische Humor die unvorbereiteten Temperaturstürze nennt — oft genug zum Opfer, trotzdem daß man ihnen künstlichen Schutz zu Theil werden läßt, und daher haben wir es in ihnen meist nur mit jungem Wuchse zu thun. Bei Nacht sucht uns außer der Gewitterschwüle vom März an auch die Schar der Moskitos das Leben in den Halbtropen zu verleiden; denn diese haben in den Cypressensümpfen des Mississippi-Deltas ihre Hauptbrutstätten. Gegen sie sind wir aber durch unseren Moskito-Bar aus feiner Gaze gut geschützt, vorausgesetzt, daß derselbe ganz ist, und daß nicht einer der kleinen Plagegeister mit uns zusammen hindurchschlüpft. Wehrloser sind wir gegen das nächtliche Katzengeheul, das zu den berechtigten Eigenthümlichkeiten der Crescent City gehört. Von dem Unrathe, der in den Straßen und Kanälen aufgehäuft ist, nähren sich ja zahllose Ratten, und gegen diese bieten die Hausbewohner ein Heer von Katzen auf, um einen Teufel durch den andern zwar nicht zu vertreiben, aber doch einigermaßen in Schranken zu halten. Die Nerven der Einheimischen haben sich auch gegen dieses Uebel durch langjährige Gewohnheit abgehärtet, und nur der Fremdling ist es, der es noch empfindet. Ganz ähnlich ist es auch mit dem Feuerlärm, der fast in jeder Nacht mehreremal ertönt, und der für die ständigen Einwohner der Stadt ebenfalls jede Spur von Schrecken verloren hat. Bestehen die Häuser auch fast sämmtlich aus Holz, und geht man auch mit Licht und Feuer in New Orleans ganz ebenso sorglos um, wie in anderen amerikanischen Städten, so gibt es doch zugleich auch Wasser genug in den Cisternen und Kanälen sowie in dem Strome, und außerdem besitzt man

auch in New Orleans eine vorzügliche Feuerwehr, die mit allen modernen Lösch- und Rettungsapparaten ausgerüstet ist. Wir haben auch diese Feuerwehr wiederholt am Werke gesehen und auch ihr unsere volle Anerkennung gezollt. In der That ist New Orleans niemals von einer so großen Feuersbrunst verheert worden, wie Boston oder Chicago, was außer der von nordstaatlichen Versicherungs-Gesellschaften organisirten Feuerwehr und außer dem unendlichen Wasserreichthume der Stadt besonders dem Umstande zuzuschreiben ist, daß die Mehrzahl ihrer Häuser von Gärten und Gehöften umgeben sind und ziemlich isolirt stehen.

Wenn die Schattenseiten und Schwächen des Südens neben den unbestreitbaren Reizen und Annehmlichkeiten schon in dem New Orleans'schen Westend so deutlich zum Ausdrucke kommen, so ist es selbstverständlich, daß dies in einem noch viel höheren Grade in den schlechteren Vierteln im Norden und Osten der Fall ist. Dort watet man vielfach in wahren Morästen herum, dort ist auch von Orangen und Palmen wenig zu spüren, und dort sind die Shanties der „armen Weißen" und der Farbigen oft von einer unglaublichen Armseligkeit. Doch wir ersparen uns in dieser Beziehung die eingehendere Schilderung. Man denke nur an das zurück, was wir über die Wohnungen des Proletariats in Nordkarolina berichtet haben. Balkone und Galerieen gibt es natürlich an den Hütten der Vorstädte nicht; statt dessen finden wir vor ihren Thüren häufig ein paar rohe Holzbänke quer über den Drainirungskanal hinweg gelegt, auf denen die Bewohner der Hütten Abends im Geplauder mit einander frische Luft athmen. Wenn man das Wasser in dem Kanale anschaut, so traut man dieser frischen Luft allerdings schwerlich einen hohen sanitären Werth zu. Die glücklichen Schwarzen, die übrigens in New Orleans unbedingt eine Stufe höher stehen als auf dem Lande — in ihren Bedürfnissen wie in ihren Leistungen — scheinen aber auch hier mit ihrem Schicksale im allgemeinen zufrieden zu sein. Weniger dürfte dies von den

„armen Weißen“ gelten, unter denen wir in den Stadtvierteln nahe dem Hafen namentlich auch eine große Zahl deutscher Landsleute beobachteten.

30.

Die Weltausstellung von New Orleans. Die städtischen Verkehrsmittel. Der Kampf des städtischen Gemeinwesens mit dem Wasser und um das Wasser. Oeffentliche Bauten und Denkmäler. Die verschiedenen Bevölkerungselemente und ihre Rolle im Kulturleben der Stadt. Das geistige Leben. Die „Resorts“ in der Umgebung von New Orleans.

In erster Linie beschäftigt uns während unseres Aufenthaltes in New Orleans die Weltausstellung, und obgleich dieses Unternehmen bekanntlich als „World's Industrial and Cotton Centennial Exposition“ im Winter des Jahres 1885, ebensowie als „North, South and Central American Exposition“ im Winter des folgenden Jahres in mehrfacher Beziehung von einem traurigen Mißerfolge begleitet war, so können wir doch nicht anders als dankbar darauf zurückblicken. Gewährte uns die Ausstellung doch einen überaus prächtigen und bequemen Einblick in die wirthschaftlichen Hülfsquellen und Reichthümer der verschiedenen Theile und Staaten der Union sowie auch zugleich in den gegenwärtigen Stand und die Aussichten der Entfaltung derselben. Freilich mußten wir auf Schritt und Tritt bedenken, daß wir uns auch in New Orleans noch in dem Lande befinden, in dem die Reklame im Wirthschaftsleben nicht weniger als Alles beherrscht, und freilich durften wir außerdem auch niemals vergessen, daß hinter dem großen „show“, der da vor unseren Augen ausgebreitet lag, die mannigfaltigsten Tendenzen und Berechnungen walteten — vor allen Dingen die Tendenz, Einwanderer und Kapitalien nach dem Süden zu locken, um dem allgemeinen Bankerotte, dem derselbe nach dem großen Kriege verfallen war, so viel als möglich zu steuern. Daß wir alle die üblichen Trugschlüsse

aus dem schönen Schauspiele ziehen und alle die sanguinischen Illusionen hegen sollen, wie es sonst wohl zu geschehen pflegt, war aber in unserem Falle nicht sehr zu fürchten. Davor bewahrten uns die Fahrten und Wanderungen in dem weiten Lande, die wir bereits hinter uns hatten, sowie auch diejenigen, die uns noch bevorstanden.

Am vollständigsten und glänzendsten brachte die Ausstellung die entfalteten und unentfalteten Hülfsquellen des Südens und Westens zur Anschauung — die überschwengliche natürliche Produktionskraft des südlichen Bodens und der südlichen Sonne, die bewundernswerthen Fortschritte der Negerrasse, die unermeßlichen Gold- und Silberschätze der Bergwerke Colorados und Nevadas, die Wunder, welche die künstliche Bewässerung in diesen Ländern bezüglich des Getreidebaues hervorgebracht u. s. w. Die Armseligkeit und Unfruchtbarkeit viel ausgedehnterer Striche des Südens, die Verheerungen der dortigen Kulturen durch die Temperaturstürze und die periodischen Dürren und Fluthen, die Verlotterung der weitaus größten Mehrzahl der Schwarzen, die rasche Erschöpfung zahlreicher Hauptminen in dem Westen, und die vielen vollkommen verunglückten Versuche mit den künstlichen Bewässerungsanlagen verhüllte die Ausstellung mit einem dichten Schleier. Was den Norden betrifft, so waren die natürlichen Reichthümer und die Leistungen desselben viel lückenhafter und unvollständiger dargestellt, so wie auch der Besuch der Ausstellung aus dieser Gegend viel zu wünschen übrig ließ. Deutet dies nicht ganz gut an, wie New-Orleans auch selbst bei einer solchen Ausnahmegelegenheit weit entfernt davon bleibt, alle Fäden des nordamerikanischen Wirthschaftslebens in sich zu vereinigen, und wie man in New York und Boston durchaus nicht sehr große Hoffnungen auf die Mississippi-Mündungsstadt setzt!

Eine Universalausstellung war die Ausstellung von New Orleans infolge der ziemlich vollständigen Zurückhaltung der europäischen und süd- und mittelamerikanischen Staaten zu keiner Zeit, und finanziell endigte sie infolge des geringen

Besuches von auswärts mit einem schlimmen Defizit. Ebenso bezweifeln wir, daß das schöne Schauspiel, welches uns für unsere Studien so außerordentlich anregend und belehrend war, in dem Grade, wie man es erwartet hatte, zu der wirthschaftlichen Wiedererhebung des Südens und zu der Festigung und Erweiterung der Handelsbeziehungen der Union mit dem spanischredenden Amerika beigetragen haben wird. Doch die Ausstellung eingehender zu beurtheilen und zu besprechen ist hier nicht der Ort, und wir weisen nur noch flüchtig auf einige Aeußerlichkeiten in dem „Drum und Dran" des Festes hin, die uns für die Crescent City und für den Süden charakteristisch zu sein scheinen.

Auf dem Stadtplane von New Orleans, den wir bei unseren Streifzügen zu Rathe zu ziehen pflegten, war die Stelle, auf der die Ausstellung abgehalten wurde, mit dem Namen „City Park" — „Stadtpark" bezeichnet, wie wir bereits gesagt haben. Wie stellte sich nun dieser „Stadtpark" in den Monaten, während deren wir darin aus- und einzugehen hatten, unseren Blicken dar? In erster Linie war es ein ungeheurer, mit sauren Gräsern und Binsen bewachsener Sumpf, ganz von derselben Art wie derjenige, den wir auf einem künstlich aufgeschütteten Damme vermittels der Straßeneisenbahn zu durchmessen hatten, bevor wir an den Ausstellungsplatz kamen. Eine Anzahl der Ausstellungshallen stand unmittelbar in diesem Sumpfe und war daher trockenen Fußes nur auf einem Bretterpfade, bezw. auf einer langen Bretterbrücke zu erreichen. Die Drainirung, die man zu bewerkstelligen gesucht hatte, war augenscheinlich in jeder Beziehung Stückwerk geblieben, und dieselbe hatte nur gerade hingereicht, einen großen Teich zwischen der „Haupthalle" und der „Staatenhalle" zu füllen, den man im Hinblicke auf das bekannte amerikanische Kanalprojekt „Nicaragua-See" nannte. Auf der trocken gelegten Strecke vor dem Haupteingange gewahrten wir ein Dutzend kümmerliche Sträucher, denen weder der Boden noch das Klima zuzusagen schienen, sowie ein paar über alle Be-

griffe armselige Rasenplätze. Das war keins von den vielgepriesenen Bildern halbtropischer Natur, welche uns die Ausstellung versprochen hatte. Eine einsame hübsche Allee von alten ehrwürdigen, greisenbartbehangenen Lebenseichen führte nach der Gartenbau-Ausstellungshalle, und vor dieser Halle hatte man auch eine Anzahl Palmen und Agaven in das Freie gepflanzt. Diese Gewächse der Tropen ließen aber sammt und sonders traurig und welk ihre Blätter hangen und waren fast ohne Ausnahme völlig abgestorben. Es war eben einer jener bösen Winter gewesen, wie sie New Orleans und die gesammten niederen Breiten von Nord-Amerika so häufig heimsuchen, und demselben waren die jungen Anpflanzungen selbstverständlich zu allererst zum Opfer gefallen. Der Versuch, für die Ausstellungsgäste über Nacht einen improvisirten „Stadtpark" zu schaffen, war in der That kläglich mißlungen, und selbst die Crocus- und Tulpenbeete, die man entlang der Haupthalle angelegt hatte, fingen erst im März und April zu blühen an — gleichzeitig mit den Rosen in den Privatgärten auf Charles Avenue.

Fertig fanden wir die Ausstellung ein Vierteljahr nach ihrer Eröffnung noch lange nicht. Ueberall wurde noch gezimmert, ausgepackt und geordnet, und überall thürmten sich vor den Eingängen noch unschöne Haufen leerer und gefüllter Kisten und Pack-Materialien auf. Wie wäre dies in dem Süden aber anders denkbar!

Die mit der Ausstellung verbundenen Restaurants und Cafés, die zu einem großen Theile von Deutschamerikanern unterhalten waren, erwiesen sich uns durchgängig viel schlechter als die in der Stadt, und in denjenigen mit Negerbedienung hatten wir in der Regel harte Geduldproben zu bestehen, bevor uns Speise und Trank aufgetragen wurde. Das „L'un après l'autre"! wird ja von dem farbigen Kellner sehr buchstäblich befolgt.

Trotz alledem und alledem war die Weltausstellung von New Orleans aber ein schönes Fest, und es ging in den

Hallen sowie in den Restaurants und auf den Wandelbahnen des fragwürdigen Parkes immer sehr lustig her, wozu die ungemein lebhafte Antheilnahme der Farbigen — die ohne Zweifel verhältnißmäßig eine weit regere war, als die der Weißen — sehr viel beitrug. Es wurde konzertirt, es wurde in Prozessionen hin- und hermarschirt — namentlich von den Farbigen —, es wurden Feuerwerke über Feuerwerke abgebrannt, man brachte in dem „Nicaragua-See" Seeminen und Torpedos zur Explosion, es gab zahllose „free drinks" —, und daß man es in New Orleans mit einem lebenslustigen Völkchen zu thun hat, mußte einem dabei wohl klar werden.

Doch nun zurück zur eigentlichen Stadt, von der wir bisher noch keineswegs alle Eigenthümlichkeiten kennen gelernt haben.

Das Hin- und Herwandern zwischen dem Ausstellungsplatze und der inneren Stadt war während der ganzen Zeit nur auf einer einzigen Straße möglich — auf der erwähnten Charles Avenue —, während es auf allen anderen Straßen durch den Sumpf, in dem die Stadt ebenso wie die Ausstellung stand, kategorisch verboten war. Doch welcher Thor wird denn auch in New Orleans wandern! Ist es dazu an den meisten Tagen nicht viel zu heiß und schwül! Und handelt es sich daselbst nicht immer um noch riesigere Entfernungen als in anderen amerikanischen Städten! Wie „magnificent" die „distances" in New Orleans sind, kann man ermessen, wenn man überlegt, daß das Stadtgebiet noch größer ist als das von London, obschon die Stadt nur etwa 250000 Einwohner zählt. Um vorwärts zu kommen, benutzt man also wie in den anderen amerikanischen Groß- und Kleinstädten die Pferdebahn oder die Dampf-Straßeneisenbahn, und solcher Bahnen führen nach dem Ausstellungs-Parke auf schmalen aufgeschütteten Dämmen drei. Wenn man von Pferdebahnen bei New Orleans redet, so begeht man freilich im Grunde genommen einen Fehler. Es sind keine Pferde, die man den betreffenden Fahrzeugen vorgespannt hat, sondern durchgängig

Maulthiere, häßliche, langohrige und langbeinige Zwittergeschöpfe, im Vergleich mit denen uns ein wohlgebauter Esel immer außerordentlich aristokratisch vorkam, die aber das südstaatliche und insbesondere das New Orleans'sche Klima viel besser ertragen als die Pferde. Das ungemein störrige Thier spielt dem Pferdebahnbetriebe — man entschuldige die contradictio in adjecto — nur zuweilen den Streich, daß es urplötzlich eine Viertelstunde lang, oder wohl auch noch länger, nicht von der Stelle geht, der Kutscher mag es peitschen, so sehr er will. Die Zeit ist aber in dem Süden lange nicht so kostbar als in dem Norden, wie man weiß, und endlich besinnt sich vielleicht auch das „mule“ eines besseren.

Trotz der zahlreichen Spuren südlichen Schlendrians und südlicher Verlotterung, die wir in der Stadt sowie an ihrem Ausstellungsparke wahrgenommen haben, ist New Orleans in vieler Beziehung eine wahre Wunderstadt. Wer dies nicht würdigen wollte, der würde sich die gröbste Ungerechtigkeit gegen das interessante Gemeinwesen zu Schulden kommen lassen. Wo gäbe es denn wohl eine Stadt in der Welt, die mit größeren natürlichen Schwierigkeiten bezüglich ihrer Existenz und ihres Emporblühens zu kämpfen gehabt hätte? Nicht an der Newa, nicht an der Mündung der Amstel in Holland, und nicht in den Lagunen vor der Brenta-Mündung. Auf sumpfigem Grunde und in das Wasser hinein hatte man allerdings in Petersburg sowie in Amsterdam und in Venedig auch zu bauen. Aber was für ein allgewaltiger unbändiger Riese, gegenüber dem jedes Menschenwerk als ein reines Nichts erscheinen will, ist der Mississippi zur Zeit seiner Hochfluthen, sobald man ihn neben die genannten europäischen Flüsse stellt! Und wie viel schlimmer sind die Miasmen und Fieberdünste, die dem Sumpflande in den amerikanischen Halbtropen entsteigen! Wie viel schwieriger waren sodann auch feste Landwege herzustellen, die mit dem großen natürlichen Wasserwege Hand in Hand wirken mußten, um die große Handelsstadt zur Entfaltung zu bringen!

Auf der ganzen 175 Kilometer langen Strecke von der Mississippi-Mündung aufwärts lag bei New Orleans der erste einigermaßen landfeste Punkt, auf einer alten niederen Dünenkette, die sich zwischen dem Strome und dem großen See Pontchartrain hinzieht, und an diesem Punkte gründete der französische Kanadier Jean Baptiste Lemoyne de Bienville im Jahre 1718 die Stadt, in der Voraussetzung, daß das Hochwasser des Mississippi so hoch nicht steigen werde. Ein Jahr danach wurde die Stadt aber vollkommen überfluthet und mit gänzlicher Vernichtung bedroht, und wenig fehlte daran, daß man den Platz wieder geräumt hätte. Man suchte sich durch einen Damm rings um die Stadt zu schützen, aber ohne großen Erfolg. Schlimme Ueberschwemmungen kehrten beinahe jährlich wieder, die schlimmsten aber, welche das Bestehen der Stadt immer von neuem in Frage stellten und ihr Gedeihen in empfindlichster Weise hemmten, in den Jahren 1735, 1770, 1782, 1785, 1796, 1799, 1816, 1831, 1837, 1844, 1846 und 1884. Mittlerweile ließ sich indeß die menschliche Energie auch immer mehr in den Kampf mit dem bedrohlichen Elemente ein, und es entstand allmälig ein großartiges System von Schutzdämmen und künstlichen Stromufern — sogenannten „Levees", — das insgesammt die ungeheure Summe von 150 Millionen Dollars verschlungen haben soll, das aber dafür den Bewohnern der Stadt heute auch eine verhältnißmäßig große Sicherheit gewährt, und es ihnen zugleich ermöglicht hat, weiter und weiter hinein in den Sumpf zu bauen, der die erwähnte Düne — die Metairie Ridge — auf allen Seiten umgibt. Der bei weitem größte Theil der Stadt liegt heute nahezu zwei Meter tiefer als der Spiegel des Mississippi-Hochwassers.

Als ein Glück für die Stadt muß es unter den obwaltenden Umständen bezeichnet werden, daß der Riesenstrom sich in ihrer Gegend dem bekannten „Bär'schen Gesetze" ziemlich vollkommen zu fügen scheint, und daß er in der halbmondförmigen Biegung, die er um ihre Häusermasse herum macht,

im allgemeinen nur das rechte Ufer benagt und unterwäscht — so wie es jenes Gesetz verlangt — während er dagegen an dem linken beständig neue Schlamm- und Sandmassen absetzt. Den Levees wird auf diese Weise kein Uebermaß von Widerstandskraft und Haltbarkeit zugemuthet, und die Anschwemmungen vermehren sogar den städtischen Baugrund alljährlich um einen Streifen von 4 Meter Breite — nebenbei ein ganz hübsches Zeugniß dafür, in welchem kolossalen Maßstabe der Flußriese sein geologisches Werk vollbringt. Reichlich um denselben Betrag wird das rechte Ufer im jährlichen Durchschnitt weggewaschen, und die Arbeitervorstädte Algiers und Gretna, welche daselbst angelegt sind, erscheinen auf diese Weise dem unausbleiblichen Untergange geweiht.

Nicht bloß von dem Mississippi her hat New Orleans aber Verheerungen durch Ueberschwemmung zu fürchten, sondern auch von dem Lake Pontchartrain her, und wenn sich die Fluthen des Sees mit den Fluthen des Stromes vereinigt über die Stadt stürzen, so hat man wohl viel Ursache, für dieselbe zu zittern. Zur Zeit lange andauernder heftiger Stürme vom Golfe her ist eine solche verhängnißvolle Kombination auch immer möglich.

Harmloser sind die Ueberschwemmungen, die in New Orleans beinahe allwöchentlich von den heftigen tropischen Regengüssen hervorgerufen werden, obgleich es dem Fremdlinge bedenklich genug erscheint, wenn die zahllosen Kanäle, welche die Stadt durchziehen, das Wasser nicht mehr zu fassen vermögen, und wenn dasselbe allenthalben aus ihnen heraustritt und in den Straßen fußhoch steigt. Die Einheimischen sind auch an dieses Uebel gewöhnt, sie legen Nothbrücken auf den Fußpfaden, sie ziehen hohe Wasserstiefel an und waten tapfer hindurch, oder sie warten auf ihren Balkonen und Galerieen im ruhigen „dolce far niente“, bis sich die Sündfluth wieder verlaufen hat. Auch die Pferdebahnwagen stellen bei solchen Gelegenheiten ihr Werk in der Regel nicht ein, sie machen dann aber sehr den Eindruck, als seien es von

schwimmenden Rossen gezogene Schiffe. Als ein großer Segen müssen die zuletzt erwähnten Ueberfluthungen übrigens insofern gelten, als sie den Unrath, der in den Kanälen und in den Straßen aufgehäuft liegt, zu einem großen Theile mit fortschwemmen, und als sie sozusagen die Straßenreinigung, welche sonst so sehr im argen liegt, übernehmen — wenigstens bis zu einem gewissen Grade.

Um des Wassers, das aus den Wolken herabstürzt, sowie auch desjenigen, das von dem Strome und von dem See auf ober- und unterirdischen Wegen herbeisickert, Herr zu werden, und um den amphibischen Baugrund, auf dem ihre Häuser infolgedessen stehen, wenigstens einigermaßen trocken zu legen, haben die Bürger von New Orleans das Gebiet ihrer Stadt auch noch in holländischer Weise mit Hunderten von Kanälen durchzogen, und in diesen treiben sie das Uebermaß durch große Dampf-Pumpwerke hin nach dem Lake Pontchartrain. Daß sie das Wasser nach diesem See hin leiten, und nicht nach dem Mississippi, hat seinen Grund darin, daß der Strom höher liegt als der See, was bei einem so klassischen Delta, wie es sich der Mississippi aufgebaut hat, nicht anders erwartet werden kann. Das Wegfließen alles Wassers von dem Stromufer macht nichtsdestoweniger einen sehr eigenthümlichen Eindruck. Ein Hauptkanal, der den Mississippi mit dem Lake Pontchartrain verbindet, dient übrigens gleichzeitig der Schifffahrt, und ähnliches gilt auch von dem Bayou St. John, der einen der natürlichen Nebenarme des Mississippi nach dem See hin bildet.

Man erkennt aus dem Gesagten wohl, daß es bezüglich der Crescent City mehr als bezüglich anderer Städte in der Welt heißt: Alles ist aus dem Wasser entsprungen! Das Wasser bildete nicht bloß die Hauptthandelsstraßen, durch die dieses Gemeinwesen zu höherer Bedeutung gelangte, sondern dem Wasser mußte auch der Boden abgerungen werden, auf dem es begründet wurde, und gegen das Wasser, das es von rechts und links sowie von oben und unten bedroht, hat es

zugleich auch noch heute einen beständigen schweren Kampf um sein Dasein zu führen. Man kann von ihm sagen wie von einem Theile von Holland: es ist ein leckes Schiff, auf dem man nicht von den Pumpen weichen darf, wenn man es oben halten will, bezw. ein sich selbst vollsaugender Schwamm, den man täglich von neuem ausdrücken muß.

Da die künstliche Entwässerung ebensowie der künstliche Deichschutz der Stadt in verschiedener Hinsicht ihren Zweck nur unvollkommen erreichen, so stehen die meisten Häuser noch obendrein auf einem Gerüste von Balken, das sich mehrere Fuß über den Erdboden erhebt — als eine Art moderner Pfahlbauten —, und in den meisten Fällen, keineswegs aber in allen, ist man auf diese Weise wenigstens in seinem Zimmer gegen Ueberschwemmungen gesichert. Keller gibt es natürlich unter keinem New Orleans'schen Hause.

Den Todten bereitet man auf den Kirchhöfen, um sie nicht in das hochstehende Grundwasser und in den permanenten oder periodischen Morast hineinzubetten, und um die Luft sich dadurch nicht noch mehr mit üblem Geruche und mit Pesthauch erfüllen zu lassen, festgemauerte, luft- und wasserdichte oberirdische Grabgewölbe, die wie mächtige Backöfen aussehen, und in denen die Leichen durch die Einwirkung der Sonne einem sehr schnellen trockenen Verwesungsprozesse unterliegen. Von einer „kühlen Gruft“ kann in dem gegebenen Falle also keine Rede sein, und die französische Kreolensprache darf die Todtenbestattung in New Orleans mit gutem Grunde als ein „mettre en four“ bezeichnen.

Einer weiteren Wassersnoth, die dem lebenden Geschlechte in New Orleans die Existenz erschwert, haben wir aber noch zu gedenken: mitten in ihrem unendlichen Ueberflusse an Wasser leiden die Bewohner von New Orleans doch seltsamerweise auch wieder Mangel an Wasser, nämlich Mangel an Trinkwasser, und um sich dasselbe zu verschaffen, haben sie ebenfalls sehr umfassende und großartige Vorkehrungen nöthig gehabt. Die Fluth, die aus dem Boden quillt und die im

Westen der Stadt vorüberfließt, ist ja trübe und schlammig und ihrer beigemengten organischen und unorganischen Bestandtheile halber ebensowenig ohne weiteres genießbar wie die Salzfluth des Meeres. Meist hilft man sich nun damit, daß man das Regenwasser in ungeheuren Gefäßen aus Cedernholz, die man wie in der Wüste „Cisternen" nennt, auffängt. In geringerem Umfange unterwirft man das Mississippi-Wasser einem Reinigungsverfahren. Auf diese Weise schafft man sich den kühlenden Trank, dessen man so sehr benöthigt. Die hölzernen Cisternen, die in der Regel unmittelbar an die Häuser angebaut sind, und die dieselben öfters wie gedrungene Festungsthürme überragen, geben der äußeren Physiognomie der Stadt einen eigenartigen Charakterzug mehr. Die Beschaffenheit des Wassers, die sie liefern, fanden wir im allgemeinen ganz befriedigend, wobei wir aber freilich hinzufügen müssen, daß wir New Orleans bei Beginn der schlimmen Jahreszeit — um Ende April — verließen. An eine Wasserleitung von einem fernen Hügel- oder Berglande her ist bei der Mississippi-Mündungsstadt natürlich nicht zu denken.

Die öffentlichen Bauten der Stadt, die sich nicht auf den Kampf mit dem Wasser oder um das Wasser beziehen, sind fast ohne Ausnahme unbedeutend, was bei dem chronischen Bankerotte, in dem sich der öffentliche Säckel befindet, nicht gut anders denkbar ist. Der große Granitbau, den die Centralregierung der Vereinigten Staaten auf Canal Street errichtet hat, und der gleichzeitig als Zollamt und als Postamt zu dienen hat, sieht plump und unbeholfen aus, da die Millionen, welche derselbe gekostet hat, in der landesüblichen Weise zum größten Theile in die Taschen von Betrügern geflossen sind. Die alte St. Louis-Kathedrale ist innen wie außen mehr wunderlich als schön. Den angenehmsten Eindruck macht die City Hall, die aus weißem Marmor erbaut und hübsch mit einer Freitreppe und Säulenvorhalle geschmückt ist, dieselbe hat aber auffallend bescheidene Dimensionen. Sonst sind höchstens noch die große Baumwollenbörse, die in dem ersten

Baumwollen-Exporthafen der Welt natürlich nicht fehlen kann, und das St. Charles-Hotel bemerkenswerth.

An Monumenten ist die Stadt durch die Initiative einzelner Bürger, um deren Zahlungsfähigkeit es vielfach weit besser bestellt ist, verhältnißmäßig reich. Das stattlichste derselben ist dem militärischen Führer des Südens in dem Bürgerkriege — dem General Robert E. Lee — gewidmet, ein anderes dem Vorkämpfer der Sklavenemanzipation — H. Clay —, ein Zeichen, daß in der Crescent City für die widerstreitendsten Prinzipien Raum vorhanden ist. In der Weise anderer Großstädte, die ausschließlich von dem Handel leben, war New Orleans eben jederzeit eine leichte Beute des Siegers, und so wie es kühlen Blutes und ohne jeden Widerstand den Uebergang von der französischen zur spanischen, von der spanischen zur französischen und endlich von der französischen zur amerikanischen Herrschaft ertrug, so überließ es sich auch willig den Emanzipationisten, nachdem die Sklavenbarone im Kampfe einmal unterlegen waren. Ein drittes Denkmal, das auf dem mit immergrünem Strauchwerke gezierten Haupt-Square steht, gilt dem General Jackson, dem Besieger der Engländer. Auf dem Schlachtfelde, wo dieser Feldherr seinen entscheidenden Sieg errang, erhebt sich außerdem auch noch einer der großen amerikanischen Obelisken; derselbe ist aber eigentlich niemals vollendet worden, und durch die Einwirkung der südstaatlichen Witterung befindet er sich in einem trostlosen Zustande.

In Bezug auf das Gesellschaftsleben und das Nationalitätengemisch von New Orleans, das überaus interessant ist, weil sich in ihm noch viel heterogenere Elemente mit einander berühren und mit einander zu verschmelzen suchen, als in den anderen amerikanischen Städten, müssen wir uns an dieser Stelle auf einige kurze Bemerkungen beschränken. Neger, Mulatten, Quadronen, Choctaw-Indianer, Chinesen, Spanier, Franzosen, Italiener, Iren, Deutsche, Angelsachsen — Alles ist vertreten, und Alles wogt auf Straßen und Märkten bunt durch einander, sich mit einander verständigend, mit einander feilschend,

und trotzdem seine Eigenart zum Theil mit großer Zähigkeit festhaltend. Für den, der sich für die Fragen der Rassenverschmelzung interessirt, bieten sich hier die mannigfachsten Probleme dar.

Bezüglich der Neger, die etwa 27% der Bevölkerung bilden — für eine Hauptstadt des Südens ein verhältnißmäßig geringer Satz —, müssen wir im allgemeinen aufrecht erhalten, was wir in unseren früheren Skizzen zu ihrer Charakteristik gesagt haben. Indessen haben wir nochmals ausdrücklich darauf hinzuweisen, daß dieselben in New Orleans als wirthschaftlicher Faktor auf einer wesentlich höheren Stufe stehen, als dort, wo wir sie früher beobachtet haben. Man sieht die schwarzen Burschen viel rüstiger und eifriger an der Arbeit als anderwärts, — namentlich in dem Hafen, wo es gilt, die Baumwollenballen zu verladen —, und man begegnet ihnen auch häufiger als in anderen Orten in anständigen und ganzen Kleidern, ja man stößt sogar hie und da auf sehr elegant gekleidete schwarze „Ladies“ und „Gentlemen“, die es zu einem ganz erklecklichen Wohlstande gebracht haben müssen. Trotzdem besteht die „colour line“ auch in New Orleans in ihrer ganzen Schärfe fort: der Farbige geht in seine besonderen Gasthäuser, er besucht seine besonderen Kirchen, und er wird auf besonderen Gottesäckern — „coloured cemeteries“ — begraben. Die Thatsache, daß die Neger unmittelbar nach dem großen Kriege das Stadtregiment für längere Zeit in ihre Hand bekamen, hat an ihrer sozialen Stellung im allgemeinen nichts geändert. Uebrigens gibt es natürlich in den Straßen von New Orleans auch zerlumpte schwarze „Loafers“ in Scharen, und kindisch und gassenjungenhaft sahen wir die erwachsenen Neger sich oft genug gebahren, so wie wir auch von „schwarzen Bestien“ aus eigener Anschauung reden können. Außer der Baumwoll-Verladung ist namentlich noch das Schuhputzergewerbe, welches in New Orleans ein doppelt nothwendiges ist, durchgängig in schwarzer Hand. Nirgends aber schien uns der Vollblut-Neger so sehr

an seinem Platze und so sehr im Vollgefühle seiner Leistungsfähigkeit und Menschenwürde, als wenn er auf dem Maulthierkarren stand und sein Dreigespann antrieb, um Baumwollenballen oder Zuckerfässer nach den Levees zu bringen. Besteht nicht auch eine gewisse Wahlverwandtschaft zwischen ihm und dem „mule“ insofern, als er das heimtückische Klima des Mississippi-Deltas ebenfalls ganz gut erträgt, und als er außerdem auch ab und zu einmal zur Arbeit ganz und gar keine Lust verspürt, und durch nichts dazu zu bewegen ist?

Das sehr zahlreiche Mulatten- und Quadronen-Element, das die vielfältige Verschmelzung zwischen Schwarz und weiß in der Crescent City deutlich genug bekundet, steht in sozialer Beziehung zunächst nicht wesentlich höher als der eigentliche Neger; dasselbe bedeutet aber in wirthschaftlicher und kultureller Beziehung ungleich mehr. Auch in New Orleans begegneten wir unter diesen Mischlingen vielen Leuten von schönem Wuchs und sehr intelligenten Gesichtern.

Einige kümmerliche Reste der kupferfarbigen Urbevölkerung von Louisiana erblickt man namentlich in der alterthümlichen Markthalle, die unter dem Namen „French Market“ bekannt ist, und die ihres originellen Volkslebens wegen so sehr die Aufmerksamkeit des Fremden verdient. In ihre Decken eingehüllt und Lorbeer- oder Sassafrasblätter verkaufend, zeigen sie in ihrem Gesichte alle die Charaktermerkmale ihrer Rasse, namentlich aber auch den ganzen Stumpfsinn derselben.

Von den weißen Bevölkerungselementen der Mississippistadt ist weitaus das interessanteste das Kreolen-Element, bezw. die Nachkommenschaft der alten französischen und spanischen Einwanderer. Im öffentlichen Leben ist dasselbe ebenfalls auf dem „French Market“ am besten zu beobachten, und außerdem etwa noch in der St. Louis-Kathedrale. Sonst gilt das Kreolenthum nicht ohne Grund für sehr unzugänglich und abgeschlossen in sich, und dem Fremden wird es nicht gerade leicht, in seine Kreise einzudringen. Der einzelne Kreole und die einzelne Kreolin sind ja wohl fein und liebenswürdig gegen

ihn, aber das Verhältniß hält sich im allgemeinen sehr an der Oberfläche. Die Anglo-Amerikaner werden von den Kreolen den Fremden zugezählt, auch wenn sie seit Generationen ihren Wohnsitz unter ihnen haben. Und ist nicht in der That der Mangel an Verwandtschaft zwischen den Kreolen und den Yankees sehr in die Augen fallend? Außer jener gewohnheitsmäßigen Sprödigkeit gegenüber allem Fremden begünstigten wohl namentlich noch das geringe Sprachtalent und das strenge katholische Kirchenthum — mit seiner Klostererziehung — die Erhaltung der vollen Eigenart dieses Elementes. Im Handelsverkehre hat sich der kreolische Geschäftsmann neuerdings freilich mehr und mehr dazu entschließen müssen, die englische Sprache zu handhaben.

Wie das Kreolenthum dem städtischen Gemeinwesen in vielen Beziehungen sein dauerndes Gepräge gegeben hat, hoben wir schon hervor; wir könnten vielleicht noch hinzufügen, daß insbesondere auch manche Schwäche desselben auf seine Rechnung zu setzen sein dürfte. Hauptsächlich fehlt es infolge der Sonderstellung der Kreolen sehr an Gemeingeist, und vorzüglich aus diesem Grunde sind alle größeren Unternehmungen durch eine gewisse Schwerfälligkeit ausgezeichnet. Dem ungestümen Vorwärtsdrängen der „Northerners" gegenüber, die nach dem Kriege natürlich auch in New Orleans in großer Zahl eingedrungen sind, bildet das Kreolenthum einen Hauptheinmschuh. Von der Gesammtbevölkerung der Stadt bildet die kreolische heute etwa 30 Prozent.

Das Deutschthum, das in Louisiana uralt ist, da die ersten deutschen Einwanderer bereits im Jahre 1728 in New Orleans landeten, spielt in dem Geschäftsleben der Stadt eine viel größere Rolle, als wir für möglich gehalten hatten, und auf den Firmenschildern von Canal Street liest man wieder in sehr großer Zahl insbesondere deutsch-jüdische Namen. Bezüglich der Erhaltung ihrer Eigenart boten die Deutschen uns aber — in sehr beachtenswerthem Gegensatze zu den Kreolen — ein ebenso trübes Bild wie in anderen amerikanischen

Städten. Bier sahen wir sie auch in New Orleans in stattlichen Quantitäten trinken, aber auch dabei hatten sie den deutschen Brauch verlernt, und auch dabei sprachen sie einen abscheulichen deutsch-englischen Jargon. Statt am Tische zu sitzen und bei dem Trinken gemüthlich zu plaudern, standen sie meist und stürzten das ganze Glas auf einmal hinunter. Ueberhaupt ging es in den deutschen Wirthshäusern immer ziemlich wüst und roh zu, und jedenfalls ganz anders als in den Kreolenrestaurants. In dem sogenannten Deutschen Klub aber, in dem sich die „besseren Elemente" zusammenfinden, schien uns ein ziemlich öder und kleinstädtischer Kastendünkel zu walten. Es erscheint auch eine „Deutsche Zeitung" in New Orleans, sehr bezeichnend für dieses Blatt fanden wir es aber, daß von den Herausgebern desselben nicht eine einzige in Deutschland gedruckte Zeitung gelesen wurde. So steht es um den geistigen Konnex der Deutschen von New Orleans mit ihrem Mutterlande! Doch das ist ein altes Lied, das wir nicht weiter zu singen brauchen. Sehr groß fanden wir namentlich die Zahl der deutschen Handwerker, besonders diejenige der Bäcker, Uhrmacher, Schneider, Schuhmacher und Klempner, und dieselben scheinen im allgemeinen zu einer ganz leidlichen Nahrung gelangt zu sein. Die Gesammtzahl der deutschredenden Bevölkerung soll sich auf 30000 Köpfe belaufen, also auf gegen 12½ Prozent der Stadtbevölkerung überhaupt.

Daß die Bevölkerung von New Orleans voll ist von Frohsinn und Lebenslust, sagten wir bereits. Nirgends tritt dies mehr hervor als bei den großen Fastnachtsaufzügen des „Mardi Gras", die mit denjenigen von Rom und Neapel wetteifern, und bei denen wir vor allen Dingen wieder die Farbigen sehr toll und ausgelassen sahen.

Um das geistige Leben ist es in der Crescent City, soweit unsere Beobachtungen reichen, sehr traurig bestellt. Die Tulane-Universität ist höchstens der Embryo einer Hochschule, und ob es dieselbe jemals zu einer höheren Entwickelungs-

stufe bringen wird, ist wohl eine große Frage. Die anderen Universitäten der Stadt aber — es gibt deren noch mehrere — sind ein bloßer Hohn auf diesen Namen. Die öffentlichen Bibliotheken, in denen wir aus- und eingingen, fanden wir gleichfalls sämmtlich sehr dürftig. In der namhaftesten derselben legte uns die beständig Romane lesende Bibliothekarin — „Lady Librarians“ trifft man bekanntlich in Amerika sehr häufig — den Katalog vor. Derselbe hatte drei Abtheilungen: Livres français — Livres anglais — und Livres allemands, grecs et hebreux, und in der dritten Abtheilung waren in der That zwei hebräische und ein griechisches Buch verzeichnet, ein deutsches aber nicht.

Sehr entwickelt und sehr angenehm ist dagegen das Klubleben der oberen Zehntausend — schon an gewöhnlichen Tagen, namentlich aber in der Zeit der Bälle. Daß man in New Orleans die „Kunst zu leben“ besser versteht als an anderen Orten in der Neuen Welt, kann einem da wohl zum Bewußtsein kommen. Von Anfang an war ja der Bevölkerung ein starker Prozentsatz Aristokratenthum beigemischt, wie es in den südlichen Städten ganz im allgemeinen der Fall ist, und außerdem bildet die Stadt auch jederzeit den winterlichen Sammelpunkt und Hauptummelplatz der reichen Plantagenbesitzer Louisianas, dieses durch seine Lage in jeder Beziehung bevorzugten Südstaates. In dieser oberen Bevölkerungsschicht waren nun von jeher allerlei vornehme Passionen lebendig, und wie in derselben außer dem Gelde auch die Geburt und die Familie eine ganz ähnliche Rolle spielt wie bei dem europäischen Adel, so florirten in ihr auch das Fechten und Duelliren, das Reiten und Wettrennen, die Jagd und die Liebe zu schönen Frauen. Bezüglich der Galanterie gegen das bessere Geschlecht steht New Orleans unter den Städten der Union überhaupt oben an, und das will in dem ritterlichen Amerika ohne Zweifel sehr viel sagen. In den letztvergangenen Jahren dürfte das Eindringen des Yankee-Elementes einzelnen der bezeichneten Passionen — namentlich dem Zweikampfe —

starken Abbruch gethan haben, und in Kreolenkreisen hört man auch ziemlich einstimmig behaupten, daß die Glanzperiode der Crescent City unwiderbringlich vorüber sei.

Schließlich gedenken wir noch mit einem Worte der freundlichen „resorts" — „Sommer- und Winterfrischen" möchte man sie deutsch nennen —, die mit ihren Garten-Anlagen unmittelbar am Lake Pontchartain und an dem Golfe gelegen sind, und die man vermittelst einer Dampfstraßenbahn oder eines „Buggy" auf einem Damme aus Muschelschalen quer durch den Sumpf hindurch erreicht. Diese Punkte — namentlich Spanish Fort und Westend — werden von den Bewohnern der Stadt gern und viel besucht, und auch wir athmeten daselbst in der frischeren und reineren Luft, welche von der weiten Wasserfläche zu uns herüber wehte, neu auf, wenn wir dem dicken Dunste oder den Staubwirbeln, die uns in den Straßen der Stadt abwechselnd einhüllten, für ein paar Stunden entronnen waren. In der Crescent City hörten wir zwar immer sehr viel von der kühlen Golfbrise reden, wir konnten aber mit dem besten Willen niemals etwas davon verspüren.

31.

Eine Fahrt nach der Mississippi-Mündung. Rückblick auf New Orleans. Die Stromphysik des unteren Mississippi. Die Uferlandschaft und ihre Kultur. Würdigung der Eads'schen „Jetties."

Sich Monate lang in New Orleans aufzuhalten und keine Fahrt nach den berühmten „Jetties" und nach den „Pässen", durch die der Mississippi seine Fluthen in den Mexikanischen Golf ergießt, zu unternehmen, das wäre ohne Zweifel eine der größten Unterlassungssünden, deren sich ein Geograph schuldig machen könnte. Außer dem allgemeinen Ueberblicke über eins der gewaltigsten Menschenwerke, die zur Verbesserung natürlicher Wasserwege unternommen worden sind, gewährt

ihm ja eine solche Fahrt auch einen überaus lehrreichen und interessanten Einblick in die Mechanik der Deltabildung und in die ganze rüstige Landschöpferarbeit, in welcher der große Strom in seinem Mündungsgebiete begriffen ist. Als was für ein Kinderspiel erscheint einem doch das Bemühen des Rheins, den Bodensee mit Alpenschutt auszufüllen, wenn man es mit demjenigen des Mississippi vergleicht, den Golf von Mexiko durch die Ablagerung seiner Sinkstoffe aus den Rocky Mountains und Alleghanies allmälig wieder in festes Land zu verwandeln! Obgleich die Tiefen des Golfes kaum zwanzig Kilometer südlich von den Mississippimündungen sogenannte abyssische sind, und obgleich von den Sand- und Schlamm-Massen, die der Strom in das Meer hinausträgt, ein großer Theil durch das Wellenspiel sowie durch den inneren Druck seitwärts verführt wird und die Nehrungen und Bänke entlang der texanischen und alabamischen Küste verbreitern hilft — an eine Einwirkung des Golfstromes ist heute nicht mehr zu denken, da es einen Golfstrom im Golfe nicht gibt, sondern nur einen Golfstrom aus dem Golfe —, so rückt die Barre vor seiner Hauptmündung doch noch immer Jahr für Jahr um viele Meter weiter hinaus.

Daß die kultur- und wirthschaftsgeographische Wirkung, die der Strom in der angegebenen Weise ausübt, nicht im geringsten als eine unmittelbar günstige bezeichnet werden kann, ist selbstverständlich. James B. Eads hat dieselbe aber mit gutem Erfolge zu bekämpfen gewußt, soweit sie New Orleans angeht, und nur bei den anderen Golfhäfen der Union, die davon berührt werden, ist dies bis heute nicht geschehen. Vor der künstlichen Vertiefung der mittleren Mississippi-Mündung durch die Eads'schen „Jetties“ besaß der Süden eigentlich keinen einzigen Hafen, der auch nur annähernd den Ansprüchen an einen Welthafen ersten Ranges genügt hätte, und darin lag ohne Zweifel eine weitere Hauptursache seiner wirthschaftlichen Inferiorität gegenüber dem Norden, der mit vorzüglichen Zugängen von der Seeseite her so überreich ausgestattet ist.

Daß diese Eigenthümlichkeit des nordamerikanischen Südens ganz wesentlich mit dem südstaatlichen Klima zusammenhängt — genau wie die Arbeitsscheu der südstaatlichen Menschen —, kommt einem bei einer Fahrt nach den Mississippi-Mündungen klar zum Bewußtsein. Nicht bloß der ungeheure Sedimentreichthum der südstaatlichen Ströme, der die Versandung aller Küstenbuchten bewirkt, ist ja unmittelbar auf das südstaatliche Klima zurückzuführen, sondern auch die üppige Strandvegetation von Binsen, Riedgräsern, Sumpflilien, Cypressen, Weiden, Zwergpalmen u. s. w., welche die Sand- und Schlammbänke rasch dergestalt festigen, daß dieselben den ungestümsten Angriffen der Meeresbrandung zu trotzen vermögen.

An Gelegenheiten, die Mississippi-Pässe und die Mississippi-Jetties zu besuchen, fehlt es natürlich während der Ausstellungszeit in New Orleans nicht. Namentlich ist es ein großer Palastdampfer, von der Art wie sie nur auf den nordamerikanischen Riesenströmen denkbar sind, der allwöchentlich mehreremale zum Golfe hinab- und wieder herauffährt, lediglich zu dem Zwecke, um Tausenden von Gästen und Einheimischen die Inaugenscheinnahme der Delta-Landschaft und des Eads'schen Wunderwerkes zu ermöglichen. Nach diesem Dampfer — der „Jessie K. Bell" — begeben wir uns also hinab, oder vielmehr, da der Strom höher liegt als die Stadt, hinauf.

Es ist ein herrlich schöner Sommertag — der neunundzwanzigste April —, ein wenig zu heiß und schwül nur in der sonnendurchglühten und von blühenden Rosen und grünenden Palmen und Orangenbäumen geschmückten Mississippi-Mündungsstadt. Auf dem Strome empfängt uns aber eine frische Brise aus dem Süden, und wir athmen dieselbe mit vollen Zügen. Nachdem wir uns auf dem vorderen Deck, wo wir die freieste Aussicht genießen, einen guten Platz gesichert haben, ertönt die sonore Dampfpfeife, die deutsche Musikbande, die auf keinem amerikanischen Exkursionsdampfer fehlen darf, spielt eine muntere Weise auf, und südwärts geht es, und

kräftiger und angenehmer wird zugleich auch die Luft, die uns das Antlitz umfächelt.

Wir werfen von dem Dampfer aus unwillkürlich noch einen prüfenden Rückblick auf die Crescent City: auf die Levees, durch die sie sich schützt und erhält, auf die Baumwollenballen, die unter freiem Himmel oder unter Wachstuchbedeckung darauf lagern, sowie auf die Lagerhäuser für Zucker, auf die Magazine jeder Art und auf die Eisenbahn-Depots, die sich dahinter verstecken. Alles in allem hat das Bild der Stadt nicht gerade viel, woran wir uns erwärmen können, und im Grunde genommen blickt uns daraus all' jene Prosa entgegen, die wir an den anderen amerikanischen Stadtbildern kennen gelernt haben. Und der Mangel an hervorragenden und bedeutenden Bauten macht sich auch bei der Gesammtansicht von New Orleans um so mehr geltend, als er sich auch bei ihm mit dem Mangel an jedem natürlichen Postamente für solche Bauten vereint. Dem Balken- und Bretterwerke der Levees aber sieht man seine hohe Bedeutung äußerlich so wenig an wie jedem anderen Schutzdamme, und dasselbe erhöht eher die Inhaltslosigkeit und Oede des Bildes, als daß es sie vermindert.

Erhebender und imposanter erscheint uns auch bei New Orleans der Fluß und das Leben und Treiben auf ihm. Ein förmlicher Mastenwald, so wie wir ihn bei New York bewundern, breitet sich allerdings auf der Wasserfläche des Mississippi nicht vor uns aus. Aber an den Levees liegen ein paar Dutzend große Fluß- und Ozeandampfer, die uns ebensoviel Respekt einflößen wie derjenige, auf dem wir uns befinden, und schwarze Arbeiter sind lärmend damit beschäftigt, den Stapelartikel des Hafens mit Hülfe des gewöhnlichen Apparates von Krahnen und Winden in deren Räumen unterzubringen. Angesichts eines solchen Hafenbildes kann einem schon das Herz aufgehen.

Um bei dem Anblicke des vielberufenen Schlachtfeldes von 1814 und des darauf befindlichen halbverfallenen Schornstein-Denkmals, an dem wir unterhalb der Stadt vorbei-

passiren, mehr zu empfinden als nüchternste Prosa, muß man Amerikaner sein, und das sind wir leider nicht. Daß ein Sieg inmitten dieser unpassirbaren Sümpfe seitens der Kämpfer eine ganz besondere, geschickte Taktik erforderte, müssen wir aber wohl glauben.

Weiter stromabwärts konzentrirt sich unsere Aufmerksamkeit vor allen Dingen auf den mächtigen Wasserlauf und seine unmittelbare Uferlinie. Obgleich die Ufer allenthalben von dem Mississippi selbst aufgeschüttet worden sind, und obgleich dieselben sich so wenig über den Wasserspiegel desselben erheben, daß dieser alljährlich zu wiederholten Malen über sie hinweg steigt, so erhält der Strom seine Wassermassen in den normalen Zeiten doch in einer bewundernswürdigen Disziplin. Die Breite der Rinne, in der sie sich für gewöhnlich zu bewegen haben, ist auf dem geologisch viel älteren Terrain oberhalb New Orleans eine außerordentlich wechselnde. Hier hält sie sich in der strengsten Weise an das Maß von einem knappen Kilometer, so daß man fast glauben könnte, man habe es mit einem künstlich ausgegrabenen und von Wasserbau-Ingenieuren abgezirkelten Kanale zu thun. Davon, daß der Strom auch unterhalb New Orleans noch in künstliche Ufer eingezwängt sei, kann man aber nicht wohl reden. Allerdings erheben sich hinter den natürlichen Ufern bis gegen das Fort St. Philipp hin — auf eine Strecke von 100 Kilometern — noch Levees aus Erde, aber dieselbe Regelmäßigkeit bezüglich der Breite waltet auch noch unterhalb des genannten Punktes, und dort sind bisher nirgends Levees errichtet worden. Die Levees sind Schutzdämme gegen die Ueberschwemmungen, nicht aber Regulirungsdämme, und das strenge Maßhalten des Stromriesen bezüglich des Gehens in die Breite ist ein vollkommen freiwilliges, wenn wir so sagen dürfen. Nur das Naturgesetz ist es, an das er dabei gebunden ist, so wie jedes andere Ding auf Erden auch. Obgleich der Mississippi zwischen New Orleans und der Deltatheilung auch zur Zeit seines Hochwasserstandes nur noch ein Gefäll von vier Metern hat —

2,3 Centimeter auf den Kilometer —, so genügt dasselbe doch, um ihm auch hier noch ein beträchtliches Maß von Erosions- und Transportationskraft zu verleihen. Dieselbe wirkt in den gewöhnlichen, ruhigen Zeiten aber vor allen Dingen in die Tiefe, und nur in den Zeiten wilder Ekstase zerstört sie an einzelnen Stellen, wo der natürliche Uferdamm noch nicht genügende Festigkeit besitzt, auch was rechts oder links von der Strombahn liegt. Die Breschen, die der Mississippi bei solchen Gelegenheiten in seine Uferleisten reißt, sind übrigens zum großen Theile nur vorübergehende, die sich ganz von selbst wieder schließen.

Wer den Mississippi unterhalb New Orleans einen Greis nennt, dessen Kraft völlig erlahmt sei, der gebraucht nach unserer Meinung ein sehr armes, unzutreffendes Bild. Weit besser dürfte der Goethe'sche Vergleich mit dem Atlas, der Cedernhäuser auf seinen Schultern trägt, und der seine Brüder „dem Erzeuger freudebrausend an das Herz" führt, auf ihn passen. Wenn irgendwo höchstentwickelte Manneskraft in dem Strome zu spüren ist, so ist es sicherlich hier der Fall. Und ist der Bau des merkwürdigen Deltas, das bei dem Mississippi viel weiter hinausspringt in das Meer als bei jedem anderen Strome auf Erden, nicht ebenfalls weit eher als ein Zeichen der Kraft des Stromes anzusehen, denn als ein Zeichen seiner Schwäche! Wie ein Spielzeug schiebt er die Barre vor seinen Mündungen vor sich her, und das Wellengekräusel des amerikanischen Mittelmeeres stört ihn dabei so wenig wie die Strömungen und die sturmbewegten Wogen desselben. Die Tiefe des Stromes ist zwar auch unterhalb New Orleans eine wechselnde, aber der Wechsel erfolgt in äußerst regelmäßiger Weise. Die größte Tiefe liegt fast ausnahmslos auf der konvexen Seite der Windungen, die der Strom beschreibt, und zwar immer nahe dem Scheitel derselben; und die Maximaltiefe schwankt im allgemeinen nur wenig um das Mittel von 40 m, die Minimaltiefe etwas stärker um diejenige von 12 m. Was wir von der Disziplin der Wassermassen bezüglich der Breite, die sie einnehmen, sagten, das könnten wir also gar wohl

auch bezüglich der Tiefe behaupten. Es ist auch darin ein einfaches Naturgesetz deutlich sichtbar. Die Windungen des Stromes sind unterhalb des sogenannten „English Turn", dicht bei New Orleans — wo die Engländer im Jahre 1814 nach der verlorenen Schlacht Kehrum machten — mit einziger Ausnahme von derjenigen bei Fort Philipp schwach, was einem sehr auffallen muß, wenn man an die ungemein starken Windungen zurückdenkt, die dem Strome oberhalb der Crescent City charakteristisch sind. Der Mississippi eilt in dem jungen Lande, das er selbst geschaffen hat, ziemlich schnurstracks seinem Ziele, dem Meere, zu. Augenscheinlich hängt die Geradheit des Stromlaufes mit der Geringfügigkeit des Widerstandes zusammen, die das junge Schwemmland der bewegten Wassermasse entgegensetzt, sowie mit der hochgradigen Plasticität desselben. Uebrigens darf man auch nicht vergessen, daß der Strom sein vermindertes Gefäll bis zu einem gewissen Grade durch die vergrößerte und vertiefte Wassermasse ersetzt, namentlich zur Zeit seines lange andauernden Hochwasserstandes.

Doch man verzeihe uns diesen weitläufigen potamologischen Exkurs. Indem wir vermittelst unseres Dampfers auf dem Strome dahingleiten, werfen wir aber unwillkürlich außer auf die uns umgebende Szenerie auch häufige Blicke auf die Stromkarte, die wir in den Händen halten.

Das Verkehrsleben auf dem Mississippi muß uns als ein sehr unbedeutendes erscheinen; denn auf der ganzen, fast 200 km weiten Fahrt nach dem Golfe gewahren wir nicht ein einziges Schiff, das uns entgegenkommt, oder das mit uns den gleichen Kurs einhält. Wir haben dabei freilich zu bedenken, daß wir auf der Schwelle zur heißen Jahreszeit stehen, in der in verschiedenen Golf-Häfen das Gelbe Fieber ausgebrochen ist, und in der das Geschäft in ihnen im allgemeinen stockt und stagnirt. Auch in der verkehrsreicheren Saison würden wir aber nach dem, was wir von dem nordamerikanischen Süden gesehen haben, nicht ein ähnliches Bild

in der Mississippimündung zu sehen erwarten, wie es uns die Themse- oder Elb- oder Hudsonmündung gewährt. Es bestehen in dieser Beziehung gewisse wirthschaftsgeographische Unterschiede, wie man weiß, und dieselben werden auch von den absehbaren zukünftigen Zeiten schwerlich vollkommen getilgt werden — selbst nicht, nachdem James B. Eads sein großes Werk so glücklich vollbracht hat, daß man glauben möchte, dasselbe sei für die Ewigkeit geschaffen.

Die Uferlandschaft, die wir unterhalb des „English Turn“ von unserm Dampfer aus erblicken, ist so eintönig, wie es eine amerikanische Uferlandschaft nur sein kann. Dieselbe besitzt aber für uns den Reiz der Neuheit, und außerdem regt sie uns durch hundert Kleinigkeiten an zum Nachdenken über die Fragen der Stromphysik und Deltabildung, sowie über die Fragen des Kampfes zwischen Geiste und Natur, als daß wir müde werden sollten, sie zu betrachten.

Soweit sich einigermaßen festes Land, und nicht bloßer Wald- oder Schilfsumpf, hinter den Uferwällen ausbreitet, so weit ist dasselbe ebenso sehr eine künstliche Menschenschöpfung, wie der Boden, auf dem der größte Theil von New Orleans steht. Die jährlichen Winter- und Frühjahrs-Ueberschwemmungen des Mississippi ließen allezeit genug Wasser hindurch, um es an und für sich für Menschen unbewohnbar zu machen. Da fing man nach der Begründung von New Orleans an, auch unterhalb der Stadt Levees zu errichten, da legte man auch dort Entwässerungskanäle an, und der Morast verwandelte sich in der unmittelbaren Nachbarschaft des Stromes allenthalben in jene Zuckerrohr- und Reisfelder, wie sie gegenwärtig vor unseren Augen liegen. Ohne Zweifel ein weiterer schöner Triumph des Menschen über den Stromriesen! Die Zone des Kulturlandes, die in der angegebenen Weise gewonnen worden ist, ist freilich eine schmale und erstreckt sich nirgends viel weiter als um eine Kilometerbreite vom Strom weg. Bezüglich der Sorgfalt der Bestellung und Pflege scheint dieselbe aber nichts zu wünschen übrig zu lassen, und der

schwarze Mann, mit dessen Verdienst wir es hierbei zu thun haben, scheint sich an dieser Stelle wirklich einmal als Arbeiter zu bewähren. Sollte derselbe etwa dazu dienen, auch die übrig gebliebenen „swamps" entlang den anderen Strömen des Südens in Gartenlandschaften umzugestalten? Das wäre eine wirthschaftliche Leistung, die man ihm hoch anrechnen müßte. Der weiße Mann wird dieselbe allein sicherlich nicht vollbringen, dessen Organisation ist dazu unbedingt nicht geschaffen. Ganz zu fest baue man seine Hoffnungen aber auch nicht auf den Neger, und vor allen Dingen bedenke man, daß die Trockenlegung der Mississippi-Ufergegend in jenen Zeiten bewirkt worden ist, wo hinter dem schwarzen Arbeiter noch der weiße Sklavenaufseher mit seiner Peitsche stand. Heute vernehmen wir auch hier — in dem ob seiner wirthschaftlichen Großthaten vielgepriesenen Louisiana — laute Klagen darüber, daß die Schutzdämme und Entwässerungsanlagen an zahlreichen Stellen in Verfall gerathen sind, und daß der Zuckerrohr- und Reisbau sich nicht mehr bezahlen will. Bezüglich der Zuckerrohr-Kultur, welche die Pflanzer von Louisiana seinerzeit zu den reichsten der Union machte, kommt heute außer der Arbeiterfrage auch noch die Konkurrenz der Zuckerrübe in Betracht, und außerdem läßt es sich nicht leugnen, daß dieser Wirthschaftszweig in dem Deltalande des Mississippi viel ungünstigere klimatische Bedingungen hat als auf den Westindischen Inseln. Der lange louisianische Sommer ist der anspruchsvollen Pflanze bei weitem noch nicht lang genug, und infolgedessen erlangt sie nicht von ferne den hohen Saccharin-Gehalt wie auf Kuba oder Jamaika, ganz abgesehen von den Frösten, welche die Ernte so häufig schädigen, von den Dürren, die auch das wasserreiche Louisiana nicht verschonen, und von den Ueberschwemmungen, die zuweilen recht sehr zur Unzeit eintreten. Von einer Prosperität der Kulturen in dem unteren Louisiana kann man heute nicht gut reden, obwohl die Plantagenbesitzer in der Nähe der Mississippi-Mündung wackerer als anderweit

bemüht sind, sich mit Hülfe der freien Negerarbeit „über dem Wasser“ zu halten.

Die strenge soziale Gliederung des Südens fällt einem an dem unteren Mississippi ungemein deutlich in die Augen. Inmitten einer Garten- oder Parkanlage aus Sumpfeichen, Magnolien und Orangenbäumen erhebt sich ein stattliches Herrenhaus von ähnlicher Art, wie wir sie in Nordkarolina kennen gelernt haben, nur ringsum mehr von Veranden und Galerieen umgeben, ebenso wie die besseren Häuser in New Orleans. In respektvoller Ferne davon aber steht eine mehr oder minder zahlreiche Gruppe von kleinen Hütten mit kleinen Maisbeeten daneben. Wir finden das Bild nicht unsympathisch, und in jedem Falle befreunden wir uns mit demselben mehr als mit dem Bilde, das uns andere amerikanische Ortschaften gewähren. Selbstverständlich haben wir es dabei mit einer Nachwirkung aus der verschwundenen Sklavenzeit zu thun. Wir wünschen aber im Interesse des Landes nicht, daß dieselbe völlig schwinden und der nordstaatlichen Gleichheit Platz machen möge; denn so wie diese Gegend nur dadurch, daß es Herren und Diener gab, dem Chaos entrissen wurde, so wird sie auch nur dadurch, daß ein solches Verhältniß weiter fortbesteht, vor dem Schicksale bewahrt werden, in dasselbe zurückzufallen. Der Wiedereinführung der Negersklaverei wollen wir damit natürlich nicht das Wort reden, wohl aber einer besseren sozialpolitischen Weisheit, als sie nach dem großen Kriege über dem nordamerikanischen Süden gewaltet hat. Die nordstaatlichen Gleichheitsmacher haben bezüglich der achtungswerthen Kulturarbeit, die wir an dem unteren Mississippi beobachten, schon mancherlei verdorben, und sie könnten, wenn sie fernerweit die Oberhand behielten, leicht noch viel mehr verderben. Falls der weiße Pflanzer sich aus der Plaquemine-Parish zurückzieht und sein Mansion niedergerissen wird, und falls der schwarze Arbeiter hier ebenso wie in anderen südstaatlichen Counties mehr und mehr sich selbst überlassen wird, so wird man bezüglich der Erhaltung der Schutz-

dämme und Entwässerungsgräben in dem Mississippi-Delta schwerlich viel Freude erleben. Der große Strom ist hier an und für sich des Menschen Feind.

Hinter den Pflanzenhäusern und Negerhütten gewahren wir oft noch ein großes fabrikartiges Gebäude. Es ist dies eine Zuckerraffinerie, die ebenfalls mit Hülfe von schwarzen Arbeitern betrieben wird. Von anderen Wirthschaftszweigen scheint in der Gegend namentlich noch die Maulthierzucht in Blüthe zu stehen, denn an v'rschiedenen Stellen tummeln sich große Herden dieser Thiere.

Die Pflanzungen in der Nähe der Stadt tragen zumeist französische Namen, dagegen die in größerer Ferne fast ausschließlich englische.

An der einzigen starken Biegung, die der Mississippi unterhalb des „English Turn" macht, erhebt sich inmitten eines Sumpfwaldes aus greisenbartbehangenen Lebenseichen und Cypressen das Fort St. Philipp und ihm gegenüber das Fort Jackson — Festungsanlagen zum Schutze der Crescent City, von denen man vom Dampfer aus allerdings so gut wie gar nichts sieht. Auf künstlich aufgetragenem Boden begründet, und rings von unnahbaren Morästen umgeben, mögen dieselben trotzdem sehr furchtbar sein, vorausgesetzt natürlich, daß Soldaten und Kanonen darin zu finden sind, was bei amerikanischen Festungen nicht immer der Fall ist. Als uneinnehmbar haben sich die beiden Mississippi-Forts weder in dem englisch-amerikanischen Kriege noch in dem Bürgerkriege bewährt.

Unterhalb der Forts hört es mit den Levees vollkommen auf, und wenn man die Stromlandschaft daselbst mustert, so muß man auch stark daran zweifeln, daß das System sich jemals weiter fortsetzen lassen wird. Das Mögliche scheint erreicht zu sein, und darüber werden auch die gewaltigsten Anstrengungen nicht hinweghelfen. Die Uferleisten des Stromes sind zwar im allgemeinen noch immer so scharf markirt, wie weiter aufwärts, aber sie ragen allmälig nur wenige Zoll

über den Wasserspiegel des Stromes auf, und endlich würden wir sie gar nicht mehr wahrnehmen, wenn sie nicht durch eine Reihe von Weidenbäumen und Weidensträuchern bezeichnet wären. Was hinter den Uferleisten liegt, das ist aber ein Schilfsumpf trostlosester Art, und derselbe ist beinahe das ganze Jahr hindurch mit einer mehr oder minder hohen Wasserschicht bedeckt. Uebrigens zeigen die Uferleisten hier auch verschiedene Lücken, welche darauf hindeuten, daß die Hochwasser sie gelegentlich völlig durchbrechen, um dem Strome einen neuen Ausgang zum Meere zu schaffen. Besonders zahlreich sind diese „Bayous“ auf der linken Seite des Stromes, so daß es uns erscheinen muß, als ob hier das rechte Ufer das weniger stark benagte sei. Wenn das Bär'sche Gesetz in dieser Weise von dem unteren Mississippi Lügen gestraft wird, so haben wir uns dies wohl vor allen Dingen durch das Vorwiegen der Westwinde zu erklären, das über dem Mississippi-Delta ein nicht weniger ausgesprochenes ist, als über dem übrigen Nord-Amerika. Die Wassermassen des Stromes, und insbesondere diejenigen seiner Hochfluthen, werden dadurch viel häufiger gegen das linke Ufer angetrieben, als gegen das rechte. Daß der größte und wasserreichste Mündungsarm der südwestliche ist, steht mit dem Bär'schen Gesetze in vollem Einklange. Dagegen haben es die vorherrschenden Nordwestwinde wohl in hervorragender Weise mit bewirkt, daß das ganze Delta sehr entschieden gegen Südosten gerichtet ist. Zur Landfestmachung und Erhöhung des Deltas tragen außer den Schlammablagerungen der Hochwasser des Stromes ohne Zweifel auch die Staubwolken, die der Nordwestwind herbeiwirbelt, ein ganz wesentliches bei. Die Hochwasser und die Staubwinde werden aber wohl noch manches Jahrhundert wirken müssen, bevor die in Frage stehende Gegend reif dazu ist, eingedämmt und in Kulturland umgeschaffen zu werden.

Ihre Kulturunfähigkeit wird übrigens vorläufig auch noch dadurch beträchtlich erhöht, daß die Salzfluth des Golfes bis

hierher in dem Flusse aufwärts dringt, und daß die im Zustande beständiger Ueberschwemmung oder Halb-Ueberschwemmung befindlichen Sümpfe nicht Süßwassersümpfe, sondern Brak- und Salzwassersümpfe sind. Früher waren in ihnen sogar Salzwerke im Betriebe, dieselben haben aber die Konkurrenz der Michiganer und New-Yorker Salzwerke noch weniger ausgehalten, als das große Louisianer Steinsalzwerk von New Iberia.

Von Menschenleben gewahren wir hinter den Uferleisten des Mississippi nicht mehr die geringste Spur. Hätten wir unsere Fahrt in einem der kühleren Monate unternommen, so würden wir vielleicht hie und da in einem der „Bayous“ oder „Crevasses“ — der Nebenarme oder Uferleisten-Durchbrüche — ein vereinzeltes Boot daherrudern sehen, das auf Austernfischerei oder Wasservogeljagd ausgeht. Daß die Buchten, durch welche die Außenseite des Mississippi-Deltas so wunderlich zerrissen und gegliedert erscheint, einen unendlichen Reichthum wohlschmeckendster Austern enthalten, konnten wir ja in den Kreolen-Restaurants von New Orleans häufig genug erproben, und ebenso auch, daß in den Sümpfen des Deltas der Wasservogeljägersport hoch im Schwunge steht. Heute sehen wir weder einen Flug von Wildgänsen noch einen solchen von Krik- und Lachenten, noch einen solchen von Schnepfen — die in großer Zahl zwischen den Binsen und Riedgräsern hausen müssen — auffliegen, und Alles, was wir von Thierleben beobachten, beschränkt sich auf ein einsames Krokodil, das seinen Kopf eine geraume Weile in der Nähe unseres Schiffes aus der Fluth herausstreckt, sowie auf eine auffällig große Zahl Habichte, die über der Delta-Landschaft ihre Kreise beschreiben. Die letzteren haben wir als ein weiteres Zeichen davon anzusehen, daß es den Sümpfen an kleinen animalischen Bewohnern nicht fehlen kann, und in ihrem Ausspähen nach Beute liegt wohl ein triftigerer Grund für dieselben, sich in ihren Schlupfwinkeln verborgen zu halten, als in unserem vorbeigleitenden Schiffe. Allzu buntes Thierleben darf man in dem

Mississippi-Delta allerdings ebensowenig erwarten, wie allzu buntes Pflanzenleben.

Das Weidengesträuch begleitet den Fluß am weitesten nach seiner Mündung hin; dasselbe hält sich aber immer streng an die Uferleisten, und was wir an der Stelle, wo wir den Dampfer für eine kurze Weile verlassen, in unser Herbarium einlegen können, besteht nur in einigen wenigen Binsen- und Riedgrasarten. Wie wichtig diese gesellig wachsenden Pflanzen, die förmliche unübersehbare Grasmeere in dem Mississippi-Delta bilden, als Staub- und Schlammfänger und als Landfestiger sind, haben wir bereits gesagt. Bezüglich des Weidenwuchses erscheint es uns als eine sehr bemerkenswerthe Thatsache, daß derselbe auf der rechten Uferseite weiter stromabwärts reicht, als auf der linken, und fast möchten wir annehmen, daß sich darin wieder der hohe Grad von Gesetzmäßigkeit ausspricht, mit der die Deltabildung vor sich geht.

Da der Mississippi in dem untersten Abschnitte seines Laufes nicht nur als Uferbenager und Uferzerstörer, sondern vor allen Dingen als Ufererbauer thätig ist, so kommt das Drängen der Wassermassen nach rechts — gemäß dem Bär'schen Gesetze — namentlich in der stärkeren Uferleisten-Aufschüttung zur Geltung, und dieselbe wird um so sichtbarer, als nach der linken Seite hinüber die vom Winde getriebenen Wellen und Strömungen zur Zeit der Hochwasser die jung aufgeschütteten Massen viel öfter wieder mit sich fortreißen. Die Zerrissenheit des Deltas auf seiner Außenseite ist ein deutlicher Ausdruck davon, wie die Wogen und Sturmfluthen des Mexikanischen Golfes, die oft genug von den berüchtigten „Hurricanes" bewegt werden, dem „Vater der Gewässer" sein Landerbauerwerk zu erschweren und wieder zu vernichten suchen. Daß der majestätische Strom Sieger in dem Kampfe zu bleiben scheint, daß sein Bau trotz alledem in regelmäßigem Tempo weiter wächst, und daß es im allgemeinen nur kleine Bruchstücke sind, die das Meer davon losreißt, diese Thatsachen geben dem Mississippi in unseren Augen auch an

dieser Stelle etwas Heldenhaftes, und von dem „Greise, der sich nicht zu helfen weiß", können wir auch hierbei nichts erblicken. Man hat bei dem Anblicke seines Deltas auch zu bedenken, daß dasselbe auf einer sehr breiten und tiefen Grundlage, die unter dem Wasserspiegel verborgen ist, ruht, während die Wellen und Strömungen des Meeres im wesentlichen nur auf die Oberfläche zerstörend wirken. Die Frage, ob das ganze Mississippi-Delta einer säkularen Senkung unterliegt, lassen wir hier dahingestellt.

Etwa zwanzig Kilometer unterhalb des Forts Jackson fängt der Mississippi an breiter und breiter zu werden, bis der Abstand zwischen seinen Ufern zwölf Kilometer weiter abwärts ungefähr dreifach so groß ist als ursprünglich, und mit seiner zunehmenden Verbreiterung geht eine zunehmende Verseichtung Hand in Hand, so daß seine Maximaltiefe endlich kaum noch zehn Meter beträgt. Das Gefäll des Stromes ist eben hier ein ganz geringes geworden, und infolgedessen beginnt die Ablagerung der Sedimente auch innerhalb seiner Rinne in großartigem Maßstabe. Wir haben es bereits mit dem ungeheuren Schuttkegel zu thun, den der Mississippi an seiner Mündung aufhäuft, und den er zugleich immer weiter in den Golf hinausschiebt. Der Stromriese bewährt sich hier in einem noch höheren Grade als vorher als Landerbauer und Meerausfüller. Das Gehen und Wirken in die Breite, das ihm von der angegebenen Stelle ab charakteristisch wird, gibt sich außer in dem Auseinanderweichen seiner Uferleisten auch in der Häufung der Uferleisten-Durchbrüche kund, und zwar immer wieder vor allen Dingen auf der linken Seite.

Endlich sind wir an dem Kopfpunkte der „Pässe" angelangt, und diese Pässe — der Südwestpaß, der Südpaß, der Nordostpaß und der Paß à l'Outre — haben sich wohl ebenfalls in keiner anderen Weise gebildet als jene „Crevasses". Eine ähnliche Entstehungsweise glauben wir endlich auch für die zahlreichen Verzweigungen dieser Pässe voraussetzen zu sollen. Wie die Hochwasser die Stromgestaltung im allgemeinen

bestimmen, so bestimmten sie auch die Deltatheilung, und bis zu einem gewissen Grade richteten sie sich dabei vielleicht nach dem Bär'schen Gesetze, in einem noch höheren Grade aber sicherlich nach den Launen des Windes. Die Hauptmasse des Wassers — etwa fünfzig Prozent — führt, wie wir bereits hervorgehoben haben, der Südwestpaß hinaus in den Golf, die geringste Masse — kaum zehn Prozent — dagegen der Südpaß, der verkehrsgeographisch der wichtigste ist. Es besteht in dieser Beziehung eine augenfällige Analogie zwischen dem Mississippi und der Donau.

In den einzelnen Mündungsarmen verengt und vertieft sich der Wasserlauf zunächst wieder etwas, und man ersieht daraus, daß es dem großen Strome auch selbst nach seiner definitiven Theilung noch nicht völlig an Erosionskraft fehlt. Selbst sehr stattliche Dampfer könnten, indem sie sich immer genau an die konvexe Seite der schwachen Windungen hielten, welche die Hauptmündungsarme machen, in ihnen hinab fahren, ohne auf den Grund zu gerathen. Kurz bevor sich die einzelnen Arme in das Meer ergießen, erweitern sich dieselben aber in ganz ähnlicher Weise zu breiten Trichtern, wie dies bei dem Gesammt-Strome unmittelbar oberhalb des Kopfpunktes der Pässe der Fall ist, und dort steigt der Schuttkegel zum Theil bis an die Wasserfläche. Eine tiefere Rinne, durch die er die größte Masse seines Wassers hinausführt in den Golf, erhalten sich die Arme zwar auch dort, aber die unter dem Wasser befindlichen Ufer dieser Rinnen sind so plastisch, daß sie sich von jeder Hochfluth in eine andere Gestalt kneten lassen, und daß sie zugleich auch beständig ihre Lage verändern. Zwischen ihnen hindurchpassiren zu wollen, würde daher jedem tiefer gehenden Schiffe die größte Gefahr bringen. In kultur- und verkehrsgeographischer Beziehung liegt hierin ohne Zweifel die Hauptschattenseite, die der Mississippi an und für sich besitzt, und in dieser Beziehung hatte man deshalb den Riesenstrom bis vor kurzem weit hinter andere, viel kleinere Ströme zurückzustellen. Die kultur- und verkehrsgeographischen Wirkungen, welche die

Ströme als Wasserstraßen ausüben, hat man aber immer als die Nebenwirkungen anzusehen, ihre Hauptwirkungen bestehen in der geologischen Arbeit, die sie leisten.

Einen der großen Arme im Südwesten und Nordosten durch Menschenkunst in eine brauchbare Schiffahrtsstraße umzuwandeln, hat man nach jahrelangen Voruntersuchungen aufgeben müssen. Der zu bezähmende Riesenstrom war in ihnen immer noch gar zu gewaltig und ungestüm — als Erbauer ebenso wie als Zerstörer. Aber mit dem kleinsten Arme — dem Südpasse — wagte man den Versuch, und mit ihm glückte derselbe auch, wie wir bereits betont haben. Die künstlichen Regulirungsdämme aus Weidenwerk und Steinblöcken — das sind ja die sogenannten „Jetties“ —, in die James B. Eads den Südpaß einzwängte, haben sich bis auf den heutigen Tag in glänzendster Weise bewährt, und man hat durch dieselben einen Schiffahrtskanal erzielt, der durch seine Tiefe die gehegten Erwartungen noch wesentlich übertroffen hat. 1875 begonnen und 1879 beendet, haben die „Jetties“ in wenigen Jahren dazu geführt, daß der Südpaß vor seiner Mündung eine Rinne offen erhält, in der die Schiffe zu jeder Zeit mehr als zwölf Meter Wasser finden.

Das System der „Jetties“ beginnt bereits am Kopfende der Pässe, da man daselbst vor dem Südpasse eine Art Wasserfangtrichter angelegt hat, um einen stärkeren Bruchtheil des Mississippiwassers in ihn hineinzuzwingen, als freiwillig in ihn hineinfloß. Durch die künstliche Verengerung des fraglichen Passes hätte sonst das Gegentheil einzutreten gedroht, und statt tiefer zu werden, wäre derselbe wahrscheinlich seichter geworden. Der Kernpunkt des Gedankens, von dem Eads geleitet wurde, war eben der: daß der Strom dadurch, daß ihm die Möglichkeit genommen wurde, mit seiner Kraft in die Breite zu wirken, nothwendigerweise in verstärktem Grade ausfurchend in die Tiefe wirken werde. Daß dieser Gedanke ein völlig neuer gewesen und aus dem Hirn des amerikanischen Ingenieurs selbst entsprungen sei, kann man nicht behaupten; das

Verdienst des letzteren besteht vielmehr darin, daß er ihn an dem amerikanischen Riesenstrome erprobt hat. Der große Faschinenbau, auf dem die künstlichen Ufermauern des Südpasses ruhen, ist ziemlich streng nach dem Muster von demjenigen an der Rhein-, bezw. Maaß-Mündung ausgeführt, und die Holländer, die in jeder Art Wasserbau so groß sind, sind also die Lehrmeister gewesen, bei denen Eads in die Schule gegangen ist. Die „Jetties“ beginnen übrigens an dem linken Ufer des Südpasses beträchtlich früher als an dem rechten, weil die Wassermassen auch in den Mündungsarmen nach links hinüber am stärksten drängen.

Unsere Fahrt durch den Südpaß hindurch und in den blauen Golf hinaus — der durch seine Uferscenerie freilich nicht im entferntesten ein blaues Mittelmeer von der Art des europäischen ist — verläuft in der angenehmsten Weise. In Port Eads, das inmitten der Schilfsümpfe auf künstlich aufgetragenem Boden begründet worden ist, und das bis jetzt nur aus einem einzigen großen Holzhause und ein paar kleinen Nebengebäuden, mit Oleanderbäumen davor, besteht, machen wir eine kurze Rast, und wir benutzen dieselbe zu einer Reihe von kleinen Naturstudien. Dann bringt uns die „Jessie K. Bell“ wieder zurück nach New Orleans. Die Mondnacht, die dabei über uns hereinbricht, ist auf dem unteren Mississippi so zauberisch, als eine Mondnacht überhaupt sein kann, und auch die Schilfsümpfe und Weidenbüsche zu beiden Seiten erhalten durch sie einen gewissen poetischen Reiz.

32.

Dem Mississippi und Red River entlang nach Texas. Das Land, seine Hülfsquellen und seine Kultur. Seine Heerdenkönige und Heerdenköniginnen. Der Unterschied zwischen dem Osten und Westen. Deutsche Kolonien in West-Texas. Die Cowboys und der Viehzuchtbetrieb. Ankunft in El Paso.

Wir sind in New Orleans dem Lande der Azteken zu nahe, und die Wege dahin sind von der Crescent City aus zu bequeme, als daß wir der Verlockung widerstehen sollten, unsere Rekognoscirungsfahrt durch den nordamerikanischen Süden bis zu dem Popocatepetl auszudehnen. Am liebsten wären wir über Kuba an unser Ziel gelangt, um nebenbei einen flüchtigen Blick auf die „Perle der Antillen“ zu werfen, da wir aber ungünstige Nachrichten aus Havana empfangen — die Saison des Gelben Fiebers hat daselbst begonnen —, geben wir diesen unseren Plan auf und wählen statt des Weges über den Golf den Weg über Land, der heute bekanntlich auf der ganzen Strecke bis zu der mexikanischen Hauptstadt mit Schienensträngen ausgestattet ist, und den man auf diese Weise in weniger als sechs Tagen zurücklegen kann.

Daß wir bei dieser Gelegenheit Texas in seiner ganzen Ausdehnung kennen lernen, ist uns sehr angenehm. Haben wir doch auf der Weltausstellung in New Orleans ein außerordentlich glänzendes Bild von den Hülfsquellen und der Entwickelung des „Lone Star State“ vor Augen gehabt, und ist doch Texas bereits seit einer längeren Reihe von Jahren zugleich auch ein Hauptziel der deutschen Auswanderung geworden. Der „Einsame Sternstaat“ — sein Kosename hat gleich manchem anderen amerikanischen Namen einen gewissen indianischen Beigeschmack — ist „ahead“ von allen Unionsstaaten, sowohl was die Größe seiner Rinder- und Schafherden, als auch was die durchschnittliche Ergiebigkeit seiner Aecker, die Ausdehnung seiner Wälder und die Rapidität seiner

Bevölkerungszunahme und seines öffentlichen Reichthums anlangt! Das hatten wir in der „Staatenhalle“ der Ausstellung auf einer Art Litfaßsäule täglich gelesen. „Kommet her Alle, die ihr drüben in der Alten Welt eures Vaterlandes müde seid, und die ihr dort euer Brot nicht mehr findet, hier ist Raum und reichliche Nahrung für euch Alle!“ Das hatten wir zwischen den gedruckten Zeilen und Zahlen in nicht mißzuverstehender Weise herausleuchten sehen. Ausdrücklich war uns vor allen Dingen auch verkündet worden, daß von den 170 Millionen Acres, die Texas enthält, nicht weniger als 11 ²/₃ Millionen auf seine Wasseroberfläche kommen, und dabei mußte uns das gelobte Land natürlich auch als jederzeit und allerwärts genügend mit befruchtendem Naß gesegnet erscheinen. Auf den Gedanken, daß der Geist des großen Eisenbahnkönigs Jay Gould, den man füglich auch „König von Nord-Texas“ nennen könnte, aus der Säule herausschaute, dieser Gedanke kam uns in unserer Harmlosigkeit erst sehr spät. Was hätte er uns auch früher geholfen! Waren es denn nicht offizielle Censuszahlen, mit denen man in der angegebenen Weise Reklame für Texas machte? Und läßt es sich etwa bestreiten, daß der Staat im Jahre 1860 nur 604000, im Jahre 1880 aber 1592000 Einwohner besaß? Selbst, daß Texas im Jahre 1884 jenen Angaben gemäß 2216000 Seelen zählen sollte, konnten wir angesichts des starken Einwandererstromes, der sich in der letzten Zeit über die Union ergoß, nicht für ganz unwahrscheinlich halten.*) Ebensowenig konnten wir die Angabe anfechten, daß die texanische Maisernte im Jahre 1860 nur 16¹/₂ Millionen Bushels, im Jahre 1880 aber 66³/₄ Millionen Bushels betrug, die texanische Baumwollenernte im Jahre 1860 nur 205 Millionen Pfund, im Jahre 1882 aber 651 Millionen Pfund. Nur daß der Vereinigte-Staaten-Census nicht unterscheidet zwischen salzigen Lagunen und Bitterseen auf der einen Seite und Strömen und Seen voll süßen Wassers auf der

*) Der Census von 1890 gibt die Einwohnerzahl von Texas auf 2232220 an.

anderen, zwischen dürrem Dornengestrüpp hier und hohem Eichenwald dort, zwischen fetten Rindern und halbverhungerten Rindern hätten wir am Ende bedenken können. Das beste war es aber wohl in jedem Falle, mit eigenen Augen zu sehen, welcher Art das Wunderland war. Daß uns Texas nebenbei auch in physikalisch-geographischer Hinsicht interessant sein mußte, haben wir kaum nöthig hinzuzufügen. Führte uns doch die Fahrt durch das weite Land zum erstenmal bis hinein in die ersten Ketten des Felsengebirges!

Aus dem New Orleans'schen Museuviertel, in dem wir so lange gehaust haben, bringt uns eine der städtischen Maulthierbahnen hinab nach den Levees, wir besteigen einen daselbst bereit stehenden Eisenbahnzug der Texanischen Pacificbahn, der Zug rollt mit uns auf die Riesenfähre, die zwischen New Orleans und seiner Vorstadt Gretna hin- und herspielt, und wenige Minuten später geht es auf dem anderen Mississippi-Ufer stromaufwärts nach Baton Rouge — nicht gerade sehr eilig, obwohl unser Zug natürlich ein „Expreßzug" genannt wird. Der Strom kommt uns alsbald außer Gesicht; denn die unmittelbare Nachbarschaft desselben wird von unserer Bahnlinie wieder ziemlich konsequent gemieden, was durch die großen Windungen, die der Mississippi oberhalb New Orleans beschreibt, sowie durch die schlimmen Ueberschwemmungen, durch die er gerade sein rechtes Ufer in jedem Frühjahre bedroht und verheert, vollkommen begreiflich erscheint. Die Landschaft, die wir durchfahren, ist aber auch in ziemlicher Ferne seitwärts von durchaus amphibischer Natur — ein wahres Chaos von Wassertümpeln und schleichenden Wasserläufen — „Bayous" —, sowie von Sumpfboden, dem derselbe üppige Wuchs von Zwergpalmen, Cypressen, Lebenseichen, Magnolien und Schlingpflanzen entsprießt, wie wir ihn an anderen Stellen Louisianas kennen gelernt haben. Auch die graue Tillandsia, die man als das eigentliche Charaktergewächs des nordamerikanischen Südens bezeichnen könnte, hängt wieder in dicken Strähnen von allen Aesten und Zweigen

herab, und dieselbe verleiht dem Bilde seine hohe, der südstaatlichen Landschaft so eigenthümliche Melancholie. Menschen hausen in dieser feuchten Wildniß selbstverständlich nicht. Nur auf einzelnen Lichtungen des Sumpfwaldes, die von Natur etwas trockener waren, und die gegen die Ueberschwemmungen durch Deiche geschützt sind — man nennt sie merkwürdigerweise „highlands“ —, sehen wir hie und da ein paar schwarze Arbeiter und Arbeiterinnen ihr Wesen treiben und Zuckerrohrpflanzungen oder Reisfelder bestellen. Einst sollen die kultivirten Strecken viel ausgedehnter gewesen sein, der Krieg sowie die dadurch eingetretene Desorganisation der Arbeit und die niedrigen Zuckerpreise haben der Natur aber wieder ziemlich vollständig freien Lauf gelassen.

Bei Baton Rouge wenden wir uns gänzlich von dem Mississippi weg, und dem Gebiete des Red River — seines großen nordlouisianischen und nordtexanischen Tributärstromes — zu. Dieser Fluß hat ähnlich wie die anderen texanischen Flüsse noch viel wildere und regellosere Hochwasser als der Mississippi, er überfluthet und verheert durch dieselben in noch viel bedenklicherer Weise sein Uferland, Seen und Sümpfe schaffend, wo sich vorher fruchtbare Felder ausdehnten. Was Wunder, daß ihm die Eisenbahn ebenfalls nur sehr allmälig und zögernd zustrebt, um ihn ein erstes mal bei dem kleinen Baumwollenstapelplatze Alexandria, und sodann, nachdem sie ihn auf einer Strecke von ziemlich 50 englischen Meilen wieder geflohen, bei dem Kopfpunkte der Red-River-Schiffahrt Shreveport ein zweites mal zu berühren.

In dem Gebiete des Red River, der einen durch die Farbe seines Wassers sowie durch seinen sonstigen Charakter wieder einmal lebhaft an die kupferfarbige Urbevölkerung Amerikas gemahnt, ändert sich das Landschaftsbild rascher als wir unseren Erfahrungen in den östlichen Südstaaten nach erwartet haben. Wir gerathen hinter Alexandria mehr und mehr in festeres, reiferes, fertigeres Land hinein — aus dem jüngsten Mississippi- und Red-River-Alluvium, das seinen Ur-

sprung durch seine Wasserdurchtränktheit so sichtbar bekundet, in ältere und ältere Stufen des Tertiär und der Kreideformation, die einem hinsichtlich ihrer geologischen Bildung viel schwierigere Räthsel zu lösen geben —, und an der Vegetation, mit der der Boden bekleidet ist, erkennen wir, daß zugleich auch ein anderes meteorologisches Regime platzgreift. Der Sumpfwald mit seinen halbtropischen Gewächsen verschwindet, die kurznadelige Kiefer lernt vorherrschen, die übrigen Bäume und Sträucher grünen und blühen um Mitte März nur ganz theilweise, und jenseits Marshall, nachdem wir die louisianisch-texanische Grenze etwa fünfzig Meilen im Rücken haben, werden die Waldstrecken spärlicher und spärlicher, bis wir uns endlich in der entschiedenen Buschprärie und fünfzig Meilen weiter westlich in der offenen Grasprärie befinden. An Allem, was wir um uns herum gewahren, sind die Einflüsse des westlichen Klimas, das durch seine unbeschreiblich heftigen Stürme — die bekannten „Northers" und Tornados —, durch seine harte Winterkälte und durch seine lange Sommerdürre den Baum- und Strauchwuchs tödtet, deutlich sichtbar. Infolge der starken Verdunstung und der energischen Zersetzung der Gesteine beginnen jenseits Marshall auch bereits die Salzausblühungen des Bodens sowie die salzigen Binnenlandsgewässer.

Was den Kulturboden betrifft, so ist derselbe, wenn uns nicht alle Anzeichen trügen, und wenn uns die texanischen Patrioten, mit denen wir uns unterhalten, nicht mit jedem Worte belügen, sowohl auf der niederen tertiären Plateaustufe in dem Gebiete des Red- und Sabine River als auch auf der höheren kretaceischen Stufe im Gebiete des Trinity- und Brazos River noch ein sehr ertragreicher. Es ist dem Menschen augenscheinlich in dem östlichen Texas ebensowie in dem östlichen Kansas und Nebraska verhältnißmäßig gut gelungen, sich die Prärie landwirthschaftlich nutzbar zu machen, und wir sehen ihn dort die Baumwollenstaude und den Mais und Weizen ziehen und lohnende Ernten damit erzielen, wo von Natur nichts gedeihen wollte, als dorniges Mezquita-

Gestrüpp (Prosopis juliflora) und Mezquite=Gras. Wer wollte sich über einen solchen Triumph des Menschengeistes gegenüber der Natur nicht freuen! Daß die Besiedler des östlichen Drittheils von Texas in verschiedenen Beziehungen glänzende Erfolge bei ihrem Thun zu verzeichnen gehabt haben, verrathen uns insbesondere auch mehrere Städte, die wir durch kurze Aufenthalte an unserem Wege kennen lernen: vor allen Dingen Dallas und Fort Worth, die erst in den siebziger Jahren entstanden sind, die aber 1885 bereits 25000 oder 30000 Einwohner zählten, und die erfüllt sind von den stolzesten großstädtischen Aspirationen. Man schaue nur die stattlichen Hotel= und Bankgebäude der beiden Städte an, und die elektrischen Flammen, die einem aus ihren Straßen entgegenstrahlen.

Wenn wir uns eingebildet haben, dicht hinter Shreveport sofort in die vollkommenste Wildniß hinein zu gerathen, um deren Besitz sich die kupferfarbigen Comanchen und Apachen mit den weißen „Cowboys“ streiten, in der man noch immer mannigfaltige Gelegenheit findet, seinen Scalp einzubüßen, und in der man seinen Revolver jederzeit schußbereit halten muß, so haben wir uns überhaupt gründlich geirrt. Die demokratische Gleichheitsflegelei, die Heinrich Heine den Amerikanern zum Vorwurf macht, ist in der fraglichen Gegend in jedem Falle nicht schlimmer als anderswo, und neben ihren Aeußerungen gewahren wir auch diejenigen einer Verfeinerung der Sitten, wie wir sie in Paris und New York nicht vollkommener finden. Der jüngstbesiedelte unter den nordamerikanischen Südstaaten — als solchen muß man Texas bezeichnen — scheint in dieser Beziehung am allerstärksten von nordstaatlichem Geiste angeweht zu sein, so wie er sich ja auch hinsichtlich des Klimas und der Produktionsbedingungen wieder mehr den Nord= und Weststaaten nähert. Die Frauen, die an den verschiedenen Stationen in unseren Pullmanwagen einsteigen, erscheinen zumeist in Toiletten, die an Geschmack und Neuheit nicht das geringste zu wünschen übrig lassen. Zuweilen

könnten wir geradezu glauben, Fürstinnen vor uns zu haben, so üppig erscheinen die Pelzverbrämungen und der Sammet und die Seide ihrer Kleider und Mäntel. Als uns eine amerikanische Dame später einmal sagte: „We American ladies are all queens and princesses!“ da mußten wir sehr lebhaft an unsere texanischen Anschauungen zurückdenken. Daß die texanischen Mädchen das Kokettiren und das „flirting“ nicht schlechter verstehen, wie die anderen amerikanischen Mädchen, konnten wir in Dallas und Fort Worth gleichfalls gewahren. Daß die hübschen Kinder gelegentlich zu dem Revolver greifen, ganz wie die Cowboys, und daß sie ihren Liebhaber insbesondere unter Umständen mit der scharf geladenen Waffe in der Hand veranlassen, sein gegebenes oder eingebildetes Eheversprechen zu halten, wollte uns aber unmöglich dünken, wenn wir sie schäkern sahen; wir lasen nur davon verschiedene Beispiele in den texanischen Zeitungen, von denen wir nicht gut annehmen konnten, daß sie erfunden waren.

Die texanischen Damen, von denen wir reden, und die uns durch ihre Erscheinung überzeugender als Jay Gould durch seine Litfaßsäule bekunden, daß die Civilisation in dem östlichen Texas ganz und voll ihren Einzug gehalten hat, und daß daselbst verschiedene reiche Hülfsquellen zum vollen Fließen gebracht worden sind, — diese Damen sind übrigens zum Theil wirkliche neuweltliche Königinnen und Prinzessinnen, wie wir konstatiren können: die Frauen und Töchter der großen Herdenkönige nämlich, in deren Reich wir bei Dallas und Fort Worth eingedrungen sind, und die mit der Besiedelung des Landes ohne Zweifel sehr ausgezeichnete Geschäfte gemacht haben. Die „cattle kings“ von Texas, die man gewissermaßen als die Unterkönige Jay Gould's zu betrachten hat, prosperiren in der That in einem hohen Grade, und auch heute noch, wo sie sich unter einander starke Konkurrenz bereiten, und wo es herrenloses Weidenland auch selbst in West-Texas nicht mehr zu okkupiren gibt, sollen sich ihre Kapitalien mit 15 bis 20 Prozent verzinsen.

Um die Klasse der Farmer, die sich mit Cotton-, Mais- und Weizenbau befassen, steht es augenscheinlich schon in den Counties, die östlich von Brazos River liegen, viel weniger glänzend. Ihnen machen die einbrechenden „Northers", die sommerlichen Dürrezeiten, und die schroff damit wechselnden Regengüsse nebst den dadurch verursachten Ueberfluthungen und Bodenabschwemmungen — den vielberufenen „wash-outs" — unendlich schwer zu schaffen, ganz abgesehen von der hessischen Fliege, dem Cottonwurm und anderen Landplagen, die ihre Ernte schädigen. Besonders über die letztvergangenen Jahre, deren Erfahrungen bezüglich der ostteranischen Landwirthschaft eigentlich die maßgebendsten sind, da das Land erst in ihnen vollkommen unter den Pflug genommen worden ist, vernahmen wir aus diesen Kreisen verzweifelte Klagelieder. Der Gegend unmittelbar östlich und westlich vom Brazos River hat das Jahr 1886 sogar eine schlimme Hungersnoth gebracht, was in einem jungen Lande, das unseren deutschen Auswanderern in so verführerischen Farben geschildert wird, daß es ihnen schier als ein Eldorado erscheinen muß, unbedingt als ein bedenkliches Zeichen anzusehen haben. Wenn heute von einer weiteren Ackerbauer-Einwanderung in Texas die Rede ist, so handelt es sich übrigens im allgemeinen nicht mehr um das Land östlich vom Brazos, bezw. östlich vom 98° westl. L. (von Greenwich gerechnet), sondern um das Land westlich von dieser Linie. Auch diese weiten Strecken — es sind mehr als 100 Mill. Acres — möchten die großen Landeigner und unter diesen namentlich der wiederholt genannte Herr der „Texas Pacific Railroad" an den Mann bringen, und auch diesen Strecken dichtet man deshalb dreisten Muthes alle denkbaren Tugenden an.

Nachdem wir Fort Worth, den blühenden Hauptsitz des Handels in nordteranischem Vieh und Viehzuchtprodukten, verlassen und den Brazos mit seinem cañonartig eingeschnittenen tiefen Bette überschritten haben, befinden wir uns in einer Gegend, der ihre natürlichen Hülfsquellen ohne Zweifel mit

einem ganz anderen Maße zugemessen sind, als der Gegend um Dallas und Marshall.

Daß uns bei dem Anblicke der ungeheuren Ebene, die da vor uns liegt, das Herz höher und freudiger schlage, können wir nicht behaupten. Wir fühlen uns vielmehr beengt dabei, und es lastet fast wie ein Alpdruck auf uns. Auf diesem Lande ruht ein Fluch, denken wir bei uns, und diesen Fluch vollkommen zu heben, wird den Menschen niemals gelingen. Die nordafrikanische Wüste muß sympathischer und angenehmer sein, denn deren phantastische Felsformen und Dünengebirge lassen den Geist wenigstens Schönes denken und träumen. Hier gähnt uns nichts als Tod und Langeweile aus der Landschaft entgegen. Der Boden steigt ganz unmerklich höher an, je weiter wir uns westwärts bewegen, im übrigen erhebt er sich aber nur zu flachen, unbedeutenden Wellen, und überall zeigt er uns dasselbe rothbraune Antlitz und denselben stark eisenschüssigen sandigen Lehm. Der Pflanzenwuchs wird immer armseliger, das Dornengestrüpp selbst verschwindet, und die unscheinbaren Kräutlein und Grashälmchen, welche übrig bleiben, bilden nur noch zerstreute Gruppen, in denen sie sich eng zusammen ducken und an einander drängen, als suchten sie bei einander Schutz und Trost in der Dürre. Am auffälligsten sind uns eine kleine, mit bösen Stacheln bewehrte Opuntie und ein ebenfalls stacheliges agavenähnliches Gewächs — die ersten Vorboten der mexikanischen Flora. Es mag sein, daß man sich bei längerem Aufenthalte in dem Lande mehr an den Anblick gewöhnt, und daß man sich sogar mit demselben befreundet, besonders wenn man auf einem guten Pferde mit den Indianern und Cowboys um die Wette über die weiten Flächen dahin galoppirt. Uns gelang dies nicht, obgleich wir uns ehrlich bemüht haben, auch die guten Seiten, die der westliche Theil des „Lone Star State" etwa besitzt, zu würdigen.

Bis gegen den achtundneunzigsten Grad westlicher Länge hin beträgt die jährliche Regenmenge, den Angaben des Washingtoner „Signal Service" zufolge, noch reichlich 60 Centi-

meter, unter dem 101° vermindert sie sich auf 40 cm, und unter dem 104° sogar auf 20 cm. Dabei hat man aber zu bedenken, daß die feuchten Niederschläge vorwiegend in wolkenbruchartigen Güssen zur Erde niederstürzen — häufig 15 cm an einem einzigen Tage —, daß die Monate Juni bis September oft genug ohne einen Tropfen Regen bleiben, und daß die Verdunstung in der dünnen Plateauluft — wir befinden uns westlich von Cisco in einer Höhe von 1000 bis 1400 m über dem Meeresspiegel — eine außerordentlich starke ist. Die atmosphärische Feuchtigkeit geht der Vegetation also nur in einem sehr geringen Grade zu gute, sie verschwindet vielmehr beinahe eben so rasch, wie sie gekommen ist, theils durch die wilden Ströme, deren leeres Bett sie urplötzlich zum Ueberlaufen füllt, zum Meere eilend, theils durch die trockene Luft wieder hinauf in das Reich der Wolken steigend. Wie soll da ein lukrativer Ackerbau betrieben werden können! Daß man entlang der texanischen Pacificbahn hie und da den Versuch gemacht hat, sehen wir allerdings, und daß dies vorwiegend mit Hülfe von deutschen Kolonisten geschehen ist, können wir schon aus den Ortsnamen „Marienfeld", „Germania", „Metz" &c. schließen. Wir glauben aber, daß dem mecklenburgischen oder schwäbischen Bauern daheim die Auswanderungslust nach Texas gründlich vergehen würde, wenn man ihm vor dem Absegeln nach Amerika den Stand der Weizensaaten zeigen könnte, die sich auf beschränktem Raume rings um die genannten Ansiedelungen ausbreiten. Die Prärie an geeigneten Stellen künstlich mit Bäumen zu bepflanzen, das konnte wohl bei Dallas glücken, auf dem „Llano estacado" und in der Gegend von Cisco, Colorado, Marienfeld u. s. w. muß man kläglich damit scheitern. Vor einem der kleinen Holzhäuser, aus denen die westtexanischen Ortschaften bestehen, sehen wir ein halbes Dutzend schmächtige Akazienbäumchen in großen Blumentöpfen. Die Hand eines deutschen Bierwirthes — die „saloon keepers" sind auch in Texas zu einem großen Theile Deutsche — pflegt die Bäumchen auf das sorgfältigste und erhält sie durch fleißiges

Begießen bis auf weiteres am Leben. Der Deutsche kann eben nicht gut ohne Bäume sein. Im freien Boden würden auch selbst die Akazien zu Grunde gehen, gleichviel ob man sie begießen würde oder nicht. Vor einem anderen Hause sehen wir ein paar spanische Bayonnettbäume (Yuccas) in ganz derselben Weise wie die Akazien behandelt. Die baumfeindlichen Gewalten, die schon im östlichen Texas furchtbar genug sind, treten augenscheinlich in dem westlichen Texas mit potenzirter Energie auf. Doch aber redet man in Amerika beständig von einem „Wiederaufforsten der Prärie" schlechthin, und die dabei interessirten Eisenbahnmänner beuten die sanguinische Hoffnung, die dadurch auch bezüglich des äußersten Westens der Prärie-staaten genährt wird, aus, so gut sie können.

Die genannten Orte, die immer an einer Süßwasserquelle oder an einem Strome liegen, muß man als Oasen in der westtexanischen Wüstenei gelten lassen. Wie trost- und poesielos nehmen sich dieselben aber aus neben einer Oase in der afrikanischen Sahara, die wir uns nicht denken können ohne Palmenhaine! Die betreffenden Ländereien durch künstliche Bewässerung zu vergrößern und zu vermehren und den Anbau von Getreidegräsern und Alfalfa (Luzerne) in ihnen dadurch in wirksamerer und ausgedehnterer Weise zu ermöglichen, muß uns als ein außerordentlich schwieriges Unternehmen erscheinen. Die Ströme haben, wie wir bereits andeuteten, nur periodisch eine größere Wasserfülle, und dieselben trocknen namentlich während des Sommers zu einem großen Theile vollkommen aus, die artesischen Brunnen aber, die man in den Boden schlägt — manchmal mehrere Hundert Meter tief —, liefern zumeist ein stark alkalisches Wasser, das weder zum Trinken noch zur Ernährung von Pflanzen tauglich ist. Einzelne Seen und Teiche, die sich im westlichen Texas befinden, enthalten eine bitter salzige, ätzende Fluth, wie denn fast der ganze Boden einen mehr oder minder starken Gehalt von alkalischen Salzen besitzt.

Daß West-Texas das wahre Paradies der Herdenkönige ist, und daß diese alle Veranlassung haben, dem Lande Gutes

nachzureden, müssen wir trotz Allem, was wir beobachten, gelten lassen, auch vielleicht, daß es das Paradies der Cowboys ist, die in dem Dienste der großen Viehzüchter stehen, und mit denen wir hie und da in nähere Berührung kommen. Die letzteren sind wenigstens kräftige, gesunde Leute, die einem ad oculos demonstriren, daß ein beständiges Leben und Herumjagen in freier Luft den Körper stählt und stark macht. Schwächlinge können freilich ihr Gewerbe kaum ergreifen, denn von der Abhärtungskur, der man sich in dem wechselvollen Klima zu unterwerfen hat, gilt das Wort: Ein Schneider stirbt daran, und einem Schmiede hilft es! Natürlich verhindert die große Trockenheit der Luft wohl nebenbei auch manche Krankheit. Uebrigens hat das ungebundene Leben, das diese Hirten führen, ohne Zweifel für abenteuerliche Naturen seinen hohen Reiz, und wenn dieselben die Einöde einmal überdrüssig haben, was von Zeit zu Zeit geschieht, so begeben sie sich auf ein paar Wochen nach Fort Worth oder nach einer anderen größeren Stadt, und daselbst vergeuden sie ihre Ersparnisse in Saus und Braus und dulci jubilo. Das soll wenigstens die Regel sein. Mit einem ziemlichen Vorrathe von trockenem Mutterwitz und Sarkasmus gegenüber den verweichlichten Städtern und Muttersöhnchen ausgestattet — fast wie die Indianer —, sind die Cowboys für gewöhnlich harmlose, gutmüthige Burschen, die nur gefährlich werden und den Revolver rasch zur Hand haben, wenn man mit ihnen beim Trinken am „Bar" in Streit kommt, oder wenn es sich um ein Mädchen handelt.

Behaupten zu wollen, daß West-Texas zugleich auch ein Paradies der Herden sei, sowie es ein Paradies ihrer Herren und Hüter ist, das wäre eine bittere Ironie auf die wirklichen Verhältnisse, wie sie sich zwischen Fort Worth und El Paso vor unseren prüfenden Augen darstellen. Es muß jeden, der nicht an einen solchen Anblick gewöhnt ist, mit Schaudern und Entsetzen erfüllen, wenn er sieht, in welchem Zustande sich der west-texanische Viehstand am Ende des Winters befindet. Ein

weichherziger Thierschutzvereinler, der gegen die Maulkörbe der Hunde eifert, braucht man dazu noch lange nicht zu sein. Erscheint einem schon die amerikanische Waldwirthschaft, wie wir sie in Nordkarolina und Mississippi kennen gelernt haben, über alle Begriffe roh und herzlos, so ist dies in einem noch weit höheren Grade der Fall mit der amerikanischen Viehzucht, wie sie in der westlichen Prärie betrieben wird. Es ist ein Raubbau, wie er seinesgleichen in der ganzen Welt nicht hat, durch den die texanischen Herdenkönige ihren Säckel füllen, und wir müssen gestehen, daß derselbe in unseren Augen auch ein übles Streiflicht auf die prächtigen Gewänder wirft, in denen die texanischen Damen einhergehen. „Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes!“ möchten wir den bibelfesten Amerikanern zurufen. Vielleicht könnten die texanischen „queens“ und „princesses“ in dieser Richtung mancherlei thun, denn das schöne Geschlecht ist ja sehr einflußreich in der Neuen Welt. Daß sich das texanische Klima der Rinder und Schafe erbarmen solle, die in der Zahl von Millionen in dem Lande weiden, wird man nach dem Obengesagten nicht wohl erwarten können. Den reichen Spekulanten, denen die Herden in jedem Jahre viele Tausend Dollars eintragen, erwüchse daraus aber doch unbedingt die Pflicht, dieselben auch mit Futter und Wasser zu versorgen, wenn die Natur es nicht gewährt.

Welcher Art ist aber das Bild, das uns zu unserer Apostrophe veranlaßt? Wohin wir unser Auge auf der baum- und strauchlosen Ebene auch wenden mögen, da erblicken wir Kadaver von Rindern und Schafen, und wollten wir nur diejenigen zählen, die in eng zusammengedrängten Gruppen von zehn oder zwanzig — wie die Gräser und Kräuter — hart an der Eisenbahn oder unmittelbar neben den Stationsgebäuden liegen, so würden wir zwischen Fort Worth und El Paso sicherlich viele Tausende zusammenbringen. Der harte texanische Winter mit seinen unglaublich heftigen Schneestürmen und Frösten und seinem absoluten Wasser- und Futtermangel — die Ströme und Seen sind fest zugefroren, und die wenigen

dürren Grashalme bedeckt der Schnee — wüthet Jahr für Jahr schauerlich unter den Herden, und in dem Winter, der unserer Fahrt und unseren Wanderungen in der Prärie vorausgegangen ist, sind den amtlichen Schätzungen zufolge nicht weniger als 30 % des gesammten Viehstandes — an die zwei Millionen Stück — zu Grunde gegangen. Wären die Herden in der Hand kleiner Besitzer, so würden dergleichen Verluste von selbst dazu führen, daß man die Thiere besser behandelte, und daß man ihnen im Winter Obdach und Stallfütterung gewährte. Die großen Besitzer ertragen sie kaltblütig und mehren trotzdem ihre Reichthümer.

Nach Wintern, wie es diejenigen von 1884 zu 1885 und von 1885 zu 1886 waren, müßte es ein einträgliches Geschäft sein, die gefallenen Thierleichen und ihre bleichenden Knochen industriell zu verwerthen. So wie die Dinge in dem dünnbevölkerten Lande liegen, kümmert sich niemand darum, und die westliche Prärie wird dadurch für uns um einen weiteren abschreckenden Charakterzug bereichert. Auch die überlebenden Rinder und Schafe, die von den Cowboys in Riesenherden von 10- oder 20000 Stück vor uns hingetrieben werden, sehen elend und abgemagert genug aus, und wir erblicken so manches, das augenscheinlich eben im Begriffe ist, zu verenden. Das Futter, das die Prärie im März gewährt, ist ja auch noch ein überaus kärgliches, und erst im April oder Mai steht die kurz gemessene gute Zeit des Jahres zu erwarten, in der sich die Thiere rasch wieder heranfüttern und ihres Lebens freuen können. Dann bricht die dürre Zeit abermals herein, und diese ist unter allen Umständen wieder eine sehr schlimme für die Thiere.

Die zahllosen Kadaver, die über die Prärie ausgestreut sind, und die, wie gesagt, oft dicht neben den Wohnungen der Menschen liegen, würden in jedem anderen Lande die Luft mit unerträglichem Pesthauche erfüllen. In West-Texas ist davon nicht viel zu spüren. Die Trockenheit der Atmosphäre bringt es mit sich, daß die Leichen mehr mumifizirt werden als verwesen.

Doch damit sei es genug von dem west-texanischen Viehzuchtbetriebe und der Misère, die sich damit verbindet. Von anderen Hülfsquellen, die das Land besitzt, erscheinen uns nach den bisher vorgenommenen Untersuchungen nur noch die Kohlenflötze von Eastland County bemerkenswerth. Von der wirthschaftlichen Verwerthung der ungeheuren Gypsablagerungen, die sich als permische Vorstufe des kretaceischen Llano Estacado im Norden von Colorado ausbreiten, erwarten wir zunächst nicht viel, denn Gyps ist anderweit ungleich bequemer zu haben. Und wenn dieser oder jener Bürger von West-Texas seinen Landsleuten die Heilkraft seiner künstlich erbohrten Bitterquellen preist und alle Dispeptischen in dem weiten Unionsgebiete einlädt, sie zu versuchen, so bezweifeln wir ebenfalls, daß er damit viel Glück haben wird. Kurorte von der Art unseres Homburg und Karlsbad können wir uns in einer Gegend, in welcher nicht einmal Bayonettbäume, geschweige denn Schattenbäume wachsen wollen, noch weniger denken als in den Alleghanies. Oestlich und westlich von dem Rio Pecos — dem wichtigsten Nebenflusse des Rio Grande, der indessen schon zu der Zeit, wo wir ihn passiren, kaum noch Wasser in seinem engen, tief eingerissenen Bette führt — ist die Gegend auf weiten Strecken die reine Flugsandwüste. Dann steigt das Plateau in deutlich markirten Stufen, die durch die niederen granitischen Ketten der Guadelupe- und Hueco Mountains gegen einander abgegrenzt sind, höher empor, und wir befinden uns damit auf der Eingangsschwelle in das Felsengebirge. Dasselbe erhebt sich ja in Texas und Neu-Mexiko bei weitem nicht so schroff und steil aus der Prärie-Ebene wie in Colorado. Endlich erreichen wir die Station El Paso, und dort können wir uns von unserer ermüdenden Fahrt ein wenig ausruhen. Ein Omnibus oder ein „Bus", wie der schwarze Kondukteur sagt, bringt uns nach dem Centralhotel, das kaum mehr als hundert Schritte von dem Bahnhofe entfernt ist — man ist schrecklich gehfaul in Amerika —, und dort finden wir für drei Dollars tägliches Pensionsgeld

allen Komfort, den man von einem großstädtischen amerikanischen Hotel erwarten kann, vor allen Dingen natürlich elektrische Beleuchtung, ein breites und bequemes Bett und einen wohlbesetzten Trinktisch. Da unser Gaumen die westtexanische Lufttrockenheit fast ebenso hart empfindet, wie die Pflanzen und Thiere, so ist uns der letztere selbstverständlich willkommen, und wir preisen es als ein Glück, daß der Quell des Bieres in West-Texas nicht ebenso versiecht, wie es die Wasserquellen und Ströme thun — dank den deutschen Brauern von Fort Worth und Dallas, und dank der „Texas Pacific Railroad", die außer uns auch frische Fässer herbeiträgt. Daß wir in Marienfeld und in anderen Orten, zwischen Fort Worth und El Paso die Wohlthat des besagten Quelles ebenfalls gewürdigt haben, bedarf kaum der Erwähnung. Wovon wir in dem Centralhotel von El Paso weit weniger entzückt sind, wie vom Trinktische, das ist das Rindfleisch, das uns bei der Tafel vorgesetzt wird. Dasselbe scheint uns durch seine Zähigkeit all die Leiden und „hardships" zu verrathen, die das arme Thier, welches es geliefert, bei Lebzeiten zu ertragen gehabt hat.

33.

An der mexikanischen Grenze. El Paso und Paso del Norte. Der Rio Grande del Norte. Die „amerikanische" und die mexikanische Kultur in ihrem Gegensatze, und die Erklärungsgründe dieses Gegensatzes.

El Paso ist nur ein Städtchen von ungefähr 4000 Einwohnern, aber voll von dem rührigsten amerikanischen Leben und Streben. Die Vortheile seiner Lage in dem Kreuzungspunkte von fünf Haupteisenbahnen und an der wichtigsten kontinentalen Eingangsschwelle in das Aztekenland sucht es sich wacker zu nutze zu machen, und gegen die Schwierigkeiten, die seine Entwickelung in der westtexanischen Wüstennatur findet, kämpft es in der energischsten Weise an.

Die Gebirge, deren malerische Formen den Thalkessel, in dem die Stadt erbaut ist, auf allen Seiten umgeben, machen ihre kondensirende Wirkung auf die geringe Feuchtigkeit, die die Luft von West-Texas enthält, augenscheinlich sehr kräftig geltend, und indem wir auf ihren Granitkuppen und Kalkstein-Mesas herumsteigen, beobachten wir sowohl zahlreiche Spuren einer starken Erosionsthätigkeit des niederstürzenden und abfließenden Wassers als auch eine außerordentlich artenreiche Pflanzenwelt, die in den Fugen der Felsen und an den schuttbedeckten Häugen ihre Nahrung findet. An Bäumen fehlt es indessen vollkommen, und die duftenden bunten Blumen aus den Familien der Synantheren, der Labiaten und der Papilionaceen, die wir — unter gelegentlichen kleinen Opfern an unserem Blut — pflücken und in unser Herbarium einlegen, blühen sämmtlich unter dem Schutze und dem Schatten von dornenbewehrten Mezquite-Sträuchern und Opuntien und Kakteen. Wir befinden uns inmitten des echten nordmexikanischen Chaparral, der kulturgeographisch nur als eine besondere Form von Wüste aufgefaßt werden kann, und zu einer ausgibigen Quellenbildung, sowie zu der Entstehung einer wirklichen natürlichen Oase haben die Niederschläge, die die Berge von El Paso empfangen, nicht genügt.

Glücklicherweise fließt hart an dem Weichbilde der Stadt der Rio Grande del Norte vorbei, dessen volltönender spanischer Name uns von vornherein auf eine bedeutende — wenn auch freilich nur zeitweise — Wasserfülle schließen läßt, und diesen Strom, der von den mächtigen Hochketten der colorado'schen San Juan- und Culebra Mountains herbeiströmt, haben die Bewohner von El Paso gezwungen, ihren Zwecken zu dienen. Er muß ihnen vor allen Dingen vermittelst eines großen Pumpwerkes und eines Doppelreservoirs, in dem seine sedimentreiche, trübe Fluth geklärt wird, Trinkwasser liefern, er muß ferner den öffentlichen Springbrunnen, der den Square vor dem Centralhotel ziert, speisen, und er muß es endlich den wenigen Yuccas und Rosenstöcken, die

man um den Brunnen herum gepflanzt hat, ermöglichen zu blühen, sowie dem Dutzend prächtiger Alamosbäume, die auf der tiefsten Thalsohle stehen, zu grünen und Schatten zu spenden. Das letztere rechnen wir dem Strome am höchsten an, denn nach Baumgrün und Schatten haben wir uns in der texanischen Wüstenei sehnen gelernt.

Die Erfolge, die in der angegebenen Weise durch das Rio-Grande-Wasser erzielt worden sind, waren natürlich sehr dazu angethan, die Yankees von El Paso zu weiteren Plänen bezüglich der künstlichen Fruchtbarmachung der Gegend anzuspornen. Laßt uns nur erst noch weitere Bewässerungsanlagen schaffen, und der Chaparral rings um unsere Stadt wird verschwinden, und statt seiner werden Obstgärten, Weinpflanzungen und Getreidefelder die Thalgehänge bedecken, schöner als drüben über dem Flusse, bei dem mexikanischen Paso del Norte! Das Rio Grande-Thal wird an Erträgnissen des Acker- und Gartenbaues mit dem ägyptischen Nilthale wetteifern! So und ähnlich hörten wir sie reflektiren.

Wenn wir es nur in Amerika nicht so sehr gewöhnt geworden wären, in das Blaue hinein reden zu hören! Und wenn nur auch hierbei nicht wieder die lockenden Sirenentöne der texanischen Eisenbahnmänner durchklängen! Der Rio Grande ist in jeder Beziehung ein echter Strom des amerikanischen Westens, und seinen anderen Namen — „Rio Bravo", „Wildstrom" — finden wir, nachdem wir ihn aus eigner Anschauung kennen gelernt haben, viel bezeichnender für ihn. Ihn bezüglich seiner Wasserführung und seines Thales mit dem Nile zu vergleichen, das bringt höchstens ein amerikanischer Zeitungsschreiber fertig, besonders wenn er von einem amerikanischen Eisenbahnkönige durch klingende Münze inspirirt ist. Auf der weitaus größten Strecke fließt der Fluß zwischen engen Cañonwänden dahin, und es bleibt daselbst nicht Raum für den menschlichen Fuß, geschweige denn für ein künstlich zu erzeugendes Getreidefeld. Das Wasser auf das Kalksteinplateau hinaufzuleiten und dieses zu fertilisiren, das

wird aber auch der genialsten Technik schwerlich gelingen. An wenigen Stellen nur finden sich größere Thalweitungen wie diejenige von El Paso und Paso del Norte, und dort haben die Spanier, die in der Wasserwirthschaft wüstenhafter Gegenden wohl erfahren sind, in beträchtlicher Ausdehnung ihre „Acequias" — Bewässerungskanäle — angelegt, um den Boden kulturfähig zu machen. Hie und da, und in beschränkter Weise auch bei El Paso, mag wohl eine Erweiterung dieser Anlagen möglich sein, die angeführten hochtrabenden Redensarten gewinnen dadurch aber durchaus nicht viel Grund. Was die Benutzung des Rio Grande zu Bewässerungszwecken in diesen Thalweitungen so ungemein schwierig macht, das ist, ebenso wie bei den anderen texanischen Strömen, der völlig regellose und ungestüme Wechsel seines Wasserstandes. Gelänge es auch, seine Fluth derartig zu stauen, daß er die Kanäle in der Dürrezeit genügend zu speisen im Stande wäre, so dürfte doch kaum ein Bauwerk von Menschenhand stark genug sein, um ihn zur Zeit seiner urplötzlichen Hochfluthen in Schranken zu halten und die Gärten und Felder vor arger Verwüstung zu bewahren. So wie die Dinge gegenwärtig liegen, enthält das Bett des Stromes in der trockenen Jahreszeit in der Regel nur ein dünnes, seichtes Rinnsal, das jedes Kind durchwaten könnte, wenn der Triebsand nicht an vielen Orten so gefährlich wäre, und im Jahre 1851 ist es sogar vorgekommen, daß er bei El Paso bis auf den letzten Tropfen austrocknete. Andererseits aber füllt er seine Cañons zu Zeiten stellenweise mit hundert Meter tiefem Wasser, und im Jahre 1864 bedrängte und schädigte er El Paso und Paso del Norte in arger Weise, während er die Ortschaften Tome, Valencia und Peralto, oberhalb El Paso, sowie Presidio, unterhalb dieser Stadt, sogar völlig mit sich fortriß. Hat man dergleichen jemals von dem Nile gehört? An eine Schiffbarmachung des Stromes bis El Paso ist natürlich nicht im entferntesten zu denken.

Außer auf seine künstlichen Bewässerungsanlagen setzt

El Paso auch noch auf sein Klima große Hoffnungen. Welcher Ort könnte wohl besser zu einem amerikanischen „health resort“ geschaffen sein!

Malariakeime, die die Menschen anderwärts in dem nordamerikanischen Süden in so bedenklicher Menge umschweben, gedeihen in der trockenen westtexanischen Atmosphäre und bei dem vollkommenen Mangel an Sümpfen und stagnirenden Gewässern selbstverständlich nicht, und steigt das Thermometer im Juni und Juli zuweilen auf 113° F. (45° C.) im Schatten, so kann man ja unter den Alamosbäumen oder an dem Trinktische des Centralhotel Kühlung suchen. Dazu noch die chaparralbedeckten Berge, die sich von unten so prächtig anschauen! Flugs sendet der Yankee-Geist El Pasos gedruckte Broschüren hinaus in alle Theile der Neuen Welt, welche die Stadt in überzeugender Weise als die letzte Zuflucht aller Mühseligen und Beladenen und insbesondere aller Lungensüchtigen schildern. Nur von den „Northers“, die El Paso so gut heimsuchen, wie das übrige Texas, und nur von den furchtbaren Sand- und Staubstürmen, die seiner näheren Umgebung charakteristisch sind — den westtexanischen Samums — schweigen diese Schriften.

Trotz alledem ist El Paso ein wackeres Städtchen, und seine Läden und Banken sowie seine Eisenbahnstation geben deutlich davon Zeugniß, daß Handel und Wandel stark im Schwunge sind, und daß eine rege Betriebsamkeit im Orte herrscht. Es sind sammt und sonders schöne, hohe Ziegelbauten, und beständig geht es in ihnen aus und ein. In einem besonderen Stadttheile, der unmittelbar neben dem Centralhotel liegt, und der aus niedrigen Bretter-Shanties besteht, treiben ein paar Hundert Chinesen als Schuster, Schneider und Wäscher — auch dieses letztere Gewerbe wird durch den Rio Grande möglich — ihr seltsames Wesen, im übrigen aber stoßen wir auf den Firmenschildern wieder einmal auf eine auffällig große Zahl deutscher und deutschjüdischer Namen, die uns beweisen, daß der Unternehmungsgeist, der unserer Nation innewohnt, an der mexikanischen Grenze nicht weniger

eifrig am Werke ist, wie anderweit in Amerika — wenn auch natürlich immer unter fremder Flagge. „Freudenthal", „Blumenthal", „Liefermann", „Albers", „Schütz", „Walz", „Kaufmann" — lesen wir, und indem wir in einer müßigen Stunde unter der Hotelveranda im bequemen Lehnstuhle liegen, zieht zum Ueberfluß eine deutsche Musikbande an uns vorüber und spielt: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall!" Wir brauchen da wohl kaum ausdrücklich zu sagen, daß wir im Stillen den Wunsch hegen, der deutsche Ruf möge endlich einmal alles Ernstes durch Amerika ertönen und das Deutschthum dem Angelsachsenthum gegenüber zum Selbstbewußtsein erwecken.

Außer einem starken legalen Handel, der seit Fertigstellung der mexikanischen Centralbahn erheblich im Zunehmen begriffen ist, treibt El Paso auch einen lebhaften Schmuggelhandel mit dem Nachbarlande, wie uns versichert wird, und bei der Wüstennatur des Landes kann es in der That kaum sehr schwer sein, die Zollkontrole zu umgehen. Der Rio Grande, der die texanisch-mexikanische Grenze bildet, ist an zahllosen Stellen zu durchfurten, und die wilden Apachen schweifen ebenfalls beständig aus dem einen Staatsgebiete in das andere hinüber, ohne daß man sie bisher daran gehindert hätte.

Wir gelangen vermittelst der internationalen Pferdebahn — der einzigen internationalen Pferdebahn der Welt, wie die Bürger von El Paso voll stolzer Genugthuung betonen — über den Fluß hinüber, und kaum haben wir den mexikanischen Boden betreten, so wird es uns auch schon klar, daß der Rio Grande als Grenzscheide von zwei grundverschiedenen Kulturen gar viel zu bedeuten hat. Es ist dies bei Strömen, die in einem geringen Grade als Kultur-Förderer dienen, bekanntlich häufig so.

Das schmutzig graue, rasch fließende Wasser vertheilt sich bei El Paso zu ziemlich gleichen Theilen auf zwei Betten, die eine breite, häufig überfluthete Insel umschließen, und so hat man auf der Fahrt zwei Brücken hinter einander zu passiren.

Dieselben bestehen aus hölzernem Pfahlwerk und sind so hergestellt, daß ihre häufige Zerstörung durch die Hochwasser des Stromes keinen allzu empfindlichen Schaden verursacht, und daß sie jedesmal rasch und ohne zu große Opfer wieder ersetzt werden können. Eine eiserne oder steinerne Brücke würde dem Ansturme der Wogen eben auch des öfteren nicht gewachsen sein, was die Eisenbahngesellschaften, die genöthigt waren, solche Brücken über den Rio Grande zu legen, oft genug erfahren haben.

In den Straßen von Paso del Norte, das die mexikanische Grenzstation bildet, und das etwa 6000 Einwohner zählen soll, sieht es merkwürdig still und todt aus, und von dem rastlosen Hin- und Herrennen der kleinen Yankeestadt, die wir soeben verlassen haben, gewahren wir daselbst keine Spur. Während in El Paso das Centralhotel der dominirende Bau ist und den eigentlichen Mittelpunkt der Stadt bildet, so liegt in Paso del Norte der Schwerpunkt in der Hauptkirche des Ortes, die zwar den Namen „Kathedrale“ führt, die aber an Stattlichkeit kaum an unsere hübscheren deutschen Dorfkirchen heranreicht. Daß die Namen den Sachen nicht ganz adaequat sind, darauf muß man sich eben in den Ländern mit spanischer Kultur immer gefaßt machen. Die übrigen Häuser der mexikanischen Stadt sind ohne Ausnahme niedere, einstöckige Bauten aus lufttrockenen Lehmziegeln — „Adobe“, dem allgemeinen mexikanischen Baumaterial von den Aztekenzeiten her —, und die meisten derselben schauen noch viel ärmlicher aus als unsere ärmlichsten ländlichen Taglöhnerwohnungen. Der erste Mensch, der uns in mexikanischer Sprache anspricht, ist ein Bettler, und Bettler beiderlei Geschlechts umringen uns namentlich auch in großer Zahl, indem wir durch die Thür der Kathedrale hindurch schreiten, um das unbedeutende Bauwerk in seinem Innern in Augenschein zu nehmen. In der Kirche fehlt es natürlich nicht an frommen Knierutschern und Knierutscherinnen, eine Anzahl schwarzäugiger junger Mädchen, die in ärmliche Rebozos — mexikanische

Umschlagtücher aus Kattun — gehüllt sind, vergißt aber über dem Beten zur Madonna keineswegs das Kichern und Kokettiren gegenüber uns Fremdlingen. Sonst begegnen wir noch zwei oder drei Reitern, bärtigen, wettergebräunten Gestalten, die unter ihrem silberbetreßten Sombrero und auf ihrem reich mit Silber verzierten Sattel romantisch genug aussehen. Wir könnten leicht geneigt sein, sie für Räuberhauptleute zu halten, es sind aber aller Wahrscheinlichkeit nach ganz harmlose und ehrbare Landleute — Hacendados oder Rancheros — aus der Nähe der Stadt, die ihren Revolver höchstens in der Zeit der Revolution und zur Vertheidigung des eigenen Lebens erheben.

Mehr als ein Bild, das man in Paso del Norte zu sehen bekommt, erinnert einen daran, daß man, indem man die texanisch-mexikanische Grenze überschritten hat, im Grunde genommen einen Schritt aus der modernsten aller Kulturen in die mittelalterlichste aller Kulturen zurück gethan hat. Außer der Bigotterie, der Unsicherheit von Weg und Steg und dem allgemeinen Waffentragen, erscheint einem namentlich auch der Brauch dieser Leute, ganz große Schätze in der Gestalt von Schmuck an ihrem Körper mit sich herum zu tragen, als echt mittelalterlich. Mancher von diesen Hüten aus Filz oder Stroh soll an die tausend Mark gekostet haben, und mancher von diesen Sätteln sogar an die viertausend Mark.

Wenn El Paso lediglich von den Eisenbahnen und von dem Handel und Verkehre lebt, so lebt Paso del Norte lediglich von dem Land- und Gartenbaue, und indem wir entlang seinen Bewässerungskanälen und zwischen seinen blühenden Obstbäumen dahin schreiten, können wir uns nicht genug darüber wundern, daß der alte mexikanische Ort von dem jungen amerikanischen an Reichthum und Wohlstand so weit überflügelt worden ist. Durch die Bodengestalt war es auf der mexikanischen Seite offenbar viel leichter, eine künstliche Oase in der Wüste zu schaffen, als auf der amerikanischen, und die mexikanische Kultur hat in dieser Hinsicht auch ihre

Schuldigkeit ganz und voll gethan, soweit es ohne Hülfe moderner Maschinen möglich war. Den Handel und Verkehr auf der mexikanischen Seite zu konzentriren, konnte ihr dagegen nicht gelingen. Es ist dies eine ganz hübsche Illustration zu der Lehre, daß die Blüthe der Städte nur im Zusammenhange mit dem staatlichen Ganzen, dem sie angehören, verstanden werden kann, und daß jede Stadt außer ihren lokalen Existenzbedingungen auch allgemeine hat. Paso del Norte verhält sich zu El Paso ähnlich wie ein friedliches Dörfchen zu einer geräuschvollen Stadt, trotz der größeren Einwohnerzahl, die es besitzt.

Sucht man sich an der Eingangsschwelle von der Union nach Mexiko über die Ursachen Rechenschaft zu geben, aus denen die Kulturen der beiden großen nordamerikanischen Freistaaten sich so verschieden von einander gestaltet haben, so denkt man natürlich in erster Linie an die Verschiedenheit der europäischen Völker, die die beiden Länder kolonisirt haben. Nördlich von dem wilden Rio Grande war es das Angelsachsenthum, das dem Lande und der Kultur seinen Stempel aufprägte, südlich davon das Hispanierthum. Die eine Nation entsandte in der Hauptsache an harte Arbeit gewöhnte Puritaner und Quäker, Ackerbauer, Gewerbetreibende und Kaufleute hinüber in die Neue Welt, die andere arbeitsscheue Edelleute und Soldaten sowie Mönche, Priester und Schatzgräber. Der andere Sauerteig mußte aber wohl ein anderes Brod geben. So sehen wir jenseits des Stromes ein rüstiges Vorwärtsstreben ins Schrankenlose, dem sich selbst der schwerfällige Süden nicht vollkommen entziehen kann, diesseits dagegen ein ziemlich vollkommenes Stagniren, das erst ganz neuerdings durch kräftige Einflüsse, die von anderswo kommen — namentlich von der Union und von Deutschland —, zu weichen Miene macht.

Alle Schwächen der mexikanischen Kultur — allen Mangel an wirthschaftlicher Initiative und alle Mißstände bezüglich der Sicherheit des Eigenthums und Lebens sowie bezüg-

lich der Regierung und Verwaltung des Staatswesens — auf Rechnung der Spanier zu setzen, hieße denselben aber doch wohl Unrecht thun. Die Spanier hatten es in Mexiko ohne Zweifel auch mit ganz anderen natürlichen Verhältnissen zu thun, als die Engländer in der Union, und die kulturgeographische Begabung des einen Landes muß unbedingt in mehrfacher Hinsicht viel geringer angeschlagen werden als diejenige des anderen. In der Union sind die Plateauländer des Westens, die so sehr zu Sterilität neigen, das Accidens, die Hügelländer und Ebenen des Ostens mit ihrer gewaltigen Produktionskraft aber die Hauptsache; in Mexiko verhält sich dies genau umkehrt. Die Union ist besonders in ihrem Norden außerordentlich reich an bequemen Zugängen von der Seeseite her und an geräumigen und sicheren Hafenbuchten; bei Mexiko fehlen solche Zugänge und Buchten in einem noch viel höheren Grade als bei den amerikanischen Südstaaten. Die Union ist in ihrer Osthälfte von einem Netze natürlicher Wasserstraßen durchzogen, wie kaum ein anderes Land auf Erden; in Mexiko taugen die Ströme, die von dem Plateau herabstürzen, bis auf geringfügige Ausnahmen weder in der Zeit ihrer Wasserfülle noch in der Zeit ihrer Wasserleere zu Zwecken der Binnenschiffahrt. Die Wasserkräfte, die in dem Osten der Union zu Industriebetrieben in so imposanter Menge zur Verfügung stehen, sind in Mexiko während der Regenzeit viel zu ungestüm, in der Trockenzeit aber viel zu schwach. Was die Schätze des Erdinneren betrifft, so ist der Reichthum Mexikos an Edelmetall bekannt genug, und man braucht nur die Tressen und Knöpfe an den Sätteln und Sombreros sowie an den Jacken und Hosen der Hacendados anzuschauen, um daran erinnert zu werden, daß sich die Silberförderung des Landes seit Cortez auf viele Milliarden Mark belaufen hat. Die Edelmetalle sind aber als kulturförderndes Moment immer nur in sehr beschränktem Maße und vorübergehend wirksam, und außerdem hat die Union in ihrem Westen während des Verlaufes der letzten Jahre einen Reichthum ent-

faltet, der kaum geringer ist, als der mexikanische. Paläozoische Kohlenlager, die sich viel besser als Hebel des Kultur- und Wirthschaftslebens erwiesen haben, und bezüglich deren die Union das bestausgestattete Land der Erde ist, sind dagegen bisher nirgends in Mexiko aufgeschlossen worden, und bei der vorherrschenden Zusammensetzung seiner Gebirge und Ebenen aus jungvulkanischem sowie aus kretaceischem und tertiärem Gestein ist es auch nicht sehr wahrscheinlich, daß dereinst noch ausgedehntere Kohlenreviere entdeckt werden. Daß das Klima der mexikanischen „tierra caliente“ in einem noch höheren Grade erschlaffend auf die menschlichen Nerven und auf die menschliche Thatkraft einwirken muß als das Klima von Louisiana und Nordkarolina, haben wir kaum nöthig besonders hervorzuheben. Dagegen dürfte es wohl an dem Orte sein, darauf hinzuweisen, wie schwierig es durch den Bau des Terrains war, die auf der „tierra fria“ gelegenen Kulturherde Mexikos, und insbesondere die Hauptstadt, mit der Peripherie des Landes in bequeme Verbindung zu setzen. Man denke nur an die gewaltige Steigung, die die Straße ebensowie die Eisenbahn von Veracruz nach Orizaba und dem Plateau von Anahuac zu überwinden hatte. Bei dem Baue der mexikanischen Centralbahn, deren nördlichen Terminus Paso del Norte bildet, war zwar nicht eine einzige Tunnelanlage nöthig, wohl aber das Durchmessen endloser Wüstenräume. Nicht bloß der Handel und Verkehr des Landes, sondern auch die Konsolidirung der staatlichen Gewalt und der staatlichen Ordnung wurden dadurch in Mexiko sehr hintenan gehalten. Wie ganz anders standen die Dinge auch in dieser Beziehung in der großen Schwesterrepublik nördlich von dem Rio Grande!

Wir könnten, um nichts wesentliches unerwähnt zu lassen, was zur Erklärung des Gegensatzes zwischen der mexikanischen und der unionistischen Kultur beitragen kann, wohl noch ein Langes und Breites darüber sagen, daß es den Amerikanern von der Union gelang, sich bezüglich ihrer Kultur durch Aus-

rottung der Indianer eine ziemlich vollkommene tabula rasa zu schaffen, während die Spanier sich mehr oder minder vollkommen mit den Eingeborenen zu amalgamiren und zu einem Mischvolke, in dem das Indianerelement wohl 90 Prozent ausmacht, zu gestalten hatten. Das würde uns aber zu weit führen. Zum Theil mag die Inferiorität der mexikanischen Kultur und des mexikanischen Wirthschaftslebens allerdings auch damit zusammenhängen. Für betriebsamer, fleißiger und intelligenter als die Neger der südlichen Unionsstaaten halten wir die Nachkommen der alten Azteken aber unbedingt. Liegt dafür nicht auch ein Beweis in der Thatsache, daß die spanischen Conquistadoren auf dem Plateau von Anahuac eine relativ sehr hohe Kultur antrafen, welche dieses Volk aus sich selbst heraus entwickelt hatte?

Daß Mexiko einer uralten Kultur als Heimathsstätte gedient, und dieselbe sozusagen aus seinem Boden heraus erzeugt hat, während das Unionsgebiet vor der europäischen Invasion nichts als der Tummelplatz wilder Jägerhorden war, muß dem Kulturgeographen wohl auch mancherlei zu denken geben. Geht daraus aber nicht unwiderleglich hervor, daß Mexiko auch mancherlei Gaben von der Natur empfangen haben muß, die man als gute anzuerkennen hat? Daß auf dem mexikanischen Plateaulande rüstige Arbeit gedeiht, ist bereits hoch genug anzuschlagen. Damit läßt sich manche natürliche Schwierigkeit überwinden. Außerdem finden sich neben den Wüsten aber auch weite Strecken in dem Lande, die wahre Gärten von Fruchtbarkeit genannt werden müssen, und in denen nicht weniger als Alles gedeiht: die Baumwolle, der Tabak, der Kaffeebaum, die Orange, der Wein, der Weizen, der Mais, die Hülsenfrüchte u. s. w.

Sollte es sich nicht lohnen, diese Strecken des Landes schärfer in das Auge zu fassen, als es bis jetzt geschehen ist? Und sollte das Zeitalter der Eisenbahnen, das gegenwärtig über Mexiko hereingebrochen ist, in dieser Beziehung ganz ohne segensreiche Folgen bleiben? Den ewigen Bürgerkriegen und

Pronunciamentos, die bisher der Fluch des Landes waren, sowie dem Räuberunwesen, das in dem Gefolge der Bürgerkriege einherging, dürfte bald durch den Ausbau des Schienenstraßennetzes ein endliches Ziel gesetzt werden, und den betreffenden Produktionszweigen wird es dadurch auch nicht mehr wie früher an genügenden Abzugskanälen fehlen. Dem Baumwollen- und Tabakbau vor allen Dingen ist das Klima Mexikos in vielen Gegenden weit kongenialer als dasjenige der südlichen Union. Ebenso ist auch die mexikanische Viehzucht — insbesondere die Pferdezucht, die schon jetzt sehr gute Reitpferde liefert — eines weiteren Aufschwunges fähig, und daß die mexikanischen Gebirge außer den Bergbau auf Silber auch denjenigen auf Kupfer und Eisen lohnen würden, ist nicht sehr zweifelhaft.

Die autochthone Kultur der alten Azteken war eine mittelalterliche, und ebenso war es auch die spanisch-mexikanische Kultur, die sich im wesentlichen bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Darf man daraus aber schließen, daß die moderne Kultur überhaupt niemals in Mexiko festen Fuß fassen werde?

Doch nun genug des nachdenklichen Stillstehens an der mexikanischen Grenze! Begeben wir uns hinaus nach dem stattlichen Stationsgebäude des „Ferrocarril Central-Mexicano", das ziemlich weit abseits von Paso del Norte liegt — im Gegensatze zu den Eisenbahnstationen drüben in der Union, die immer mitten drin in dem Gewühle der Städte stehen, so daß man gleich sieht, daß sie ganz wesentlich zu demselben gehören —, und steigen wir wieder in den Pullman-Car, um uns von demselben tiefer in das interessante Land hineintragen zu lassen!

34.

Der Ferrocarril Central-Mexicano. Eine nordmerikanische Mondnacht. Chihuahua und sein Volksleben.

Es ist bei den Eisenbahnverwaltungen des nordamerikanischen Westens Brauch, die Fahrzeit der Züge durch absolute Wüsteneien soviel als möglich in die Nacht zu verlegen, und man wird anerkennen müssen, daß sich darin ein hohes Maß von Geschick und Klugheit offenbart. Einmal wird dem Reisenden auf diese Weise ein guter Theil von Langeweile und Ermüdung, wie sie mit einer Westfahrt unzertrennlich verbunden ist, erspart. Man schlummert sanft in dem breiten, bequemen Bette eines Pullman-Wagens, und man träumt von interessanteren und angenehmeren Dingen, als man da draußen entlang den Schienensträngen sehen würde. Sodann lernt der unberufene Beobachter die Armseligkeit der Gegend und ihrer Hülfsquellen nicht gar zu scharf und kritisch beurtheilen, und das ist von Vortheil für die Aktien der Gesellschaft sowie für die Landverkaufsgeschäfte, um die es ohnedies nicht glänzend steht. Endlich aber kann die Eisenbahn des Tageslichtes in diesen Einöden auch vollkommen entrathen, denn Passagiere sind in denselben so wenig in die Waggons aufzunehmen als Güter. Der dunkle Schleier, den die Eisenbahnmänner über die westliche Landschaft ausbreiten, erscheint also nach den verschiedensten Richtungen hin als ein durchaus gerechtfertigter.

Unsere amerikanische Centralbahn, die in vielfacher Hinsicht, namentlich aber in Hinsicht auf die wirthschaftsgeographischen Vacua, die sie durchmißt, eine echte Westbahn ist, macht von der allgemeinen Regel keine Ausnahme, und wir haben daher auf der Station von Paso del Norte bis Abends acht Uhr zu warten, bevor die Abfahrt erfolgt. Endlich erschallt das amerikanische „All aboard!“ des Kondukteurs, und der Zug setzt sich in Bewegung.

Daß die Einrichtung der Wagen in nichts von derjenigen

der „amerikanischen" Wagen abweicht, versteht sich von selbst. Haben ja doch Bostoner Finanzleute die Bahn gebaut, und ist ja doch der ganze „Ferrocarril Central-Mexicano" im Grunde genommen nichts, als ein Stück importirtes „Amerika" — das letztere Wort immer wieder als Synonym von „Union" genommen, wie es in den lateinischen Ländern der Neuen Welt ebensowie anderweit üblich ist! Nur auf den aristokratischen Charakter der mexikanischen Republik hat man von vornherein Bedacht genommen, indem man ähnlich wie in den europäischen Ländern Wagen erster, zweiter und dritter Klasse unterscheidet, und indem man die Passagiere nach ihrer Zahlungsfähigkeit sowie nach ihrer sozialen Stellung in Gruppen sondert, die sich nicht wesentlich mit einander berühren. In der Union herrscht in dieser Beziehung bekanntlich demokratische Gleichheit, und wenn die Neger in den Südstaaten doch in besonderen Wagen untergebracht werden, so geschieht dies eigentlich nur durch ein geschicktes Manöver der Bahnbeamten, das von allen konsequenten amerikanischen Politikern auf das entschiedenste gemißbilligt wird. Daß die sozialen Standesunterschiede auch in Mexiko ziemlich genau mit dem Unterschiede in der Rasse und Hautfarbe zusammenfallen, ist selbstverständlich. Indessen fehlt es weder an gründlich verlumpten Nachkommen der alten spanischen Conquistadoren noch an hoch emporgekommenen Nachkommen der alten Azteken und Tolteken, und die durch das Zusammenfließen von Spanier- und Indianerblut neuentstandene Rasse der Mestizen hat allmälig eine sehr dominirende Rolle in dem Staats- und Gesellschaftsleben der Republik spielen gelernt. Denke man nur z. B. an Juarez.

In dem Pullman-Wagen sowie auch in dem Wagen erster Klasse ist alles spiegelblank und nagelneu, was sich durch die Jugend der Bahnanlage sowie durch die geringe Abnutzung, der ihr Material unterworfen ist, zur Genüge erklärt. Die Bahn wurde ja erst im April des Jahres 1884 in Betrieb gesetzt, und an jedem Tage fährt nur ein einziger Zug von Paso del Norte nach Süden, sowie von Mexiko nach Norden

ab. Der Pullman-Wagen ist mit eleganten Plüsch-Sophas ausgestattet, der Erste-Klasse-Wagen dagegen mit luftigen Rohrsitzen, was wir bei der Hitze und dem Staube, die in der mexikanischen Trockenzeit tagsüber herrschen, eigentlich viel angenehmer finden. Das Bahnpersonal trägt zwar mexikanische Kokarden an den Mützen, spricht aber durchweg Englisch, und der wichtige Pullman-Porter, der einem das Bett zurecht macht, die Kleider und Schuhe reinigt, den Tisch deckt, den Kaffee kocht rc., ist wie allenthalben in dem Unionsgebiete ein rabenschwarzer Vollblutneger.

Was unsere Mitreisenden anlangt, so bekunden auch diese, daß die Direktion des amerikanisch-mexikanischen Verkehrs in „Amerika“ bezw. in New York und Boston zu suchen ist, und daß sich Mexiko im allgemeinen ziemlich passiv dabei verhält. Es sind darunter vier oder fünf neuengländische Touristen, die eine einfache Lustfahrt nach Mexiko und dem Popocatepetl machen, so wie wir in Europa Lustfahrten nach Italien und nach den Alpen zu machen pflegen; ferner zwei oder drei nordstaatliche Geschäftsmänner, die sich in einer mexikanischen Bergbau- oder Handelsunternehmung engagirt haben; endlich zwei amerikanische Telegraphen-Beamte, denen die Leitung von mexikanischen Telegraphenstationen übertragen worden ist. Spanische Laute vernehmen wir nur aus dem Munde einer schönen Doña, die aus einem New Yorker Damenpensionate in ihre Heimath und ihren Verwandtenkreis zurückkehrt, sowie aus dem Munde der beiden schnurrbärtigen Kavaliere von castilianischem Typus, die sie begleiten. Von den zwölf Passagieren, die den Pullman-Wagen und den Ersten-Klassen-Wagen bevölkern, sind übrigens sieben mit Freibillets ausgestattet, wodurch sich die ohnehin schwache Einnahme der Eisenbahn-Kasse für den fraglichen Tag noch um 58 1/2 Prozent reduzirt. Die Liberalität, mit der die Direktion des Ferrocarril Central-Mexicano „free passes“ gewährt, entfließt augenscheinlich dem eifrigen Bestreben derselben, den Verkehr auf der Bahn soviel als nur irgend möglich in den Fluß zu bringen. An eine

höhere Entwicklungsfähigkeit des mexikanischen Wirthschaftslebens glaubt sie, und wenn in den Städten der Union eine nähere Bekanntschaft mit den mexikanischen Hülfsquellen und Naturschönheiten erzielt wird, so erachtet sie dies bereits für einen großen Gewinn.

Nachdem wir uns in dem Pullman-Car einigermaßen heimisch gemacht und über unsere Reisegefährten orientirt haben, begeben wir uns unserer Gewohnheit gemäß noch einmal hinaus auf den hinteren Austritt des Wagens, um vor dem Schlafengehen noch ein wenig frische Abendluft zu athmen und nebenbei von Nord-Mexiko zu sehen, was unter den gegebenen Umständen davon gesehen werden kann. Und siehe da, wir fühlen uns auf das Angenehmste überrascht. Das Dunkel, das auf der Landschaft lagert, ist bei weitem kein so vollkommenes, wie wir gefürchtet und wie die klugen Eisenbahnmänner berechnet haben. Der Vollmond leuchtet so klar und herrlich von dem wolkenlosen Himmel herab, daß wir das Sonnenlicht kaum vermissen, und ebenso entfalten auch die Sterne einen Glanz und ein Gefunkel, wie wir es nie zuvor geschaut haben — auch in Italien nicht. Die Umrißlinien der wildgezackten malerischen Berge, zwischen denen wir dahin eilen, heben sich von dem Abendhimmel beinahe noch schärfer ab wie von dem Tageshimmel, wie uns bedünken will, und ebenso auch die Umrißlinien der Mezquite-Sträucher, die die Berge und das Plateau bedecken. Selbst das blendende Weiß der hohen Flugsand-Hügel — der nordmexikanischen „Medanos" —, die weite Distrikte einnehmen, kommt ziemlich voll zur Geltung. Augenscheinlich ist es eine reine Dornengestrüpp- und Sand-Wüste, in der wir uns befinden. Aber indem wir die wunderbar schöne Nacht in derselben genießen, möchten wir die Menschen, die die Gegend bewohnen, fast beneiden. Ein solcher Himmel und eine solche Luft kann wohl für manches entschädigen, was die Erde versagt.

Bislang war diese Wüste der unbestrittene Tummelplatz der Apachen, des unbändigsten aller Indianervölker, und ab

und zu können wir wohl vermeinen, einen der wilden Krieger hinter einen Mezquitestrauch geduckt zu erblicken. Indem wir näher herankommen, erweist sich die Gestalt aber als eine harmlose Opuntie. Der Schienenweg hat sich auch den Apachen gegenüber als ein mächtiger Kultivator bewährt, und im allgemeinen halten sich die Wilden in respektvoller Ferne davon, wohl wissend, daß ihnen durch den Zauber, den das Dampfroß unter der Hand des weißen Mannes ausübt, in erhöhtem Maße Tod und Verderben und endliche Ausrottung droht. Ihre Schlupfwinkel in der Wüste, in denen sie das Fleisch der geraubten Rinder und Schafe zu ihren Mezquite-Bohnen und Eicheln verzehren, und von denen aus sie bis vor kurzem einen erfolgreichen Kampf um ihr Dasein mit den Kulturmenschen führten, sind ihren Feinden und Verfolgern gegenwärtig nicht mehr so unzugänglich wie früher. Wollten wir uns zu Pferde und ohne starke Bedeckung seitwärts von der Bahn in die Gebirge verlieren, so könnten wir den Haß, den die Rothhäute gegen die Blaßgesichter hegen, ohne Zweifel noch zu spüren bekommen. Die Bahn kreuzen die Apachen aber nur, wenn kein Zug in der Nähe ist.

Nachdem wir uns bis nach Mitternacht an der reinen Plateauluft gelabt und zur Genüge über die Beziehungen zwischen Land und Leuten in Nordmexiko nachgesonnen haben, begeben wir uns zur Ruhe. Ob wohl zwischen dem goldenen und silbernen Gefunkel an dem mexikanischen Himmel und zwischem dem goldenen und silbernen Gefunkel in den Schächten der mexikanischen Berge auch ein natürlicher innerer Zusammenhang besteht? Daß der Erzreichthum des Landes zu dem Vulkanismus desselben — zu seinem Porphyr- und Trachytausbrüchen — in enge ursächliche Beziehung zu bringen ist, ist ohne weiteres klar. Sollte das mexikanische Klima und die Durchträuktheit des Bodens mit Alkalien, die durch das Klima bedingt wird, aber gar nichts damit zu thun haben? Man bedenke namentlich, daß die herrschenden Verhältnisse in dieser

Beziehung wahrscheinlich bereits seit den tertiären Zeiten datiren, wenn auch mit gewissen Schwankungen.

Indem wir am nächsten Morgen erwachen, erblicken wir um uns herum noch dieselbe Chaparralwüste, dieselben Medanos und dieselben scharf geschnittenen vulkanischen Bergketten. Ein paar kleine Flüßchen, die von der Sierra Madre herabströmen, und denen entlang Oasen mit etwas Weideland liegen — der Rio de Santa Maria, der Rio Carmen und der Arroyo de las Varas — verrinnen in der Nähe der Bahn im Sande, und sind kaum noch im Stande, dem Dampfkessel der Lokomotive das nöthige Wasser zu liefern. Die Stationen an diesen Flüßchen — Carmen, Montezuma, Gallego, Encinillas — aber bestehen regelmäßig nur aus einer armseligen Bretterhütte, in der ein paar Chinesen Bahnwärterdienste verrichten.

Endlich gelangen wir an den Rio Chubisca, der dem Rio de los Conchos und mit diesem vereint dem Rio Grande del Norte zufließt, und damit haben wir eine ausgedehntere Oasengegend betreten. In ihr liegt Chihuahua, die Hauptstadt des gleichnamigen mexikanischen Bundesstaates, der bei einem Areal von 215 000 qkm nur ungefähr 180 000 Seelen zählt. Die Eisenbahn ist von Paso del Norte bis Gallego allmälig um 530 m emporgestiegen, um sich von Gallego bis Chihuahua wieder um 250 m hinabzusenken, ohne auf dem ganzen 360 km langen Wege auch nur eine einzige nennenswerthe Stromüberbrückung nöthig gehabt zu haben. Wenn mit der Bequemlichkeit der Eisenbahnanlage nur nicht die absolute Unfruchtbarkeit der Landschaft Hand in Hand ginge!

In Chihuahua machen wir einen längeren Halt, um die nordmexikanische Landschaft so viel als es uns auf unserer Rekognoscirungsfahrt möglich ist, etwas näher in Augenschein zu nehmen. Die Stadt besitzt zwei Stationen, da sie aber in mexikanischer Weise von beiden ziemlich weit abseits liegt, so haben wir uns nach einer Fahrgelegenheit in ihr Inneres

hinein umzusehen. An der ersten Station halten mehrere wild ausschauende Kutscher mit Fuhrwerken, die durch ihre rohe Bauart russische Reminiscenzen in uns wecken, und schon sind wir im Begriffe, uns und unsere Habseligkeiten einem derselben anzuvertrauen, da werden wir von einem unserer Mitreisenden bedeutet, daß an der anderen Station bequemere Verbindung mit der Stadt vorhanden sei. Wir warten also noch ein paar Minuten, und indem wir dem Wagen an der zweiten Station entsteigen, sind wir nicht wenig überrascht, einen Pferdebahnwagen von ebenso civilisirtem Aussehen wie in den „amerikanischen" und europäischen Hauptstädten zu unseren Diensten bereit stehen zu sehen. Wir spüren da wieder das Wehen des Yankee-Geistes in der mexikanischen Republik! Denn dieser ist es, der die Pferdeeisenbahn geradeso wie die Dampfeisenbahn geschaffen hat. Das Geleise, auf dem der Wagen sich bewegt, sieht etwas roh und provisorisch aus und ist augenscheinlich mit sehr geringen Mitteln hergestellt worden, wir gelangen auf demselben aber glatt und ohne Unfall bis vor unser Hotel. Da wir der einzige Fahrgast sind, so wie unser Zug der einzige von El Paso ankommende Zug an dem betreffenden Tage ist, so kann auch die Einnahme der Pferdebahngesellschaft unmöglich eine glänzende sein. Wir bezahlen an Fahrgeld nicht mehr als einen Real (ungefähr 50 Pfennige).

Das Hotel Sechez, bezw. das „Hotel Americano", in dem wir absteigen, ist ebenfalls eine Yankee-Schöpfung. Es ist, wie alle anderen Häuser Chihuahuas, „unter das Dach gebaut", und die sechs Fremdenzimmer, über die es verfügt, finden sich sämmtlich zu ebener Erde, um einen inneren Haupthof gruppirt, während um einen anstoßenden Nebenhof herum die Stallungen für Pferde und Maulthiere liegen. Das Gastzimmer, in das wir eintreten, nimmt mit dem großen Einfahrtsthore die Stirnseite des Gebäudes ein, und die Wände desselben sind mit einer Uebersichtskarte des Staates Chihuahua sowie mit einer Anzahl schlüpfriger Bilder dekorirt

— ähnlich wie man es in den Gasthäusern der Bergstädte des nordamerikanischen Felsengebirges beobachten kann. Mit der holden Weiblichkeit zu spekuliren, versteht der Yankee bekanntlich vortrefflich — unbeschadet der hohen Stellung, die er dem schönen Geschlechte im übrigen eingeräumt hat.

Der alte Wirth, der bis dahin apathisch in der Fensternische gelegen hat — die Füße selbstverständlich zu oberst —, begrüßt uns mit dem gewöhnlichen „How do you do?“ und bevor er uns unser Zimmer anweist, holt er eine Flasche von dem Brette hinter dem „Bar“ herunter, um uns als Willkommentrunk ein Glas Whisky mit Wasser zu präsentiren. Da unsere Zunge die mexikanische Trockenheit — das verhängnißvolle „tiempo de seca“ — schwer empfindet, so trinken wir, und dem amerikanischen Whisky lassen wir bald auch noch eine Flasche amerikanisches Bier, die wir mit sechs Realen (drei Mark) zu bezahlen haben, nachfolgen. Der Durst gedeiht ja in Mexiko ebenso gut wie in Texas, und die Yankees sind nach Kräften bemüht, ihn durch die Erzeugnisse ihrer Brauerei und Brennerei stillen zu helfen. Da die Mexikaner aber zunächst noch treu an ihren nationalen Getränken festhalten, so machen die Importeure auch damit keine besonderen Geschäfte. An Pulque — Agaven-Bier —, Mezcal — Agaven-Branntwein — sowie an kühlenden Fruchtwässern der verschiedensten Gattung müssen wohl gewaltige Quantitäten in dem Lande konsumirt werden, das konnten wir schon in Chihuahua allerwegen wahrnehmen.

Unser Zimmer spiegelt in jeder Beziehung die Anspruchs- und Bedürfnißlosigkeit der Durchschnitts-Mexikaner wider, und der Komfort, den es uns gewährt, ist ein sehr minimaler. Es soll offenbar zu nichts dienen als zur Nachtruhe. Die Wände sind weiß getüncht und kahl, die Stühle und der Tisch wackelig und zum Theil ohne die zum Feststehen erforderliche Zahl Beine, die Fensteröffnungen ohne Glasscheiben, das Bett ohne Sprungfedern 2c. Angenehm empfinden wir nur die Kühle, die in dem Raume herrscht. Dieselbe wird außer durch

die Erdgeschoß-Lage, die in dem halbtropischen mexikanischen Klima die einzig zweckmäßige ist, auch durch die Steinpflasterung des Fußbodens, die an Italien erinnert, bewirkt und erhalten.

Mit der sonstigen Verpflegung in dem Hotel, das streng „nach dem amerikanischen Plane" bewirthschaftet wird, und in dem wir also auch alle Mahlzeiten einnehmen, bezw. zu bezahlen haben, sind wir leidlich zufrieden, und der braune Bursche, der uns bei Tische bedient, thut seine Schuldigkeit ganz wacker. Auf besonderes Verlangen weiß er uns sogar eine Serviette zu verschaffen, die im allgemeinen als überflüssiger Luxus gilt. Im Umgange mit dem indianischen Aufwärter und ein paar einheimischen Tischgenossen, deren Auftreten uns lebhaft an die Weise des Philisteriums der deutschen Kleinstädte gemahnt, finden wir auch Gelegenheit, uns ein wenig in der spanischen Konversation zu üben.

Bei unseren Wanderungen in der Stadt sehen wir mancherlei, was uns auf das höchste interessirt.

Den Glanzpunkt bildet, wie in Paso del Norte und in sämmtlichen anderen mexikanischen Städten, die Kathedrale, deren Erbauung gegen 3½ Millionen Mark gekostet haben soll. Man darf diese stolze Kirche, die anderweit in einer Stadt von 25 000 Einwohner kaum denkbar wäre, und deren Thürme und Portale auf das reichste mit Arabesken und Statuen geschmückt sind, mit Fug und Recht als ein Symbol der allgewaltigen Priesterherrschaft ansehen, die einst auf dem mexikanischen Gemeinwesen lastete. Daß die Priester auch heute noch, wo ihnen ein liberales Regiment in einem sehr konsequent geführten Kulturkampfe die Spitze zu bieten sucht, einen großen Einfluß auf das Volk besitzen, verräth die große Zahl der Andächtigen, die beständig durch die Pforten der Kirche ein- und ausgehen. Der Kirchenglaube und der Fanatismus sind in Mexiko noch lange nicht todt, und wir sind aller Wahrscheinlichkeit nach der einzige Ketzer in dem kühlen Halbdunkel des Tempels, der statt niederzuknieen und zu beten,

— philosophische Länder- und Völkerkunde treibt. Daß wir hie und da Spuren von Lascivität gewahren, und daß die Kirchthüren mit Scharen von Bettlern belagert sind, haben wir nach dem über Paso del Norte Gesagten kaum nöthig besonders hervorzuheben. Manchem der Kirchgänger und mancher der Kirchgängerinnen möchten wir zurufen: Wasche Dich, ehe Du betest!

Nebenbei veranschaulicht uns die chihuahuensische Kirchenpracht ganz gut die Reichthümer, die seiner Zeit aus den Silberminen von Santa Eulalia, Santo Domingo, Cosihuirachi, Urigua, Batocecachi, Morelos, Batopilas und Parral zu Tage gefördert worden sind. Heute liegt der Bergbau der genannten Distrikte, die sämmtlich in der chihuahuensischen Sierra Madre gelegen sind, im allgemeinen sehr im argen — mehr durch das in die Schächte eingedrungene Wasser als durch die Erschöpfung der Gruben —, und heute würde man schon aus diesem Grunde einen ähnlichen Kirchenbau nicht ausführen können.

Vor der Kathedrale breitet sich die „Plaza" aus — eine Art öffentlicher Lustgarten, der mit Rosen, Akazien und anderem Strauchwerk bepflanzt und mit einem Springbrunnen sowie mit einem Musikpavillon geziert ist, und auf dem sich am Abende Arm und Reich zu ergehen pflegt. Hier findet man reiche Gelegenheit, mexikanische Volkstypen zu studiren: Damen in schwarzen Spitzenmantillas und arme Frauen in blaukattunenen Rebozos, ihre Cigaretten rauchend, Landleute und Bürger in reichverzierten „Mangas" (Mänteln) und Sombreros (Hüten), Leperos (Vagabunden) in zerrissenen „Frazadas" (wollenen Decken) ꝛc. Freilich nimmt die europäische Kleidung heutzutage unter der Stadtbevölkerung mächtig überhand, und streng halten eigentlich nur noch die Frauen und die Proleten an der malerischen Nationaltracht fest. Eines sehr starken Zuspruches erfreuen sich bei dem abendlichen Korsoschlendern auf der Plaza die Limonaden- und Pulqueverkäufer, die an den verschiedenen Ecken ihre Stände haben.

Gegenüber der Kathedrale befindet sich an der Plaza der Munizipalpalast — das Rathhaus —, der ebenso wie die anderen Häuser Chihuahua's nur ein Erdgeschoß besitzt, der aber nichtsdestoweniger mit seinem Arkadenvorbaue einen recht stattlichen Eindruck macht. Dasselbe möchten wir auch von dem Bankgebäude und von den zwei oder drei Häusern reicher Privatleute, welche die beiden anderen Seiten der Plaza einnehmen, behaupten. Die Dächer dieser Häuser sind wie diejenigen aller anderen flach und mit einer großen Zahl weit hervorspringender Regenabflußröhren versehen, was bei den sündfluthartigen Gewittergüssen, die in der nassen Jahreszeit — dem „tiempo de aguas“ — auf sie herabstürzen, wohl sehr nothwendig sein mag. Ihre allgemeine Anlage ist dieselbe wie bei unserem Hotel. Die Gemächer führen ohne Ausnahme auf den inneren Hof — den „Patio“ —, der in den besseren Häusern mit Palmen und Blattpflanzen geschmückt ist und gleichzeitig als Garten dient, und in das Ganze ist nur durch einen Haupteingang, der mit einem schweren Thore versehen ist, hineinzugelangen. Jedes Haus ist eine kleine Festung, könnte man sagen, und das gemahnt uns wieder an unser europäisches Mittelalter. Wie sollten die Besitzer von Geld und Gut bei der ewigen Bürgerkriegs- und Banditennoth, von der Mexiko während der letzten 75 Jahre heimgesucht worden ist, und unter der auch Chihuahua wiederholt schwer gelitten hat, nicht ängstlich darauf bedacht sein, sich gegen unerwartete Ueberfälle zu sichern! So weit die Häuser überhaupt nach der Straße hinaus Fenster haben, so weit sind dieselben mit starken Eisengittern versehen, und auch dies hat ohne Zweifel seine triftigen Gründe. Um die öffentliche Sicherheit war es eben bis vor kurzem in Mexiko nicht sehr glänzend bestellt.

Außer den Bauten an der Plaza sind in der Hauptstraße namentlich noch der neue Regierungspalast, in dem der Gouverneur des Staates haust, und die Münze — die Casa de Moneda — erwähnenswerth. In der letzteren wurde Miguel

Hidalgo, der Befreier Mexiko's, von den Spaniern gefangen gehalten, und nahe dem ersteren erfolgte am 31. Juli 1811 seine Hinrichtung, so daß sich an beide Gebäude zugleich auch große historische Erinnerungen knüpfen.

Sonst finden wir namentlich noch interessant den von hohen Mauern umschlossenen Markt — den „Mercado" —, in dem rauchende Indianerfrauen Früchte, Gemüse, getrocknetes Fleisch u. s. w. zum Verkaufe ausbieten, sowie den großen Aquaedukt, der die Wasserversorgung der Stadt von dem Chubisca-Flusse her vermittelt. Die Aquaedukte sind neben den Kathedralen begreiflicherweise immer die hervorragendsten Bauten in den mexikanischen Städten.

Unmittelbar hinter der Stadt befindet sich eine große Allee von stattlichen Alamosbäumen — die sogenannte „Alameda" —, und entlang dieser Allee fließt und plätschert das künstlich herbeigeleitete Wasser, daß es eine wahre Freude ist. Hier liegen auch — gleichfalls durch den großen Aquaedukt gespeist — die öffentlichen Bäder, und wir würden sehr geneigt gewesen sein, uns in dieselben hinein zu stürzen, wenn sie nicht schrecklich unsauber ausgesehen hätten. Unmittelbar neben den Bädern und an der Alameda lagen vor allen Dingen auch mehrere Hunde- und Katzenkadaver, und wenn dieselben infolge der Trockenheit der Luft auch keinerlei Verwesungsgeruch aushauchten, so erfüllte uns der Anblick doch mit Ekel. An ihrer Hauptpromenade und in der Nachbarschaft ihrer Bäder könnten die Herren Mexikaner unserer unmaßgeblichen Meinung nach wohl etwas besser auf Ordnung halten.

Indem wir uns am oberen Ende der Alameda seitwärts wenden, kommen wir hinab nach dem Flusse, der sich ein ziemlich tiefes Thal eingegraben hat, und dort gewinnen wir einen interessanten Einblick in das Gewerbe der Adobe-Ziegelei, das das wichtigste mexikanische Baumaterial liefert. In Chihuahua sind fast alle Häuser aus Adobe aufgeführt, und nur die Kathedrale, der Regierungspalast und zwei oder drei

andere Häuser bestehen aus trachytischem Tuff, der in der Nähe der Stadt gebrochen wird. Das Verfahren bei der Herstellung der Ziegel ist demjenigen, das in unseren heimischen Ziegeleien üblich ist, ziemlich ähnlich, nur thut die Arbeit der Hände und Füße hin- und hertrippelnder Indianer Alles bei der Zubereitung und Formung des Lehmes, und die Trocknung und Festigung überläßt man statt dem Ofen der Luft. Daß die Luft in Mexiko mehr vermag als bei uns, versteht sich von selbst.

Nahe dem Flusse sehen wir eine größere Schar Männer unter starker Militärbedeckung an der Besserung einer Straße arbeiten, und auf Befragen erfahren wir, daß es Insassen des chihuahuensischen Zuchthauses sind, die in dieser Weise an der freien Luft beschäftigt werden. Ganz heilsam und nützlich, wie wir denken! Wahre Galgengesichter sehen wir genug darunter, aber denen begegnet man in Mexiko auch anderweit.

Zurückgekehrt in die Nähe der Plaza, treten wir in eine Buchhandlung ein — die einzige des Ortes —, denn wir möchten uns gern etwas Literatur und Kartenmaterial über den Staat und die Stadt Chihuahua verschaffen. Der Besitzer des Geschäftes ist wieder — ein Yankee. Was er uns vorlegt, ist aber über alle Begriffe dürftig, und im allgemeinen erfahren wir von dem Manne nichts, als was wir vorher auch schon gewußt haben: daß nämlich Nord-Mexiko noch in einem sehr hohen Grade eine wissenschaftliche terra incognita ist. Sehr hübsch sind die Ansichten von städtischen Bauten und Gebäudekomplexen, die wir erhalten. Der Kunst des Photographen sind eben die nordmexikanischen Lichtverhältnisse ganz außerordentlich günstig.

35.

Naturästhetische und wirthschaftsgeographische Würdigung der Gegend von Chihuahua. Eine nordmexikanische Musterhacienda. Deutsche Kulturarbeit in Mexiko.

Betrachtet man die Lage Chihuahua's von naturästhetischem Standpunkte, so wird man nicht umhin können, derselben das Prädikat „prachtvoll schön" beizulegen. Die vielgestaltigen vulkanischen Bergzüge, die die Stadt im Osten und Westen umgeben, und die nur eine geräumige Thalebene an dem Chubisca=Flusse sowie eine breite Passage für die Eisenbahn zwischen sich frei lassen, sind überaus malerisch, und der dreizackige „Coronel" insbesondere, dem man seiner Gestalt nach noch tagtäglich einen neuen Ausbruch gluthflüssiger Massen zutrauen könnte, erhebt sein Haupt ebenso stattlich unmittelbar über Chihuahua, wie der Vesuv das seinige über Neapel. Zu der südwestlichen Alleghany=Landschaft mit ihren ungegliederten, gleichförmigen Mauern und mit ihren langgestreckten, flachen Rücken steht diese mexikanische Berglandschaft in dem denkbar schroffsten Gegensatze. Man sieht ihr auf den ersten Blick an, daß die geologischen Agentien in ganz anderer Weise an ihr gearbeitet haben müssen: die Bodenschichten nicht vorwiegend in ruhige, regelmäßige Falten legend, sondern sie steil aufrichtend und regellos verwerfend, sie mit gewaltsamen Aschen= und Lava=Eruptionen durchbrechend und überdeckend, und die so entstandenen Erhebungen in der Zeit der Regen — unbeirrt und ungehemmt von einem dichten Pflanzenkleide — in allen denkbaren Richtungen zerwühlend und zerreißend. Es ist ein Bild, das einen Künstler unbedingt begeistern muß. Im höchsten Grade malerisch und zugleich im höchsten Grade erquickend erscheint einem sodann auch das Baumgrün des Alamos, in das die Stadt hineingebaut ist, namentlich wenn man das Thal von dem Abhange des genannten Berges aus überblickt.

Wirthschaftsgeographisch ist das Bild im allgemeinen viel

weniger tröstlich. Zur Entstehung reicher Fruchtlandschaften, wie es anderweit auf Erden in der Nachbarschaft von Feuerbergen der Fall zu sein pflegt — in Italien, in Deutschland u. s. w. —, hat der Vulkanismus in dieser Gegend freiwillig nicht geführt. Die Bergabhänge, an denen wir emporsteigen, sind fast vollkommen kahl, und allenthalben starrt uns der graue, todte Fels — vorherrschend Andesit und Andesit-Tuff — entgegen. Derselbe ist zwar an der Oberfläche sehr morsch und bröckelig, und er zeigt uns durch diese Eigenthümlichkeit deutlich genug, daß auch das nordmexikanische Klima eine bedeutende Verwitterungskraft besitzen muß, aber eine nennenswerthe Vegetation irgend welcher Art trägt er nicht. Soweit er in den Schluchten — den sogenannten Barrancas —, die ihn kreuz und quer durchsetzen, dereinst etwa niederes Lebenseichen- und Kiefergestrüpp getragen haben sollte, so ist dasselbe durch den Brennholzbedarf der Hüttenwerke und Haushaltungen in der Nähe der Stadt gründlich ausgerottet worden. Auch der graubraune Boden der Ebene aber, der sich aus den Zersetzungsprodukten der vulkanischen Felsen gebildet hat, ist während der langen Trockenzeit von den heißen Sonnenstrahlen so hart gebrannt worden wie Adobe, und wenn man ihn anschaut und anfühlt, so glaubt man nicht, daß daraus jemals pflanzliches Leben hervorsprießen kann. Die Esel- und Maulthiere, die wir darauf ihr Futter suchen sehen, möchten wir auf das tiefste bemitleiden. Indessen trägt der Thalboden doch einen ziemlich dichten Wuchs von dornigen Mimosen und Euphorbiaceen sowie von Cacteen, den bekannten Charakterpflanzen des Chaparral, und auch an allerlei zierlichen Blümchen, die denjenigen von El Paso nahe verwandt sind — wir legen namentlich wieder eine Reihe von Synantheren und Labiaten in unser Herbarium ein — fehlt es nicht vollständig. Und sobald die Gewittergüsse der Regenzeit beginnen und die steinharte oberflächliche Schicht des Bodens durch die Einwirkung der warmen Fluth aus den Wolken aufgeweicht wird, so genügen

wenige Tage, um die Zahl der letzteren zu einer sehr gewaltigen zu machen und dem grünen Gesträuche einen außerordentlich farbenreichen Untergrund zu geben. Das trat uns überzeugend genug vor die Augen, als wir die Gegend von Chihuahua einen Monat später unter Donner und Blitz und strömendem Regen zum zweiten male betraten. Alles in allem dürfte man das Gebiet des Conchos und seiner Nebenflüsse bezüglich der natürlichen Produktionskraft doch vielleicht noch höher zu stellen haben, als das westliche Texas. Die stärkere Verschmälerung des Kontinentes und die reichere vertikale Gliederung, sowie auch die größere Aequatornähe verfehlen bezüglich der Reichlichkeit und Regelmäßigkeit der Niederschläge nicht völlig, ihre günstige Wirkung geltend zu machen. Nur den perennirenden Gewächsen ist die Existenz auch in dem Conchos- und Chubisca-Gebiete auf das äußerste erschwert, und von ihnen überdauern die lange Trockenzeit, die an der fraglichen Gegend des öfteren acht Monate anhält, nur einige besonders organisirte Arten — wenn anders der Mensch sie nicht in seine sorgsame Pflege nimmt und sie auch in der Zeit der Dürre mit Wasser versorgt.

Von den Wundern, die die künstliche Bewässerung in einem wüstenhaften Landstriche zu thun vermag, sehen wir in und bei Chihuahua viel handgreiflichere Spuren, als wir sie in West-Texas gewahren konnten. Auf die hohen, breitkronigen Alamos der städtischen Promenade haben wir bereits hingewiesen. Es erübrigt uns aber namentlich noch, der zahlreichen großen Haziendas zu gedenken, die in größerer oder kleinerer Entfernung rings um die Stadt herum liegen.

Um uns in diese und in die auf ihnen betriebene Landwirthschaft einen genaueren Einblick zu verschaffen, wenden wir uns ohne weitere Umstände an den größten der nordamerikanischen Hazendados, der auf Spanisch Don Henrique Muller, auf gut Deutsch aber Herr Heinreich Müller heißt, und der uns wieder einmal eine hübsche Illustration zu der Thatsache liefert, daß deutscher Fleiß und deutscher Unter-

nehmungsgeist in den transozeanischen Ländern unter einigermaßen günstigen Verhältnissen manches vor sich zu bringen vermögen. Der besagte Herr Müller besitzt nicht bloß in der Stadt das schönste und besteingerichtete Privathaus an der Plaza, sondern draußen vor den Thoren nennt er ganze Gebirgsketten und Stromsysteme sein eigen, und insgesammt gebietet er über Land und Leute auf nicht weniger als 15 000 Quadratkilometern, — also auf einer Fläche, die diejenige des Königreiches Sachsen noch sehr beträchtlich übertrifft. Da es sich bei seinen Besitzungen in der Hauptsache um Dornenstrauch-Wüste und Flugsandstrecken sowie um ödes Felsengebirge handelt, so sagt die angegebene Zahl allerdings bei weitem nicht so viel, als sie zu sagen scheint, immerhin ist der Besitz des Herrn Müller aber auch seiner Qualität nach ansehnlich genug, und man darf denselben ganz wohl einem kleinen deutschen Fürstenthume vergleichen. In der Nähe von Chihuahua hat Herr Müller Tausende von Ackern mit Weizen bestellt, und auf den Weidegründen am Rio de Santa Clara und Rio de Santa Maria läßt er Tausende und Abertausende von Rindern, Pferden und Schafen grasen. Mit Hülfe seiner Hirten — der bekannten „Vaqueros“ — hat er auch gegen die Apachen, die seine Herden bedrohen, öfters förmliche kleine Kriege auf seine eigene Hand zu führen. Daß er an den nordamerikanischen Silberbergwerken ebenfalls einen sehr hervorragenden Antheil hat, ist selbstverständlich.

Wir sind zwar mit keinerlei Einführungs- und Empfehlungsschreiben an den genannten Herrn versehen, aber wir rechnen darauf, daß er mexikanische Gastfreundschaft üben und nebenbei auch etwas landsmännische Gesinnung bewahrt haben wird. Und wir haben uns nicht getäuscht. Auf unser Klopfen öffnet sich die schwere Thür seines Hauses, und nachdem wir unsere Karte abgegeben haben, erscheint der nordmexikanische Grandseigneur ohne Verzug, und wir werden unter den Arkaden seines palmengeschmückten Patio beim Dufte einer Havana-Cigarre alsbald in eine äußerst instruktive Unter-

haltung über nordmexikanische Natur- und Kulturverhältnisse mit ihm verwickelt. Da Herr Müller nahezu ein Menschenalter in Mexiko wohnt und sich lediglich durch seine Intelligenz und Thatkraft zu dem emporgearbeitet hat, was er ist, so bewährt er sich uns als ein vorzüglicher Kenner und Beurtheiler des Landes, und wir schulden ihm für das, was er uns mittheilt, dauernden Dank. Persönlich ist es dem genannten Herrn nicht ganz wohl zu muthe, als man seinem Reichthume nach vermuthen möchte. Einer seiner erwachsenen Söhne ist bereits an der Lungenschwindsucht gestorben, und ein anderer — der letzte — geht angesichts der schönen Palmen des Patio im Lehnstuhle liegend durch dieselbe schreckliche Krankheit sichtbar seiner Auflösung entgegen. Herr Müller meint, daß das nordmexikanische Klima daran schuld sei. Von plötzlichen Temperaturstürzen durch hereinbrechende „Northers" bleibt eben auch Chihuahua nicht verschont, und die Staubstürme sind daselbst in der Trockenzeit häufig genug genau so furchtbar wie bei der gerühmten Gesundheitsstation El Paso. Dazu kommt dann noch die geringe Dichtigkeit der Plateauluft. Infolge des Unsternes, der über seinem Hause waltet, ist auch der alte Herr nichts weniger als Optimist hinsichtlich seines Adoptiv-Vaterlandes. Nichtsdestoweniger lautet das, was wir über die Kulturfähigkeit desselben aus seinem Munde vernehmen, im allgemeinen sehr ermuthigend und hoffnungsvoll. Wenn die Ruhe und Ordnung, die unter Porfirio Diaz zu herrschen begonnen hat, eine definitive ist, so kann ein höherer Aufschwung nicht ausbleiben, meint er.

Da wir in dem fremden Lande im allgemeinen noch lieber die Dinge selbst sehen, als von ihnen reden hören, so ist es uns sehr angenehm, daß wir im Laufe des Gespräches von Herrn Müller aufgefordert werden, mit ihm zusammen eine kleine Inspektionstour nach einem Theile seiner Besitzungen und Kulturen zu unternehmen. Wir finden uns zur festgesetzten Stunde ein, wir besteigen einen bereit stehenden „Buggy" von amerikanischer Art — wieder ein bemerkens-

werthes Stück „Amerika“ auf dem mexikanischen Boden, wie wir glauben —, und auf ungemein staubiger Landstraße geht es in flotter Fahrt hinaus nach der Müller'schen Haupt-Hazienda, die etwa 12 km von der Stadt abseits liegt.

Das Erste, was wir auf unserer Expedition in Augenschein nehmen, ist der große Bewässerungskanal, der von dem Chubisca-Flusse hinüberführt nach der weiten Thalbucht, die es zu befruchten gilt. Derselbe ist gegen 15 km lang, und er führt in reichlicherer Menge klares Wasser, als die Dürre ringsherum voraussetzen läßt. Da das letztere seine befruchtende Kraft aber in unwillkommener Weise bereits in dem Kanalbette geltend macht, so sehen wir eine große Zahl indianische und halbindianische Arbeiter damit beschäftigt, Algen und andere Wasserpflanzen, die in ihm wuchern, und die ihn in kurzer Zeit zu verstopfen drohen, daraus zu entfernen. Herr Müller lobt uns die Leute ebenso wie seine übrigen Feldarbeiter als tüchtig und fleißig, und er zahlt ihnen für die Regel einen Tagelohn von 4 Realen (ungefähr 2 Mk.), wobei sie sich aber selbst zu beköstigen haben. Unsere Frage, ob er die Indianerarbeit der Negerarbeit — mit der er von Missouri her wohl vertraut ist — vorziehe, bejaht er. Der Bewässerungskanal, an dem das ganze Wohl und Wehe der Landschaft hängt, ist übrigens nicht von seinem gegenwärtigen Besitzer, sondern von den Jesuiten, die die Hazienda einst besaßen, und die ihren Erben neben manchem Uebel auch manches Gute hinterlassen haben, angelegt worden. Seine Instandhaltung nur fällt jenem zur Last, und dieselbe ist durch das üppige Wuchern der Wasserpflanzen sowie durch das Hineinschwemmen von Sand- und Schlammmassen während der Regenzeit keineswegs leicht. Sie zu bewerkstelligen kann nur durch den Aufwand bedeutender Mittel gelingen, und mexikanische Landwirthe, die nicht Millionäre sind, wie Herr Müller, werden sich aus diesem Grunde bezüglich der Wasserökonomie immer zu größeren Verbänden zusammen zu thun haben. Von dem Reservoir-Systeme, durch das ohne Zweifel

noch viel größere Mengen von Wasser für die Trockenzeit aufgespeichert werden können, das wir aber bei Chihuahua noch nirgends in Anwendung gebracht sahen, würde ganz dasselbe gelten. Sollten sich auf dem mexikanischen Tafellande, das rings von hohen Gebirgen umgeben ist, und das in regelmäßigen Perioden so reichlich von Niederschlägen benetzt wird, übrigens nicht auch artesische Brunnen ebenso glänzend bewähren wie in Algerien? Die Friedens- und Ordnungs-Aera, die gegenwärtig über das Land hineingebrochen zu sein scheint, wird hoffentlich auch in dieser Beziehung ihre guten Früchte tragen. Unser Gewährsmann ist gleich uns der Meinung, daß der modernen Technik hinsichtlich der künstlichen Irrigation Nord-Mexikos noch ein sehr weites und aussichtsvolles Feld offen stehe. Die Reservoire, von denen wir redeten, und die sich auf dem Plateau von Dekhan so ausgezeichnet bewähren, müßten angesichts der Wucht, mit der die Gewittergüsse der Regenzeit eintreten, freilich ungeheuer fest gebaut werden. Immerhin scheint uns ihre Anlage in der Südhälfte des Staates Chihuahua sowie in Coahuila, Durango, Sonora u. s. w. viel thunlicher als in West-Texas — besonders der reicheren Gliederung des Terrains wegen. Neigen doch die nordmexikanischen Ströme zu einem großen Theile schon von Natur dazu, Seen zu bilden! Und gilt es doch eigentlich nur, die vorhandenen Barrièren und Dämme, die dem Wasser den allzuraschen Abfluß nach dem Meere wehren, an gewissen Punkten zu vervollständigen!

Das Hauptgebäude der Müller'schen Hazienda ist neu und aus einem ähnlichen vulkanischen Tuffgesteine aufgeführt wie die früher genannten Gebäude der Stadt. Mehr noch als diese scheint es aber durch seine Bauart — durch seine mächtigen Eckthürme und durch seinen fest umschlossenen inneren Hof — darauf berechnet zu sein, allenfalls auch einen feindlichen Sturm und eine Belagerung aushalten zu können. Wenn man bedenkt, daß die besser situirte mexikanische Landbevölkerung den Brandschatzungen von Freischärler- und Räu-

verbanden bis vor kurzem in einem noch viel höheren Grade ausgesetzt war als die Stadtbevölkerung, so findet man dies wohl begreiflich. Von den Apachen, mit denen Herr Müller anderweit mehr als einmal in unliebsame Berührung gekommen ist, und von denen er uns mancherlei zu erzählen weiß, steht an diesem Punkte, der hart an der Eisenbahn gelegen ist, nichts mehr zu befürchten.

In einiger Entfernung von dem burgähnlichen Herrenhause stehen die ausgedehnten Wirthschaftsgebäude sowie die kleinen Arbeiter- und Beamtenwohnungen, und der ganze Gebäudekomplex trägt auf diese Weise eine ähnliche aristokratische Gliederung zur Schau, wie wir sie bei unseren Rittergütern zu beobachten gewöhnt sind.

Die rückhaltsloseste Bewunderung zwingt uns die große Gartenanlage neben dem Hauptgebäude ab. Dieselbe steht unter einem Gärtner aus Ostpreußen, der seine Schuldigkeit in der wackersten Weise zu thun scheint, und es werden in ihr die mannigfaltigsten Akklimatisationsversuche mit edlen Obstsorten und Handelsgewächsen aus Nord- und Süd-Europa gemacht, an denen Herr Müller das eingehendste Interesse nimmt. Eine ganze Reihe von den Versuchen scheint auch recht gut zu glücken, wenngleich sich über die Mehrzahl der Jugend der Anlage wegen zunächst nichts Endgültiges sagen läßt. Am wenigsten wollte bisher die Kultur des Weinstockes gelingen, besonders weil ein kleiner Kerf regelmäßig seine jungen Blätter und Triebe und ein anderes Insekt seine Blüthen zerstörte. Die Bewässerung der Pflanzen geschieht in dem Garten nach einer ähnlichen Methode, wie man sie in der lombardischen Ebene anwendet. Man läßt das Wasser durch kleine Seitenkanäle aus dem Hauptkanale täglich ein- oder zweimal über die einzelnen Beete dahin rieseln. Nebenbei arbeiten der Gärtner und seine Gehülfen aber auch eifrig mit dem Schlauche und der Spritze. Bei der herrlichen Baumblüthe und bei dem Blumenflore, der unser Auge erfreut, ge-

denken wir unwillkürlich der fernen Heimath in dem gesegneten Dresdener Thalkessel.

Was die Weizen- und Gersten- und Bohnenfelder betrifft, die sich unabsehbar hinter der Häusergruppe der Hazienda ausbreiten, so prangen diese auf dieselbe Art wie der Garten im frischesten Grün, und Herr Müller versichert uns, daß sie ihm einen sicheren und reichen Ertrag zu gewähren pflegen. Ihre Bestellung geschieht zum Theil mit Hülfe von amerikanischen Maschinen.

Wir gestehen, daß uns das Stück Kulturarbeit, das wir da in Nord-Mexiko von deutschen Landsleuten verrichten sahen, mit einem hohen Grade von freudiger Genugthuung erfüllte. Würden andere Deutsche in ähnlicher Weise auf dem mexikanischen Hochplateau vorgehen — mit großen Mitteln und mit genauer Berücksichtigung der Landesnatur —, so dürfte man ihnen vielleicht ähnliche schöne Erfolge mit ziemlicher Sicherheit voraussagen können. Würden sie den Göttern für das Glück, das ihnen blüht, auch ähnliche schwere Opfer darzubringen haben, wie unser Gastfreund?

Auf dem Rückwege nach der Stadt begegnen uns zahlreiche Arbeiter — Männer und Frauen —, die auf Eseln und Maulthieren nach Hause reiten, nachdem sie ihr Tagewerk vollbracht haben. Dieselben grüßen uns in spanischer Sprache, und von einigen läßt sich Herr Müller kurzen Bericht über den Stand der Arbeiten erstatten. Aus zwei leichten Wägelchen, die an uns vorüberfahren, tönt uns dagegen zu unserer Verwunderung vertrauter deutscher Gruß entgegen, und wir erfahren auf unser Befragen, daß die Insassen deutsche Kaufleute sind, die ebenfalls in Chihuahua wohnhaft sind, und die in dieser Weise ihre Kundschaft auf dem platten Lande heimsuchen, um ihre Schnitt- und Kurzwaaren unter sie zu vertreiben. Auch sie sollen mit dem Gange ihrer Geschäfte im allgemeinen zufrieden sein und in recht guten Verhältnissen leben.

Es sind dies friedliche Bilder, aus denen man ersehen

kann, welche Kräfte in Nord-Mexiko am Werke sind, um dasselbe womöglich einer besseren Zukunft entgegenzuführen.

Auf unseren einsamen Wanderungen in der Umgebung von Chihuahua, die im wesentlichen naturwissenschaftlichen Studien gewidmet waren, stießen wir wohl dann und wann auf einen wildausschauenden Burschen, den wir für einen Banditen hätten halten können. Niemals aber sahen wir uns von einem wirklichen Banditen bedroht, und unseren Revolver konnten wir immer ruhig in dem Gurte stecken lassen. Sich ganz unbewaffnet außerhalb des Weichbildes der Stadt zu entfernen, würden wir trotzdem zuvörderst noch niemandem rathen.

36.

Von Chihuahua nach Zacatecas. Die Armuth der Gegend. Die Lage des mexikanischen Bergbaues. Die Stadt Zacatecas. Die Thäler von Agues Calientes und Queretaro.

An einem mexikanischen Märzmorgen, der sonnenwarm und klar ist wie ein deutscher Julimorgen, brechen wir von Chihuahua auf, um unsere Südfahrt weiter fortzusetzen.

Unsere Reisegesellschaft, die mit uns zusammen in den Eisenbahnzug steigt, besteht aus einem schwarzbärtigen Herrn in grauem Staubmantel — die Staubmäntel sind in Mexiko nothwendigere Reise-Ausrüstungsstücke als anderweit auf Erden —, und da der große Wagen erster Klasse zwischen El Paso und Chihuahua keine menschliche Seele beherbergt hat, so finden wir zwei darin mehr als hinreichenden Raum. Anfangs halten wir uns abseits von einander, denn keiner weiß, weß Geistes und Landes Kind der andere ist. Allmälig, nachdem wir ein paar Stunden gefahren sind, ohne daß ein Dritter hinzugestiegen wäre, kommen wir aber zu der Ueberzeugung, daß es civilisirter und angenehmer ist, wenn der Mensch sich zum Menschen gesellt. Wir rücken also einander näher, wir machen wechselweise eine kurze Bemerkung

über die Gegend und über den vom Zuge aufgewirbelten Staub, und es dauert nur wenige Minuten, so sind wir im lebhaftesten Gedankenaustausche mit einander. Mit unserem Spanisch geht es zwar holperig, aber unser Reisegefährte spricht geläufig Französisch, und so bietet sich das Mittel, durch welches wir uns bequem auseinander zu setzen vermögen, ganz von selbst. Auf einen lateinischen Amerikaner, der Deutsch versteht, stößt man äußerst selten, dagegen gilt das Französische, wie es bei uns früher war, als der Stempel wahrer Bildung unter ihnen, und wenn man bedenkt, wie nahe das betreffende Idiom ihrem eigenen verwandt ist, so nimmt einem das wohl nicht weiter wunder. Mehr Sinn und Verstand hat es jedenfalls, als wenn die europäischen Slaven und insonderheit die Russen, vor Bildungsdünkel nicht wissen wo aus noch ein, sobald sie ein wenig französisch plärren gelernt haben.

Da unser Reisegefährte mexikanischer Regierungs-Ingenieur ist, und in offizieller Mission viel in dem Lande hin und her reist, so erfahren wir von ihm mancherlei, was uns neu und interessant ist, und gleichzeitig bietet sich uns auch reichlich Gelegenheit, unsere eigenen Anschauungen und Auffassungen bei ihm eine Kritik passiren zu lassen, die wir als sachverständig anerkennen müssen. Wenn der Mann nichts weniger als de- und wehmüthig, sondern im Gegentheile sehr stolz und zuversichtlich von den Aussichten seines Landes spricht, so dürfen wir dabei freilich nicht vergessen, daß spanisches Blut in seinen Adern fließt. „Alles ist im Aufschwunge bei uns", meint er, „das Bergwesen, die Viehzucht, die Bodenbewirthschaftung, die Industrie, der Straßen- und Eisenbahnbau, — und Alles wird bald noch viel mehr in Aufschwung kommen." Sollten dies wieder bloß volltönende Worte sein?

Draußen vor den Fenstern liegt ebenso öde Dornenwüste, wie wir sie rings um Chihuahua kennen gelernt haben, und dieselbe erscheint uns um so trostloser, als die schönen vulkanischen Berge südlich von dem chihuahuensischen Kessel

weiter und weiter aus einander weichen, bis sie endlich unseren Blicken vollkommen entschwinden. Alles in der Landschaft ist grau in grau gefärbt: der Porphyrtuff und Kalkstein, der in der Ebene geradeso nackt und hart zu Tage steht wie an den Berggehängen, der Staub und der lockere Boden, der den Fels stellenweise überdeckt, und ebenso das niedere Mimosen-Gestrüpp, die Kaktusgewächse und die Yuccas, die in dem Boden wurzeln. Nur der Himmel, der sich über Allem wölbt, ist blau.

Ab und zu kreuzen wir auf eiserner Brücke einen Strom, der von der Sierra Madre herab kommt — den Pedro, den Conchos, den Florido —, und dann gewahren wir auch regelmäßig die deutlichsten Spuren von der lebenschaffenden Kraft des Wassers. Das Grün der Weizensaaten leuchtet dann aus dem allgemeinen Grau doppelt freundlich heraus, und die Alamos erheben ihre Kronen doppelt stattlich empor. Wie schade, daß das Bild des Lebens immer ein sehr eng umrahmtes ist, und daß es immer sehr schnell wieder dem Bilde des Todes Platz macht! Die genannten Ströme ähneln übrigens in ihrem Charakter durchaus dem Rio Grande; sie haben ein ungeheuer breites Bett, dasselbe ist aber in der Hauptsache nur mit grobem Steingeröll gefüllt, und die Wasserader, die in der Mitte oder an der Seite gen Osten rinnt, ist in der Trockenzeit eine außerordentlich spärliche und dünne. In der Regenzeit gewähren die Ströme ohne Zweifel einen ganz anderen Anblick, das verkünden die Geröllmassen vernehmlich genug. Welche gewaltige Menschenkraft würde aber wohl erforderlich sein, die Unbändigen alsdann zu zähmen und sie zu zwingen, statt kulturverheerend kulturfördernd zu wirken! Stauende Dämme von gewöhnlicher Stärke würden sie zerbrechen wie Kinderspielzeug.

Die Ortschaften, an denen wir vorbei kommen — Ortiz, Santa Rosalia und Jimenez — sehen ebenfalls nicht gerade nach wirthschaftlichem Wohlstande und nach kulturellem Aufschwunge aus. Sie bestehen aus niederen Adobe-Hütten, wie

Paso del Norte, und an die Stattlichkeit von Chihuahua reichen sie nicht von ferne heran. Wie viel die genannten Städtchen von dem fließenden Wasser befürchten, und wie wenig sie davon für ihr Gedeihen erhoffen, das scheinen sie uns vor allen Dingen dadurch zu bekunden, daß sie sämmtlich von den genannten Strömen weit abseits liegen. Die künstlichen Bewässerungsanlagen sind bei Santa Rosalia, das im Thale des Rio de los Conchos liegt, am ausgedehntesten, und dort fehlt es infolgedessen auch nicht an blühenden Fruchtgärten. Ob unter den obwaltenden Verhältnissen die heißen Quellen, die bei Santa Rosalia dem Boden entquellen, jemals dazu führen werden, dasselbe zu einem besuchten Badeorte zu machen, möchten wir aber bezweifeln. Dergleichen Nachwirkungen des Vulkanismus sind in Mexiko gar zu häufig, und zum Theil liegen sie in viel besseren Gegenden. Das Wasser allein thut es nicht! heißt es eben bei den Kurorten wie bei den Kurgästen.

Daß die Stationsgebäude der genannten Städte keine Paläste sind, sondern rohe Bretterschuppen und baufällig gewordene, abgetakelte Eisenbahnwagen, begreift man, und ebenso auch, daß die Mahlzeiten, die uns darin servirt werden — im allgemeinen noch à l'américaine, und nur hie und da von mexikanischen „frijoles“ (Bohnen) und „chile“ (spanischem Pfeffer) begleitet — von sehr mittelmäßiger Qualität sind. Der Preis der letzteren beträgt einen Dollar, ist also höher als in den „amerikanischen“ Eisenbahnstationen.

Auch das Volksleben endlich, das sich an den Zug herandrängt, gibt uns Anlaß den Worten des Gefährten bis zu einem gewissen Grade zu mißtrauen. Schon daß so viele Leute Muße finden, herbeizueilen, sobald der Zug in die Station einläuft — herbeizueilen ohne mitfahren zu wollen — däucht uns bedenklich. Was treibt sie denn eigentlich her? Zum Theil spähen sie nach einer Gelegenheit, die Fremden zu bestehlen, denn sonst würde der Kondukteur den Wagen nicht so sorgfältig verschließen, sobald wir ihn auf eine Viertel-

stunde verlassen. Im Norden des Rio Grande ist man solche Vorsicht ganz und gar nicht gewöhnt! Zum Theil wollen sie betteln, und um ihres Erfolges sicher zu sein, stellen sie uns in aufdringlichster und unverschämtester Weise ihre Krankheiten und Gebrechen sowie ihren Schmutz und ihre Lumpen zur Schau. Zum Theil bieten sie Eßwaaren und allerlei kleinen Tand — Flechtwerk, Thonfiguren, Schmucksachen u. s. w. — feil, um daran einen Quartillo (1/4 Real) zu verdienen. Zum Theil endlich ist es nichts als Neugierde und Hang zum Nichtsthun, wenn sie ihr Tagewerk verlassen. Bunt und interessant ist das Bild natürlich, das läßt sich nicht bestreiten, und Figuren, die für Mexiko typisch sind, beobachten wir auch bei dieser Gelegenheit wieder die Menge: Leperos (Bettler), Arrieros (Maulthiertreiber), Rancheros (Farmer), sanftäugige Indianermädchen mit dampfenden Cigarretten im Munde u. s. w.

Reicheres Land und reichere Leute erwarten wir zu sehen, sobald wir bei Corallitos die Bodenschwelle überschritten haben, die das Conchosbecken von dem sogenannten Lagunendistrikte scheidet. In der Nachbarschaft der kleinen Salzseen, nach denen diese Gegend benannt ist — der Laguna de Tlahualila, der Laguna del Caiman und der Laguna de Parras — finden sich ja sowohl die bedeutendsten Baumwollenkulturen als auch der bedeutendste Weinbau Nord-Mexikos. Auf dem weitaus größten Theile der Fläche, die wir von Mapimi aus überschauen, hat die lange Trockenzeit aber auch hier alles Pflanzenleben ertödtet und versengt, und was wir auf dem Boden gewahren, ist Soda und Salz sowie eine Art natürliches Heu aus Alkalipflanzen, das freilich keinem Hausthiere als Futter dienen kann. Zur Zeit der Regen füllen sich die genannten Lagunen aber zum Ueberlaufen, und dann sprießt aus dem dürren Wurzelwerke der überschwemmten Ebene neues Grün hervor. Die abgestorbenen Pflanzen können ebenso zur Sodabereitung dienen wie die direkten Ausblühungen des Bodens, und in einem gewissen Umfange wird diese Industrie thatsächlich betrieben, wenngleich

der mexikanische Seifenbedarf im allgemeinen kein sehr starker ist. Namhaftere Kulturen finden sich auch in dem Lagunendistrikte nur oasenartig, und am zahlreichsten sind dieselben bei Lerdo, das an dem bedeutendsten Flusse, der die Lagunen speist — am Rio Nazas —, gelegen ist.

Von dieser Station aus steigt das Gelände wieder stärker und stärker, um endlich bei Zacatecas — 436 km weiter — eine der bedeutendsten Höhen zu erreichen, die die südamerikanisch = mexikanische Schienenstraße zu erklimmen hat. Lerdo liegt nur 1116 m über dem Meeresspiegel, Zacatecas dagegen 2452 m, es gilt also im Durchschnitt etwa drei Meter Steigung auf jedem Kilometer zu überwinden. Trotzdem war auch auf dieser Strecke der Eisenbahnbau leicht, und vor allen Dingen war auch selbst hier nicht eine einzige Tunnelirung zu bewerkstelligen.

Im übrigen gehört der ganze Plateauhang noch vollständig der abflußlosen Centralregion Mexikos an — ebenso wie der Lagunendistrikt, und die Sterilität der Gegend ist eine so ausgesprochene, als sie nur sein kann. Die Charakterpflanzen der mexikanischen Dornenwüste — der Nopal (die Opuntie), der Bayonettbaum (die Yucca) und die verschiedenen Kaktusarten — werden daselbst aber allmälig höher und baumartiger, und wir merken daran, daß wir uns ihrer eigentlichen Heimath genähert haben. Zugleich gesellen sich ihnen auch stellenweise — namentlich in der Nähe der Ortschaften, und wegen der festen Fasern und der Getränke, die sie liefern, künstlich von den Menschen gehegt — riesige Agaven zu. Die Yuccas sind hie und da wohl zehn oder fünfzehn Meter hoch.

Wirthschaftsgeographische Lichtblicke bietet der Boden auch in dieser Gegend an seiner Oberfläche wenige, und falls eine kommende Generation nicht Riesenkräfte aufbietet, um die Wasserfrage in der oben angegebenen Weise zum besten der Kultur zu lösen, so wird sie vielleicht noch unbedingter als andere Gegenden des Landes zu ewiger Armseligkeit verur-

theilt sein. Die Bewohner mögen sich dann nach wie vor über ihr Elend hinweg zu täuschen suchen, indem sie Pulque und Mezcal — die bekannten alkoholischen Agavengetränke — schlürfen!

Unendliche Schätze schlummern aber in dieser unfruchtbaren Wüstenei in der Tiefe, und bei Fresnillo und Zacatecas fallen uns auch allenthalben die Spuren davon in das Auge, daß die Menschen sich bereits dreihundert Jahre lang eifrig bemüht haben, diese Schätze zu heben: Bergwerkshalden, Pingen, Grubenbauten, Amalgamirwerke u. s. w. u. s. w. Das Zacatecanische Erzgebirge ist in seinem inneren Baue anderen Erzgebirgen außerordentlich ähnlich. Vulkanische Massen — Porphyre, Trachyte und Andesite — haben das azoïtische Gestein in den verschiedensten Richtungen durchsetzt und durchbrochen, und mit ihnen vergesellschaftet finden sich jene reichen Silber- und Bleiglanz-Lagerstätten, die Mexiko lange Zeit zum ersten Silberlande der Erde gemacht haben. Soll dasselbe ja doch in den kolonialen Zeiten allein — bis 1821 — mehr als acht Milliarden Mark gefördert haben! Einst standen die blinkenden Gänge bei Fresnillo und Zacatecas bis herauf an das Tageslicht, im Laufe der Zeit hat man aber auch hier hinab steigen müssen in bedeutende Tiefen, und man hat schwierige Stollen und Schächte in das feste Gestein hinein sprengen müssen. Die Kosten des Betriebes sind dadurch allmälig sehr theuer geworden, und vielfach will die Ausbeute nicht mehr recht gestatten, daß man sie aufwendet. Einst führte auch wüster Raubbau zum Ziele, jetzt sind dagegen rationelle und wissenschaftliche Betriebsmethoden nothwendig geworden. Man hat da nun wohl fremde Bergbau-Ingenieure — namentlich deutsche — ins Land gerufen, die den Bergbau reorganisiren und die besseren Methoden zur Geltung bringen sollten. Dieselben haben aber an vielen Orten erkennen müssen, daß es ein übles Ding ist, auf einem schlechten Fundamente ein gutes Gebäude aufzuführen. Die frühere Methode hat ihnen einfach ihr Spiel in vielen Beziehungen von vornherein ver-

dorben. Man lese da nur, was der gründlichste Kenner des mexikanischen Bergwesens, der vortreffliche Burkart, hierüber sagt*). Das Schlimmste aber ist nach unserer Meinung, daß es in Mexiko außer der oberirdischen auch eine unterirdische Wasserfrage gibt. Auch beim Bergbau kommt eben das Ungestüm der mexikanischen Regengüsse in der empfindlichsten Weise zur Geltung. Oben am Tage ist es der rasche Abfluß des atmosphärischen Wassers und der darauf folgende Mangel daran, der als das Unglück des Landes bezeichnet werden muß, und unten in den Schächten ist es dagegen die nicht weichenwollende Ueberfülle, an der man laborirt. Die Gruben von Fresnillo sind sammt und sonders „ersoffen", wie der Bergmann zu sagen pflegt, und die Abflußstollen und Pumpwerke, die man zur Lösung der Wässer angelegt hat, haben sich bisher als völlig unzureichend erwiesen. Nicht ganz so schlimm liegen die Verhältnisse bei Zacatecas, das neben Guanajuato noch immer als die wichtigste mexikanische Bergbaustadt zu gelten hat, immerhin ist aber auch dort die Lösung und Hebung der Grubenwässer die Hauptschwierigkeit, an welcher der daselbst betriebene Bergbau krankt — von der Konkurrenz der ausländischen Silberförderung, die selbstredend ebenfalls berücksichtigt werden muß, zu geschweigen. Die amerikanischen Gesellschaften, die neuerdings auch in den hier in Frage stehenden Distrikten eine große Zahl von Minen in ihre Hand gebracht haben, sind thatsächlich in erster Linie darauf bedacht, diese Schwierigkeit zu beseitigen. Sie haben große Dampfmaschinen herbeigebracht, und wenn denselben noch andere folgen, so steht wohl zu hoffen, daß sie damit eine Reihe von schönen Erfolgen erzielen werden.

Erweisen die unter Wasser stehenden Schächte nicht übrigens nebenbei auch ganz prächtig, daß eine In-Banden-Legung der mexikanischen Wildwasser unter Umständen recht wohl möglich ist? Wie viele Gärten von der Art des Müller-

*) Jos. Burkart, Reisen in Mexiko (Stuttgart 1834).

schen bei Chihuahua ließen sich wohl von den Schächten Fresnillos aus während der langen Dürre-Periode befruchten, wenn die geeigneten Apparate dazu geschaffen würden!

Was die Stadt Zacatecas betrifft, so ist das Bild derselben sehr dazu angethan, sich dem Auge unauslöschlich einzuprägen. Ringsum nackte graue Felsen, in deren Spalten nur ganz zerstreut ein Kugelkaktus oder eine Opuntie wächst; alle diese Felsen wild zerrissen von den Regengüssen und von den periodischen Strömen, und nicht minder wild durchwühlt von der Menschenhand; über alle emporragend, und die Kapelle eines wunderthätigen Marienbildes tragend, die scharfzackige Trachytkrone der erzreichen „Bufa", die den nagenden Atmosphärilien besser als die anderen Felsen widerstanden hat; und in der tiefen Schlucht dazwischen endlich ein großes Gemeinwesen, das 75 000 Seelen zählt, und das eine ganze Reihe von prächtigen Bauwerken aufzuweisen hat. Daß das letztere auf eine einzige Hülfsquelle, die in der Tiefe verborgen sein muß, begründet ist, sieht man auf den ersten Blick, zugleich sieht man aber auch, daß diese Hülfsquelle eine außerordentlich reiche gewesen sein muß. Um das Trinkwasser für die zahlreiche Bevölkerung herbeizuleiten, hat man einen Aquaedukt gebaut, der noch viel gewaltigere Dimensionen aufweist, als der chihuahuensische. Im übrigen hat man aber die durch den Silberbergbau erzeugten Kapitalien ganz wie in jener Stadt vor allen Dingen in stattlichen Kirchen- und Klosterbauten fixirt. Die Kathedrale insbesondere gilt mit gutem Grunde als eine der schönsten des Landes. Unter den weltlichen Bauten ragen außer dem Aquaedukte namentlich wieder die Casa de Moneda (die Münze), die Aduana (das Zollgebäude), die Casa del Estado (der Regierungspalast) und die Casa del Gobierno (der Palast des Gouverneurs) hervor. Zacatecas ist eben offenbar in allen Stücken von ganz demselben Geiste beherrscht wie Chihuahua. Zur Belustigung des Volkes hat man mit Hülfe der Wasserleitung auch in Zacatecas eine kleine Promenade geschaffen, die bezeichnend genug

„Plazuela de Rosales“ — „Rosenstock-Plätzchen“ — heißt, und auf der in den Abendstunden öfters Militärmusik ertönt. Zu einer schattigen Alamos-Avenue, wie sie Chihuahua besitzt, reichte das Wasser aber offenbar nicht zu. Von der Eisenbahnstation hinab nach der Stadt führt selbstverständlich auch bei Zacatecas ein „Horsecar“, man darf dieses moderne Vehikel, das natürlich wieder im Gefolge des „Ferrocarril Central-Mexicano“ einhergegangen ist, aber auch bei dieser Stadt nicht ohne weiteres als ein Zeichen davon ansehen, daß das Mittelalter völlig daraus entwichen ist. Die unteren Volksklassen erschienen uns in Zacatecas zwar nicht ganz so bettelhaft wie in den genannten kleineren Städten, immerhin aber noch bettelhaft genug. Dieser und jener von den zacatecanischen Lazzaroni würde aber für den Maler ohne Zweifel auch ein sehr dankbares Objekt abgeben können.

Da wir später nach Zacatecas zurückzukehren gedenken, um seine interessante Umgebung etwas genauer zu studiren, so ist unseres Bleibens daselbst nicht lange. Wir steigen wieder in unseren Zug, und auf steiler Rampe geht es von Höhe des Zacatecanischen Erzgebirges wieder hinab und hinein in das weite Becken von Aguas Calientes, das im Osten und Westen von hohen Sierren aus Porphyr und Trachyt begrenzt wird, und in dem außer bei der genannten Hauptstadt an einer ganzen Reihe von Stellen heißes Wasser aus den Felsen heraussprudelt.

Unmittelbar hinter Zacatecas haben wir aber gegen Osten erst noch ein prächtiges Vogelschaubild auf Guadelupe, das tief unten in dem Gebirgsthale inmitten von freundlichen Gärten liegt. Warum hat man die große Bergwerkstadt nicht lieber dahin gebaut? Dort gibt es Quellen und Raum zur Entwickelung, und die Entfernung von den Gruben beträgt kaum zehn Kilometer. Hätte der mexikanische Bergbau erst im Zeitalter der Eisenbahnen und Tramways begonnen, so würde die Schlucht von Zacatecas vielleicht in Wirklichkeit der Hauptsache nach wüste liegen geblieben sein, während das Thal

von Guadelupe in weiter Ausdehnung bebaut worden wäre. So wie die Dinge sich thatsächlich entwickelt haben, ist Guadelupe eine bloße Kirchenstadt geblieben, die außer ihren schönen Kuppeln selbstverständlich auch wieder ein berühmtes Marienbild aufweist, das keine geringeren, aber auch keine größeren Wunder thut, als dasjenige auf der „Busa“. Der kleine blaue Salzsee, der aus dem Thale zu uns heraufwinkt, fällt noch in das abflußlose Gebiet.

In dem Becken von Aguas Calientes mehrt sich die Feuchtigkeit ganz im allgemeinen, sie sammelt sich hier auch wieder in stärkeren und permanenteren Flüssen, und diese Flüsse finden ihren Weg wieder hinaus in das Meer. Der Rio Grande de Lerma, bei dem das „Grande“ freilich wieder nur relativ genommen werden muß, führt sie dem Stillen Ozeane zu. Daß das wasserreichere Land zugleich auch von einer reicheren Vegetation bekleidet ist, versteht sich eigentlich von selbst. Die Laubkronen des Alamos umrauschen uns also hier in viel größerer Zahl als bei El Paso und Chihuahua, und ebenso sind die Gartenanlagen ausgedehnter. Dadurch wird aber auch gleichzeitig der Kuraufenthalt bei den Heilquellen der Hauptstadt erträglicher gestaltet, und die Verwaltung des „Ferrocarril Central-Mexicano“ darf auf dieselben wohl eher einige Hoffnungen bauen als auf diejenigen von Santa Rosalia. Vorläufig scheinen allerdings die im warmen Abflusse der Quellen badenden Proletarierkinder noch die Hauptkurgäste zu sein.

Aus dem geographisch gut abgegrenzten Becken von Aguas Calientes, das auch einen besonderen mexikanischen Bundesstaat bildet, kommen wir zwischen Encarnacion und Lagos in ein anderes, noch ausgedehnteres Becken, das man entweder nach der Stadt Leon oder nach Queretaro bezeichnen kann, und das sich durch ein paar Querdämme, die von der Sierra de Guadalaxara südwestwärts laufen, in mehrere Abtheilungen gliedert. Hier ist der Wassersegen augenscheinlich ein noch reicherer, und deshalb umgibt uns hier auf weiten

Flächen wieder allenthalben lebendiges Grün. Es sind im wesentlichen noch dieselben Pflanzenarten, wie wir sie zuvor gesehen haben, dieselben entfalten sich aber ungleich üppiger, und am Rio Grande de Lerma, der auch das Becken von Queretaro entwässert, breitet sich ein Landstrich aus — der sogenannte Baxio — der als eine der ersten Kornkammern Mexikos bekannt ist. Kein Wunder, daß die Städte Leon und Queretaro ebenfalls zu den volk- und industriereichsten des Landes zählen.

Bei Queretaro versäumen wir natürlich nicht einen Blick auf die drei Kreuze zu werfen, die die Stätte bezeichnen, an der der unglückliche Kaiser Maximilian nebst seinen Gefährten sein Leben aushauchte. Er wollte die mexikanischen Verhältnisse reorganisiren und das Land glücklich machen, sagt man, und die Mexikaner scheinen ihm dies zum Theil auch Dank zu wissen. Wenigstens hörten wir nicht sowohl als von einem verhaßten Feinde von ihm sprechen, als vielmehr als von einem angebeteten Heiligen. Den gemeinen Leuten wäre ja das Kaiserthum ohne Zweifel ebenso lieb gewesen wie die Republik.

Hinter San Juan del Rio hat die Eisenbahn noch eine letzte Gebirgsstufe zu ersteigen — die von Marques —, die sich bis zu 2480 m erhebt, die aber in ihrer äußeren Physiognomie derjenigen von Zacatecas zu ähnlich ist, als daß wir sie an dieser Stelle noch ausführlich schildern sollten. Der Wuchs von Kugel- und Säulenkakteen sowie von Opuntien ist darauf nur ein viel dichterer und wilderer und zum Theil ein vollkommen undurchdringlicher. Dann führt uns die Bahn hinab in das wohlangebaute Thal von Tula, das den Centralpunkt der Toltekenmacht bildete, und weiter in das Thal von Anahuac, das die Stätte der alten Aztekenhauptstadt Tenochtitlan sowie die gegenwärtige Hauptstadt von Mexiko in sich einschließt. Haben wir nöthig zu sagen, daß wir die leuchtenden Schneegipfel des Popocatepetl und Ixtaxihuatl, die sich südlich von dem zuletzt genannten Thale erheben, mit hellem Jubel in der Brust begrüßten?

37.

Einfahrt in das Thal von Anahuac. Mexikanisches Hotelwesen. Die allgemeine Physiognomie der mexikanischen Hauptstadt. Die Plaza und ihre Gebäude-Umrahmung. Ihr Volksleben. Die Hauptstraßen. Baugrund und Bauart der Häuser. Die Vorstadtviertel. Die hauptstädtische Atmosphäre.

Unsere Einfahrt in das Thal von Anahuac, das den Brennpunkt der alten Aztekenkultur so gut wie den der modernen spanisch-mexikanischen Kultur gebildet hat, erfolgt entlang dem Tajo de Nochistongo — jenem alten Kanale, durch den man es versucht hat, dem Thale einen künstlichen Abfluß zu schaffen, und an den sich infolgedessen die interessante Geschichte eines langen Kampfes zwischen Mensch und Natur knüpft, dessen wir noch zu gedenken haben werden. Hier bemerken wir nur vorläufig, daß es dem Menschen bisher nicht gelungen ist, als Sieger aus diesem Kampfe hervorzugehen.

Der gegen fünfzig Meter tiefe Kanaleinschnitt liegt fast vollkommen trocken, und wenn der Eisenbahnzug, der hart an seinem Rande hinfährt, einmal hinab brechen sollte — was bei der bröckeligen Natur des Gesteins nicht außerhalb der Möglichkeit liegt —, so werden seine Insassen ihren Tod wenigstens nicht in den Wellen finden. Leichtherzig genug ist die Anlage der Schienenstraße an dieser Stelle ausgeführt, das läßt sich schwerlich leugnen, man ist dies aber von der Union her zur genüge gewöhnt, und man wundert sich nicht darüber, daß eine Yankeeschöpfung auch auf mexikanischem Boden gelegentlich echten Yankee-Geist verräth. Vielleicht haben sich die amerikanischen Erbauer der Bahn von vornherein damit getröstet, daß die Erschütterungen, die die Wand zum Sturze bringen könnten, sich nicht allzu häufig wiederholen, da sich täglich nur ein einziger Zug in jeder Richtung bewegt, und daß das Unglück, wenn es einmal geschehen sollte, aller Wahrscheinlichkeit nach nur einer kleinen Zahl von Menschen

das Leben kosten wird. Ziemlich leer ist unser Zug auch selbst in der nächsten Nähe der mexikanischen Kapitale geblieben, und außer einem jungen Holländer, der im Interesse eines Amsterdamer Bankhauses die texanische Viehzucht an Ort und Stelle studirt hat, und der nun noch eine kleine Erholungsreise nach dem Fuße des Popocatepetl unternimmt, bildet ein alter mexikanischer Arzt mit seinen Töchtern unsere ganze Reisegesellschaft.

Hinter Cuautitlan steigt der Boden noch einmal um etwa fünfzig Meter an, da sich hier das kleine vulkanische Gebirge von Guadelupe halbinselförmig in das Thal hineinschiebt, und auf dieser letzten Bodenschwelle wuchert wieder, wie entlang dem Tajo de Nochistongo, nichts als graues Dornengestrüpp. Dann aber sehen wir uns bei Tlalnepantla und Atzcapotzalco urplötzlich in eine außerordentlich freundliche Landschaft versetzt, die von den Bergen — im Westen den Montañas de las Cruces — durch munter daher rieselnde Bäche reich bewässert erscheint, aus der uns nach langer Zeit zum ersten Male wieder grüne Wiesen und blumenreiche Gärten entgegenlachen, und in der uns zugleich auch mächtige Bäume in viel größerer Zahl umrauschen, als wir es bislang auf dem mexikanischen Boden erlebt haben.

Das erste Gefühl, was die nähere Umgebung der mexikanischen Hauptstadt auf diese Weise in uns hervorruft, ist ein Gefühl höchsten Behagens. Völlig bestrickend wirkt zudem die herrliche Bergumrahmung des Bildes auf uns — dieser stolze Schmuck von Schneegipfeln und Vulkanbergen der mannigfaltigsten Gestalt und Höhe, die sich rings herum erheben! Und soll der Frühling, der uns inmitten dieser Berge umweht, nicht ein ewiger sein! Fast möchte es uns bedünken, als ob wir in dem Thale von Anahuac eins der wenigen wahrhaft glücklichen Thäler, die es auf Erden gibt, betreten hätten.

Der Zug hält an, wir steigen aus, wir schreiten durch eine großstädtische Bahnhofsanlage ins Freie, ein nichtuni=

formirter Packträger, der sich nachträglich nebenbei als ein unverschämter Bettler erweist, besorgt unser Gepäck, und eine Droschke, die fast eine Equipage heißen könnte — eine etwas abgenutzte freilich —, bringt uns nach dem Hotel San Carlos, das uns während einiger Wochen als Standquartier dienen soll. Dort angekommen, haben wir keinen Grund, unsere Wahl zu bereuen. Der Administrator des genannten Hotels, das eigentlich nur eine Dependenz des großen Iturbide-Hotels bildet, zeigt sich zwar viel linkischer und unbeholsener als der typische amerikanische Hotel-Clerk, aber zugleich auch viel rücksichtsvoller bezüglich unserer Ansprüche und Bedürfnisse. Er behandelt uns als ein menschliches Wesen und nicht als einen Koffer. Freilich haben wir in sehr vielen Beziehungen seinen guten Willen für die That zu nehmen, und die freundliche Auskunft, die er uns auf Befragen mit vielem Eifer ertheilt, ist nicht immer viel werth. Während sein amerikanischer Kollege natürlich nichts versteht als Englisch, diese Sprache aber handhabt, als ob es außer ihr überhaupt keine Sprache in der Welt gäbe, so radebrecht unser mexikanischer Freund außer seinem Spanisch auch etwas Französisch und Englisch, aber er fühlt sich in dem einen augenscheinlich so unsicher, wie in dem andern.

Und ähnlich wie der Leiter des Hotels ist auch das Dienstpersonal geartet. Es ist aufmerksam, gefällig und dienstbereit, und nicht im geringsten flegelhaft und gleichgültig wie das amerikanische. Nebenbei mag es allerdings wohl ein wenig an das zukünftige Trinkgeld denken, aber das einzige Motiv seiner Zuvorkommenheit scheint keineswegs darin zu liegen. Es sind übrigens durchgängig gelbbraune Burschen mit struppigem Haar und groben Zügen, in deren Adern mindestens ebenso viel Indianerblut als Spanierblut fließt.

Das Zimmer, welches uns für den Preis von zwei Pesos (acht Mark) pro Tag angewiesen wird, ist nicht weniger komfortabel, wie in den besten amerikanischen Gasthäusern, die wir kennen gelernt haben. Vor allen Dingen ist es luftig

und geräumig, und man kann sich darin frei bewegen und auf- und abgehen, was uns in den Zimmern der New-Yorker Hotels durchaus nicht immer möglich war. Auch ein Balkon, der auf die Straße hinausführt, und der uns am Abend das Athmen frischer Luft ermöglicht, fehlt nicht.

Wir dürfen wohl aus alledem den Schluß ziehen, daß der Strudel des großen Weltverkehrs die mexikanische Hauptstadt zuvörderst noch nicht mit seiner ganzen Macht erfaßt hat. Das Hotel trägt ein provinziales Gepräge, könnte man sagen, und das hat eben außer manchen Schattenseiten auch seine unverkennbaren Lichtseiten.

Da unsere Ankunft in der Stadt Montezumas ziemlich früh erfolgt, so finden wir reichlich Zeit, uns gleich am ersten Tage noch über die allgemeine Physiognomie der Stadt zu unterrichten.

Flüchtig abgestäubt und durch einen kleinen Imbiß erfrischt, wandern wir zuerst die Calle San Franzisco — die Hauptstraße von Mexiko — hinab nach der Plaza, denn dort sind wir ja sicher, das Hauptleben und zugleich auch das Hauptsächlichste von dem, was die Stadt Sehenswerthes bietet, auf einen engen Raum zusammengedrängt zu finden. In den europäischen Hauptstädten sowie in den amerikanischen Städten ganz im allgemeinen hat man sein Augenmerk in dieser Beziehung immer auf eine Linie, eine Straße zu richten oder auf deren zwei oder drei — auf Unter den Linden, Oxford Street, Rue de Rivoli, Broadway, Main Street —, in den mexikanischen Städten ist es ein Punkt, ein Platz, den es zu beobachten gilt, und die Hauptstadt macht von der allgemeinen Regel keine Ausnahme. Liegt nicht auch darin etwas Provinziales, oder wenn man will, etwas Mittelalterliches? Und bekundet Mexiko dadurch nicht, daß es trotz der Eisenbahnen, die heute in ihm zusammenlaufen, zuvörderst noch auf einem Entwickelungsstandpunkte verharrt, der bei den europäischen Hauptstädten und bei den amerikanischen Städten ganz ohne Ausnahme ein überwundener ist?

Die Plaza gewährt uns einen schönen, erhebenden Anblick, und wir empfinden es beim ersten Genusse desselben durchaus nicht als einen Uebelstand, daß die Stadt ein Mittelalter durchzuleben gehabt hat — und nicht bloß eine moderne Zeit, wie die amerikanischen Städte. Im Gegentheil, wir sind geneigt, die letzteren darob zu beklagen, daß ihnen ein solches Erbe aus den früheren Jahrhunderten abgeht. Die lediglich auf das moderne Handels- und Verkehrsleben gerichtete Anlage eines städtischen Gemeinwesens, wie wir sie in Amerika beobachten, bringt ja immer eine gewisse Oede und Inhaltslosigkeit desselben mit sich. Es ist, als sollte Alles nur durch dasselbe hindurch gehen und hindurch strömen, und nichts in ihm haften bleiben und zur Entfaltung und zu dauernder Reife kommen. In jedem Falle sind die mexikanischen Städte — und darunter voran Mexiko selbst — für den Fremden weit interessanter als die amerikanischen.

Das Hauptgebäude an der Plaza ist natürlich auch in der Hauptstadt ein geistliches: die Kathedrale — die schönste, stattlichste und größte Kirche, die die Neue Welt überhaupt aufzuweisen hat. In einem höheren Grade noch als bei uns ist eben die Kultur des Mittelalters in Mexiko unter dem Krummstabe emporgewachsen. Die Kirche ist eine Schöpfung des Katholizismus in seiner düstersten Gestalt, denn Philipp II. war ihr Begründer, wir können aber doch nicht umhin, uns an ihr zu erfreuen und zu erbauen. Wie anderweit in der Welt, so ging eben auch in Mexiko der finstere mittelalterliche Glaube mit einer hohen Kunstblüthe Hand in Hand, und davon sehen wir hier ein herrliches Denkmal. Unser amerikanischer Bädeker sagt uns, daß die Ausführung des Baues — abgesehen von der inneren Dekoration — zwei Millionen Pesos gekostet haben soll, und das will am Beginne des 17. Jahrhunderts natürlich erheblich mehr sagen als am Ausgange des 19. Jahrhunderts. An der westlichen Grundmauer der Kathedrale lehnt ein riesiger Kalenderstein, und derselbe erinnert uns daran, daß die Kirche genau an der Stelle steht,

wo sich einst der Teocalli des aztekischen Kriegsgottes Huitzlipoztli erhob, und daß auch in dem alten Mexiko Religion und Kunst auf das engste mit einander verbunden waren. Der alte heidnische Tempel, der von den intoleranten Conquistadoren von Grund aus zerstört wurde, scheint übrigens ebenso wie der neue christliche den eigentlichen Mittel- und Gipfelpunkt des städtischen Gemeinwesens gebildet zu haben, wie denn die aztekische Kultur überhaupt in ganz ähnlicher Weise von Religion durchweht gewesen zu sein scheint, wie die spanisch-mexikanische. Finster und düster war der aztekische Glaube auch — das bezeugen die Menschenopfer, die er darbrachte. Man könnte in dieser Beziehung vielleicht von einer merkwürdigen Bodenständigkeit gewisser Ideen reden.

Die ganze Ostseite der Plaza nimmt der mexikanische Nationalpalast ein, der als Sitz des Präsidenten sowie der gesammten Staatsverwaltung dient, und der — entsprechend der Kathedrale — an der Stelle des alten Montezuma-Palastes steht. Es ist ein niedriges Gebäude mit flachem Dach, das nur an seinen drei Portalen einigen architektonischen Schmuck entfaltet, das aber nichtsdestoweniger durch seine lange Front außerordentlich imposant erscheint. Im Inneren umschließt der Palast außer mehreren großen Höfen auch einen sogenannten botanischen Garten, den wir freilich in arg vernachlässigtem Zustande antrafen.

Gegenüber dem Nationalpalaste, auf der Ostseite der Plaza, liegt der Bazar mit seinem Vorbaue von Arkaden, und unter den letzteren — den sogenannten „Portales" — regt sich der Handel und Wandel der Stadt über Tag am stärksten. Es ist freilich im allgemeinen nur ordinärer Kleinkram, wie wir ihn auf unseren Jahrmärkten zu sehen gewöhnt sind, der daselbst feilgeboten wird, aber die große Mehrzahl der Konsumenten in der mexikanischen Hauptstadt hat sich eben damit zufrieden zu geben. Einem guten Theile der Waaren können wir übrigens auf den ersten Blick den deutschen Ursprung anmerken, und spezifisch Mexikanisches erblicken

wir außer silberbetreßten Sombreros und reichverziertem Sattel- und Zaumwerk nur wenig. Als besonders charakteristische Figuren unter den Arkadengängen des Bazars erscheinen uns die zahlreichen Lotterieloosverkäufer, die ohne Zweifel den größten Lärm verursachen. Die Neigung zum Glücksspiel ist ja in Mexiko eine ganz allgemeine, und man irrt wohl nicht, wenn man dieselbe mit der Haupthülfsquelle des Landes — mit dem Bergbau auf Edelmetalle — in wahlverwandtschaftlichen Zusammenhang bringt.

Die Südseite der Plaza nehmen städtische Verwaltungsgebäude ein, vor denen sich ebenfalls Arkadengänge hinziehen. Neben diesen schaut dann der Mercado — der überdachte Victualienmarkt — mit einer Ecke noch auf die Plaza, und ebenso neben der Kathedrale auf der einen Seite der erzbischöfliche Palast und auf der anderen das große städtische Leihhaus — das letztere in seiner prominenten Stellung wohl nicht ohne innere Beziehung zu den Lotterieloosverkäufern.

Der Platz selbst ist mit prächtigen Bäumen und Sträuchern bepflanzt, und auf den Ruhebänken darunter sitzt es sich bei Tage wie bei Nacht gar prächtig. Der „ewige Frühling" ist trotz der 2 240 Meter vertikaler Erhebung in der mexikanischen Hauptstadt ziemlich heiß, und der Schatten thut einem deshalb während der Tageszeit sehr wohl, am Abend aber ertönt aus dem Pavillon in der Mitte der Plaza — aus dem sogenannten „Zocalo" — flotte Militärmusik, und zugleich wallt dann die halbe hauptstädtische Bevölkerung unter den schönen Laubgängen auf und ab. Heiterer Lebensgenuß verträgt sich auch in Mexiko mit bigottem Kirchenglauben ganz vorzüglich, und der Fremde schlürft den ersteren natürlich um so lieber mit, als auch dabei wieder die verschiedensten Charakterzüge des mexikanischen Volkslebens zum vollsten Ausdrucke gelangen. Für die Durstigen stehen an der Süd- und Westseite der Parkanlagen auch Trinkzelte, in denen gelbbraune Huldinnen Labung spenden, und außerdem laufen Limonaden- und Eisverkäufer, ihre

Waare laut ausrufend, zwischen den Bänken und den Spaziergängern beständig hin und her. Die Zunge empfindet selbstverständlich die mexikanische Trockenheit auch an dieser Stelle.

Indem wir in den auf die Plaza mündenden Hauptstraßen herumstreifen, fallen uns natürlich noch eine ganze Reihe von anderen Eigenthümlichkeiten in das Auge. Im scharf ausgesprochenen Gegensatze zu den Amerikanern, die bei ihren Straßenbenennungen augenscheinlich in steter Verlegenheit sind, und die eben deshalb so vielfach zu der geistlosen Bezeichnung mit Buchstaben und Ziffern gegriffen haben, verfügen die Mexikaner über einen wahren Ueberfluß von Namen für die Straßen, und manche derselben führen infolgedessen deren wohl ein halbes Dutzend, und heißen beinahe an jeder neuen Kreuzung anders. Natürlich waren es — wie in Montreal — vor allen Dingen Kirchenheilige, die die Namen liehen, und außer der bereits genannten Calle de San Francisco, die näher der Plaza Calle de los Plateros (Goldschmiedstraße) und nach der Vorstadt zu Calle de Corpus Christi heißt, gibt es auch eine Calle de San Augustin, de San Andres, de San Lourenço, de San Bernardo, de Santa Teresa, de Santa Catharina u. s. w. Die Weltkinder und die weltlichen Ereignisse und Prinzipien treten im allgemeinen erst in den neu angebauten Vorstädten in ihr Recht ein, denn dort gibt es eine Calle de los Hombres Illustres — „Straße der berühmten Männer" —, eine Avenida de Juarez, eine Avenida de Bucareli, einen Paseo de la Reforma u. s. w.

Im übrigen laufen die Straßen beinahe ebenso geradlinig, wie in den amerikanischen Städten. Während man aber in den Straßen der amerikanischen Städte fast immer nur das absolute Nichts vor sich erblickt, so eröffnen einem die Straßen Mexikos beinahe ausnahmslos eine Perspektive auf die prächtigen Vulkanberge in der Umgebung, und dadurch gewinnt ihr Bild natürlich sehr viel an Gehalt und Weihe. Daß die Straßen viel enger sind, als in den amerikanischen Städten, erklärt sich sowohl aus dem höheren Alter Mexikos,

als auch aus seinem halbtropischen Klima, in dem der Schatten als eine ebenso große Wohlthat gewürdigt wird, wie die Luft. Um Schatten zu schaffen, und nebenbei zugleich Regenschutz während des „tiempo de aguas“, laufen ja auch in vielen Straßen entlang den Häusern Arkaden wie an der Plaza.

Sehr auffallend ist die niedrige Bauart der Häuser. Nur wenige derselben besitzen mehr als ein Stockwerk über dem Erdgeschoß, und sehr viele enthalten nur das letztere. Auch diese Eigenthümlichkeit würde selbstredend sehr dazu angethan sein, den Straßen ein provinziales und kleinstädtisches Gepräge zu geben, wenn sich nicht allerwärts zahlreiche öffentliche Gebäude zwischen den Privathäusern eingestreut fänden, die in ihren Fassaden und Portalen sowie in ihren Giebel- und Thurmaufsätzen einen großen Glanz entfalten. Es sind wieder in der weitaus größten Mehrzahl Bauten geistlichen Ursprungs, die uns ebenso wie die Kathedrale von der guten alten Zeit erzählen, in der Mexiko eine reine Kirchen- und Klosterstadt war. Seit 1860, wo das große Ungewitter der modernen Zeit über den mexikanischen Klerus hereinbrach, haben diese Bauten freilich fast sämmtlich anderen Zwecken zu dienen, als der stillen Beschaulichkeit und den theilweise etwas zweifelhaften Kasteiungen frommer Brüder und Schwestern. In ihrer Anlage gehen dieselben übrigens ganz ähnlich wie der Nationalpalast und wie die Privathäuser viel mehr in die Breite, als in die Höhe, und einzelne derselben sind beinahe kleine Städte für sich. Die niedrige Bauart muß also wohl ihre geographische Ursache haben. Vielfach bezeichnet man einfach die häufigen Erdbeben des vulkanischen Landes als solche. Das kann aber kaum als zutreffend anerkannt werden, da die Geschichte von Verheerungen durch Erdbeben auf dem Plateau von Anahuac nur wenig zu erzählen weiß. Die Stadt Mexiko liegt ja in allen ihren Theilen auf lockerem Boden, der erst von den Bergen der Umgebung in den Kessel hineingeschwemmt und hineingeweht worden ist, und dieser Boden wirkt für die Häuser als eine Art von Prall- und Schütter-

kissen, so daß dieselben auch selbst von heftigen Stößen nicht allzuviel empfinden. Dagegen bildet der Boden einen sehr nachgiebigen und schlechten Baugrund, und wenn das Mauerwerk, mit dem man ihn belastet, zu schwer wird, so läßt er dasselbe einfach tiefer und tiefer hineinsinken, und dadurch, daß das Sinken nicht in allen Theilen gleichmäßig erfolgt, droht das Gebäude am Ende gar mit Einsturz. Wie in Chihuahua und in anderen Städten der Republik mögen außerdem auch in Mexiko die Zimmer zunächst dem Erdboden zugleich auch die wohnlichsten, kühlsten und feuchtesten sein — auch die feuchtesten, denn in dem mexikanischen Klima hat man davon wenigstens während des „tiempo de seca“ noch lange keine Stockflecke zu befürchten.

In der Calle de San Francisco und ihrer Verlängerung sowie in einigen anderen Hauptstraßen gewahren wir schöne Schaufenster und Läden, die einer Großstadt wohl würdig sind, besonders stechen uns aber die Juwelier- und Putzläden durch ihre Zahl und Eleganz in das Auge. Indem wir später in einige derselben eintreten, um diese oder jene mexikanische Spezialität — einen originellen Silberschmuck aus dem Silberlande und eine Mantilla aus dem Lande der schönen Mantillenträgerinnen — als Andenken in die Heimath mitzunehmen, machen wir aber eine Entdeckung, die uns auf das äußerste überrascht. Wir erfahren nämlich, daß wir, um dergleichen zu kaufen, uns zu den indianischen Herumträgern auf der Straße oder in zwei oder drei kleine Winkelgeschäfte in den Nebenstraßen zu begeben haben, während in den Geschäften der Hauptstraßen lediglich ausländische Erzeugnisse feilgeboten werden — Gold- und Silberwaaren aus Paris und Pforzheim und Mantillen aus Crefeld und Lyon. Wird man es glauben, daß zwei Drittel der zahlreichen „Plateros“ in der mexikanischen Hauptstadt gute Deutsche sind? Die Optiker sowie die Friseure und Modisten sind ebenso vorwiegend Franzosen, und die größten Provisionsläden befinden sich in den Händen von Amerikanern.

Durchwandert man die Calle de San Francisco und ihre Fortsetzungen in westlicher Richtung, so gelangt man in die freundlichsten und elegantesten Vorstadtviertel, in denen sich, umgeben von hübschen Gärten und Baumreihen, villenartige Häuser finden, und durch die sich mehrere weltstädtisch angelegte Avenuen hindurch ziehen. Die letzteren sind zum Theil mit Standbildern geschmückt, die dem mexikanischen Kunstgeschmacke hohe Ehre machen: vor allen Dingen mit demjenigen des Entdeckers Kolumbus, demjenigen des spanischen Königs Karl IV., demjenigen des Aztekenkaisers Guatemotzin und demjenigen des Präsidenten Benito Juarez. An dem Anfange dieses „Westend" der Stadt Mexiko liegt auch die schattige, mit hübschen Baum- und Strauchgruppen und Springbrunnen gezierte Alameda, in der es sich wieder ganz angenehm sitzt und lustwandelt.

Auch in Mexiko finden wir übrigens die äußeren Fenster der vorstädtischen Häuser beinahe durchgängig mit starken Eisengittern versehen. Verdächtiges Gesindel, dem man Alles zutraut, nur keine Ehrlichkeit, treibt sich ja auch in den Straßen der Stadt genug herum. Man muß dabei aber anerkennen, daß das gegenwärtige mexikanische Regiment es vortrefflich versteht, dasselbe innerhalb der Stadt in Schranken zu halten. Insbesondere bei Nacht fanden wir niemals eine Stadt so straff und wirksam von Polizeisoldaten bewacht wie die in Frage stehende. Beinahe auf jeder Straßenkreuzung sahen wir eine Wache postirt, die mit Hülfe von Laternen-Signalen jederzeit im Stande war, die benachbarten Wachen zu verständigen und zur Unterstützung herbei zu rufen. Es sah uns das freilich weniger nach freien, republikanischen Institutionen, als nach absoluter Diktatoren-Herrschaft aus, wir wüßten aber offen gestanden auch nicht, wozu die ersteren, wenn sie nicht bloß dem Namen nach vorhanden wären, den Mexikanern dienen sollten. Wir befinden uns auch in dieser Beziehung nicht mehr in „Amerika". Entfernen wir uns ein paar Kilometer außerhalb des Weichbildes der Stadt, so

müssen wir uns immer gewärtig halten, auf Banditen und Räuber zu stoßen.

Uebrigens ist die Bauart der Häuser in der Vorstadt sowie in der inneren Stadt dieselbe kastellartige, wie wir sie bei Gelegenheit von Chihuahua beschrieben haben, und wie sie während des Mittelalters auch in den deutschen Städten üblich war. Das Haus umschließt einen inneren Hof — den patio — oder auch deren mehrere, und auf ihn führen die Thüren und Fenster der einzelnen Gemächer. Ist ein höheres Stockwerk vorhanden, so läuft demselben entlang eine offene Gallerie — der sogenannte „corredor“ — nach dem sich die oberen Wohnräume öffnen. Der Hof ist in den besseren Häusern regelmäßig mit tropischen und halbtropischen Pflanzen geschmückt, die unter der Pflege des Menschen ganz ausgezeichnet zu gedeihen scheinen. Das flache Dach — die „azotea“ — dient den Hausbewohnern am Abende als Ort zum Promeniren und Luftschöpfen, während außerdem vielfach große Hunde darauf Wache halten. Das Material, aus dem die Häuser gebaut sind, ist vorwiegend poröse Lava und Porphyr, und mit Platten aus demselben Gestein sind auch die Höfe und Bürgersteige belegt. Keller erlaubte der lockere Boden, auf dem die Stadt steht, nicht anzulegen, und ebensowenig gibt es bei den Häusern Brunnen.

Schließlich haben wir noch einer Eigenthümlichkeit der Stadt zu gedenken, auf die wir gleich bei den ersten Schritten, die wir in ihren Straßen thaten, aufmerksam wurden: eines abscheulichen Kloakengeruches, der uns fast allenthalben entgegenduftete, und der uns bereits eine Stunde nach unserer Ankunft veranlaßte, in eine Apotheke einzutreten und ein Fläschchen Karbolsäurelösung zu kaufen, um unser Taschentuch damit zu parfümiren. Der Gedanke von dem „glücklichen Thale“, das wir betreten hatten und in dem es sich verlohnte, „Hütten zu bauen“, verging uns dabei. Einheimische, mit denen wir über diesen furchtbaren Uebelstand sprachen, schienen davon nicht viel zu empfinden, und es wäre ja wohl

möglich, daß auch wir, wenn wir länger als einige Wochen in der Stadt geweilt hätten, dagegen abgestumpft worden wären. So wie die Sachen wirklich lagen, erschien uns die Atmosphäre in den meisten Vorstädten als die reine Typhus-Atmosphäre, und die zuletzt genannte Krankheit fordert auch in der That ungemein zahlreiche Opfer in der Bevölkerung, wie denn die allgemeine Sterblichkeitsziffer Mexikos eine sehr viel größere ist als diejenige anderer Großstädte. Ziemlich frei von dem penetranten Geruche fanden wir nur das Westend, und insbesondere die hübsche Villenvorstadt Buena-Vista, durch die wir mit dem Eisenbahnzuge in der Stadt eingefahren waren. Diese Stadttheile liegen nämlich um ein Geringes höher als die anderen, und die Grundwasserverhältnisse sind deshalb in ihnen günstiger. Doch wir haben auf diese Eigenschaft der Aztekenstadt in unserer folgenden Skizze noch einmal zurückzukommen.

38.

Inneres der Kathedrale von Mexiko. Analyse eines Vogelschaubildes der Stadt und ihrer Umgebung. Der Tezcoco-See und die Abflußlosigkeit des Thales von Anahuac. Der Tajo de Nochistongo und die Entwässerungsfrage.

Um unsere Musterung über die mexikanische Hauptstadt zu einer einigermaßen vollständigen zu machen, haben wir während unseres Aufenthaltes in ihr wieder und wieder nach der näheren Nachbarschaft der Plaza zurückzukehren. Vor allen Dingen dürfen wir uns nicht damit begnügen, die Kathedrale nur von außen anzusehen und zu bewundern, und dabei unsere Betrachtungen anzustellen, sondern wir müssen auch in ihr Inneres eintreten. Da es gerade Osterzeit ist, so geschieht dies selbstverständlich zum Theil in Gesellschaft von zahlreichen Gläubigen, und am Gründonnerstage sowie am Ostersonntage entfaltet sich dabei zugleich auch der ganze

Glanz des römisch-katholischen Gottesdienstes: heller Kerzenglanz fällt auf die schönen Altarbilder, die der spanisch-mexikanische Kunstgeschmack geschaffen hat, rauschende Musik und Meßglockengeläute erschallen, und schöne Doñas in schwarzen Mantillen ebensowie unschöne Leperos und Leperas in zweifelhaften Feiertagsgewändern fallen neben einander auf die Kniee nieder und beten. Indem wir uns in das Schauspiel versenken, will es uns wieder bedünken, als ob die Priesterschaft in Mexiko noch immer eine ungeheure Macht über die Geister besäße. Namentlich scheint sie noch der Frauen sehr sicher zu sein, und so lange dies der Fall ist, so lange darf sich das liberale Regiment ohne Zweifel nicht rühmen, die eigentliche „pièce de résistance“ in dem mexikanischen Kulturkampfe überwunden zu haben. Ein Wiederaufleben der Bigotterie und eine Wiederherstellung der Kirchenherrschaft gehören in diesem Lande durchaus nicht zu den Dingen der Unmöglichkeit.

Die Leuchter und Kelche auf den Altären sowie auch verschiedene Heiligenstatuetten sollen einst aus massivem Golde bestanden haben und Millionen werth gewesen sein; in der Zeit der liberalen Revolutionen sind dieselben aber spurlos verschwunden, sei es nun, daß die Vorkämpfer der geistigen Freiheit sich ihrer bemächtigten und sie einschmelzen ließen, sei es, daß die Diener der Kirche sie rechtzeitig anderweit in Sicherheit zu bringen wußten. Gegenwärtig stecken sehr beträchtliche Summen in den Altargeräthen nicht mehr, und als die größte Kostbarkeit gelten heute — abgesehen von den Gemälden eines Balthasar von Echave, eines Simeon de Planes u. s. w. — die Ballustraden aus chinesischem „Tumbago“, welche die Altäre umgeben.

Die Architektur der Kathedrale ist auch im Innern bedeutend, und obgleich wir einer anderen „ecclesia militans“ angehören, als die Leute um uns herum, so betreten wir die hohen Säulengänge jederzeit mit dem Gefühle einer gewissen Ergriffenheit. Man braucht glücklicherweise in einem solchen

Tempel nicht gerade den Heiligen und den Göttern seinen Tribut zu zollen, von welchen darin gepredigt wird!

An gewöhnlichen Tagen ist es ziemlich dunkel in der Kathedrale — wie in den meisten anderen Kathedralen auch — und dann wird es einem schwer, die Decken- und Altargemälde, unter denen sich hervorragende Kunstwerke befinden, voll zu würdigen; die Säulen und Gewölbe versagen aber auch dann ihre Wirkung nicht, und zu bedauern hat man an dem Bauwerke eigentlich nur, daß ein Gesammtüberblick über das Hauptschiff dadurch unmöglich gemacht worden ist, daß mitten darin der große Chor steht. Die malachitähnlichen Säulen am Hauptaltare zeigen einem nebenbei, was für prächtige Baumaterialien Mexiko besitzt.

Erhebender noch und zugleich auch erfrischender erscheint uns das Schauspiel, das uns die Kathedrale von ihren Thürmen aus gewährt, denn bei unserer Vorliebe für die Ausblicke von solchen hohen Warten versäumen wir es natürlich nicht, dieselben zu besteigen. Was erblicken wir nun da? In erster Linie ohne Zweifel wieder einen Tempel, und zwar einen unendlich viel hehreren und gewaltigeren, als der ist, der sich unter unseren Füßen befindet — einen Tempel, der nicht von Menschenhänden gemacht ist. Seine Säulen heißen: Popocatepetl, Ixtaccihuatl, Telapon, Ajusco, und das Gewölbe, bis zu dem dieselben hinaufragen, bildet der wolkenlose mexikanische Himmel. Wir möchten da wieder laut aufjubeln, daß es uns vergönnt ist, ein so herrliches Bild zu schauen, und wir möchten zugleich auch stumm zu dem Allerschaffer beten, der solche Wunderwirkungen erzeugt — ebenso begeistert, oder begeisterter vielleicht, wie die Knieenden unter uns zu ihren Heiligen. Wir wüßten nicht, wo in der Welt wir ein schöneres Panorama gesehen hätten. Die hohen Berge rings um das Thal von Mexiko gewähren durch die Mannigfaltigkeit ihrer Gestalt und Erhebung einen zauberhaften Anblick, der sich aber freilich viel besser genießen als beschreiben läßt.

Auch das Häusermeer zu unseren Füßen erscheint interessant und schön und seiner großartigen Bergumrahmung würdig — ganz anders, wie die „amerikanischen" Städte erscheinen, wenn man sie aus der Vogelperspektive betrachtet. Diese letzteren zeigen einem ja dann außer ihren langweiligen geraden Staßen und außer ihren streng abgezirkelten Häuservierecks nur unbedeutende ausrufezeichenförmige Kirchthürmchen und große kastenförmige Hôtels und Kaufhäuser. Hier fällt unser Auge auf eine große Zahl von Prachtbauten, die dem Ganzen eine viel feinere und vollkommenere Gliederung geben. Daß die Bauten ursprünglich beinahe ausschließlich geistlichen Zwecken gedient haben, brauchen wir nicht zu wiederholen. Heute sind sie aber vielfach in Schulen, Hospitäler, Bibliotheken, Museen u. s. w. umgewandelt worden. Uebrigens können wir auch nicht leugnen, daß zwischen dem religiösen Hauche, der dieses stattliche Gemeinwesen durchzieht, und der Weihe und Feierlichkeit, die ihre Naturumgebung erfüllt, eine gewisse Uebereinstimmung und Wahlverwandtschaft besteht. Wir glauben zu erkennen, daß es Landschaften und Länder gibt, die mehr als andere dazu angethan sind, religiöse Gedanken zu erzeugen und zu nähren. Wüsten und Propheten waren einander bekanntlich jederzeit wahlverwandt.

Wir haben damit aber bereits angedeutet, daß uns der erhabene Standpunkt, auf dem wir uns befinden, nicht bloß in die Mitte eines gewaltigen Naturtempels versetzt hat, in dem wir staunen und anbeten, oder das übliche „Himmlisch!" und „Entzückend!" ausrufen können, sondern daß wir uns auf demselben auch angesichts eines merkwürdigen geographischen Naturobjektes befinden, das sich analysiren und nach verschiedenen Beziehungen hin überdenken läßt. Indem wir stundenlang da oben verweilen, hin und her schreitend, und bald die eine, bald die andere Seite mit und ohne Feldstecher prüfend, bleibt unser Blick vor allen Dingen mehr und mehr auf einer Stelle haften, die wir als einen häßlichen Schandfleck in dem schönen Bilde bezeichnen müssen. Es ist

der Texcoco-See und seine nächste Umgebung — eine gelbgraue, pflanzenlose Ebene, die grell von den dunkelblauen Bergen und von den grünen Fruchtgefilden gegen Tlalnepantla, Tacubaya und Xochimilco hin absticht. Angesichts ihrer kommt uns zum klaren Bewußtsein, was für ein Fluch im Grunde genommen auf dem Thale von Anahuac ruht, indem es ähnlich, wie ausgedehnte Striche Nord-Mexikos, keinen Abfluß zum Meere besitzt. Dieser Texcoco-See bildet das letzte Receptaculum allen Wassers, das von den Bergen rund umher, sowie aus der Stadt selbst abfließt, und er besitzt dadurch Eigenschaften, die ihn zu einer Quelle furchtbarer Uebel für seine Nachbarschaft machen.

Einmal durchtränkt er mit seiner salzigen Fluth — dieselbe enthält namentlich einen hohen Betrag von kohlensaurer Soda und von Salpeter — weithin den Boden, und dieser letztere spottet infolgedessen jedem Anbauversuche, den man auf ihm anstellt. Er trägt nicht Baum, nicht Strauch, nicht Gras, nicht Kraut, und statt einer reichen Kulturoase dehnt sich deshalb im Osten der mexikanischen Hauptstadt eine armselige, in der Trockenzeit mit Salzausblühungen bedeckte Wüste aus.

Sodann füllt sich der See in der Regenzeit von den umgebenden Bergen her regelmäßig mit einem Uebermaße von Wasser, und er überschwemmt damit die Straßen der Stadt zuweilen bis Mannshöhe, sowie auch die ganze Umgebung derselben. Dieses Uebel ist uralt, aber es scheint, als ob sich dasselbe im Laufe der letzten Jahrhunderte noch beständig gesteigert habe — sei es durch das unzweckmäßige Eingreifen der Menschen, sei es durch eine mittlerweile eingetretene Veränderung der Naturverhältnisse. Als die spanischen Conquistadoren in das Land eindrangen, fanden sie die Aztekenstadt bekanntlich in einem permanenten See stehen — als ein ziemlich vollkommenes neuweltliches Venedig. Dadurch, daß die neuen Herren namentlich im Norden des heutigen Texcoco-Sees hohe und starke Dammbauten errichten ließen, und

daß sie auf solche Weise den kleinen Cristobal- und Xaltocan-See sowie den noch weiter nördlich gelegenen Zumbango-See verhinderten, ihre Wassermenge frei in den Texcoco-See zu ergießen — dadurch wurde dieser permanente See künstlich in einen periodischen See verwandelt. Während des „tiempo de seca“ lag die Hauptstadt nunmehr trocken, und nur während des „tiempo de agua“ stand sie nach wie vor in dem nassen Elemente. Während aber früher in dem Leben der Bevölkerung Alles auf das amphibische Dasein eingerichtet war, so ist dies heute nicht mehr der Fall, und während früher das Wasser ziemlich süß war und sich ganz gut zur Befruchtung von Nutzpflanzen gebrauchen ließ, so hat sich dasselbe heute in eine ziemlich konzentrirte Salzlösung verwandelt, die nur ätzend und zerstörend auf die Pflanzen wirkt. Zugleich haben sich aber in den Jahrhunderten, die seit Cortez und Montezuma vergangen sind, auch mancherlei natürliche Veränderungen an dem Thale von Anahuac vollzogen, die für die Hydrologie desselben von hohem Belang sind. Die Wassermassen, die seither von den Kalkstein- und Basaltbergen im Norden des Plateaus hinabgeflossen sind in den Zumbango-See, sowie in den Xaltocan- und Cristobal-See, und aus diesen letzteren in den Texcoco-See, — diese Wassermassen haben außer kohlensaurer Soda und anderen Salzen auch große Massen von Gebirgsschutt mit herabgeführt in die Seen, und sie haben namentlich die Becken der drei erstgenannten Seen dadurch seichter und enger gemacht, so daß dieselben zur Regenzeit trotz der erwähnten Dämme ihren Inhalt überfließen lassen und immer bedrohlichere Ueberschwemmungen in der Thalebene verursachen. — Auch der Boden und der Spiegel des Texcoco-Sees scheinen heute viel höher zu liegen als in früheren Jahren, und auch infolgedessen treten seine Hochfluthen gegenwärtig viel leichter und ungestümer auf als früher. Alexander von Humboldt (1803) gibt die Höhe seines Spiegels unter dem Straßenpflaster der Hauptstadt auf reichlich 4 Fuß an, Joseph Burkart (1825)

auf $3^2/_3$ Fuß, und heute liegt derselbe kaum noch einen Meter darunter. Erscheint die Hauptstadt nicht dadurch im Begriffe, sich von neuem in ein wirkliches Venedig zu verwandeln? Sobald die Fluth, die höher und höher an ihre Häuser herantritt, eine stark konzentrirte Salzlösung bleibt, so dürfte dies kaum zu ihrem Heile sein.

Ein ganz ähnlicher Auffüllungsprozeß wie an den bereits genannten Seen vollzieht sich übrigens auch an den im Süden von der Hauptstadt gelegenen Süßwasser-Seen von Xochimilco und Chalco, die von dem Popocatepetl und Ixtaccihuatl, sowie von dem Ajusco her gespeist werden — also von viel gewaltigeren Bergriesen wie die Seen im Norden —, die aber nichtsdestoweniger bei den Texcoco-Ueberschwemmungen viel weniger in Betracht kommen. Durch ihre ganze komplizirte Bauart und durch ihre Erhebung in die Region des ewigen Schnees hat die Gebirgsgegend im Süden ein viel sanfteres und besser geordnetes hydrologisches Regime, könnte man vielleicht sagen, und außerdem sind die Becken des Xochimilco- und Chalco-Sees auch viel geräumiger, und fähiger, eine größere Wassermenge zu fassen und zurückzuhalten.

Die Frage, ob auch das Klima über dem Thale von Anahuac ein anderes geworden sei, ob die Gewittergüsse der Regenzeit gegenwärtig heftiger und reichlicher niedergehen als vordem, ob die Dürrezeit dagegen anhaltender und strenger auftrete, und ob das veränderte hydrologische Regime vor allen Dingen eine Folge sei von dem veränderten meteorologischen Regime — diese Frage läßt sich an der Hand der Daten, die uns vorliegen, nicht beantworten. Dagegen versteht es sich ganz von selbst, daß durch den Auffüllungsprozeß, dem die sechs Seen des Thales von Anahuac ausgesetzt sind, das ganze Verhältniß dieser Seen zu einander eine wesentliche Veränderung erfahren mußte. Heute liegt der Zumbango-See angeblich 6 m über dem Texcoco-See, der Xaltocan- und Cristobal-See 3,5 m und der Xochimilco- und Chalco-See 3 m, während ältere Angaben für den Zumbango-See auf

26 Fuß und für den Xaltocan- und Cristobal-See auf $12^2/_3$ Fuß lauten. Die Tiefe des Texcoco-Sees beträgt gegenwärtig bei niederem Wasserstande im Maximum $0_{,6}$ m.

Noch einer Eigenschaft des Texcoco-Sees haben wir aber zu gedenken, indem wir von den Kathedralenthürmen aus das Thal von Anahuac wie eine zu unseren Füßen ausgebreitete Landkarte überschauen; und wenn durch irgend eine Eigenschaft, so erscheint uns der See durch diese wie von einem bösen Geiste beseelt, der darauf sinnt, die Menschen und ihr Kulturleben in seiner Nähe zu verderben. Auch das gesammte Kloakenmaterial, das von einem 300 000 Seelen zählenden Gemeinwesen ausgesondert wird, findet zusammen mit dem abfließenden Wasser sein letztes Receptaculum in dem See, soweit es nicht infolge des geringen Gefälls in dem Grundwasser verharrt, das von dem See her den Boden, auf dem die Stadt steht, durchsickert. Daraus erklärt sich der Typhushauch, der die Straßen in einer für den Fremden unausstehlichen Weise erfüllt, und dadurch ist der Texcoco-See — zusammen mit seiner unterirdischen Fortsetzung — eine wahre Pestquelle für die Hauptstadt. Natürlich vollzieht sich an den Auswurfstoffen allmälig der Prozeß der Nitrification — dem der Boden am See seinen hohen Salpetergehalt verdankt —, aber derselbe geht nicht rasch genug vor sich.

Bei den alljährlichen Ueberschwemmungen tritt natürlich auch das Grundwasser überall in den Straßen zu Tage, und dann steht die Stadt eigentlich nicht in Wasser, sondern in — eau de fumoir, so lange bis der reichlich niederströmende Regen die Flüssigkeit hinreichend verdünnt hat, und bis die Auswurfstoffe in der Folge durch chemische Vorgänge ihren gefährlichen Charakter verloren haben. Von der Illusion, als befänden wir uns in der mexikanischen Hauptstadt inmitten eines Thales der Glücklichen, kommen wir durch solche Betrachtungen wohl gründlich zurück.

Zugleich fragen wir uns aber auch, ob es denn kein Mittel gibt, Mexiko und sein schön umrahmtes, mit einem

ewigen Frühlinge gesegnetes Thal von den angegebenen Uebeln zu befreien. Die drei Hauptübel — die Salzdurchtränktheit der Texcoco-Gegend, die bedrohlichen Ueberschwemmungen und die gesundheitsschädlichen Aushauchungen des Bodens — müßten natürlich schwinden, wenn man dem Texcoco-See einen Abfluß schaffen könnte, und thatsächlich hat man sich mit diesem Problem auch schon seit lange beschäftigt. Daß man es gelöst habe oder auch nur seiner Lösung nahe gekommen sei, läßt sich aber nicht behaupten. Da man in erster Linie die beständige Ueberschwemmungsgefahr bekämpfen zu müssen glaubte, so richtete man seine Aufmerksamkeit vor allen Dingen auf die Seen im Norden, von denen her erwiesenermaßen die Hauptfluth auf die Hauptstadt niederströmt. Man versuchte den Zumbango-See nach dem Rio de Cuautitlan — und somit nach dem Rio Montezuma oder Panuco — abzuleiten, und so entstand bereits im Jahre 1607 durch den alten Ingenieur Enrique Martinez der bereits erwähnte „Tajo de Nochistongo", dem entlang wir in das Thal von Anahuac einfuhren. Die 15 000 Indianer, die diesen künstlichen Abzugskanal herstellten, hatten in dem mürben Gestein auch nicht gerade sehr harte Arbeit damit. Noch weniger schwierig war es freilich in der Zeit der Regen den durchströmenden Wassermassen, das Gestein zu bearbeiten und mit sich fortzureißen. Die Decke des Tunnels, durch den der Kanal ursprünglich auf einer längeren Strecke führte, stürzte durch ihre Wirkung bereits nach wenigen Jahren zusammen, und ebenso bröckelten auch die Wände hinunter, und zeitweise war das Cuautitlan-Wasser durch die vollständige Verstopfung des Tajo de Nochistongo gezwungen, seinen alten Weg nach dem Texcoeo-See zu nehmen. Man hat danach — zur Zeit des Martinez ebensowie später — unendlich viel an dem Kanal herumgebessert, man hat ihn verbreitert, man hat ihn vertieft, aber man ist jederzeit fern geblieben von dem Ziele, das man erreichen wollte. Die Ueberschwemmungen, die die Stadt heimsuchten, waren zum Theil

schlimmer als vorher, so daß man in sehr unberechtigter Weise von verschiedenen Seiten die vollkommene Wiederzuschüttung des Kanals verlangte. Es bietet dies nur ein Beispiel zu dem bekannten Schlusse: „Post hoc, ergo propter hoc“. Uebrigens spielte aber auch in die Nochistongo-Frage von jeher die ganze politische und wirthschaftliche Misère hinein, an der Mexiko so lange gekrankt hat. Einen energischen Anlauf, die Sache von Grund aus zu lösen, nahm im Jahre 1830 der Oberst Don José Rincon, aber die Ausführung der Vorschläge dieses Mannes scheiterte schließlich an den Kosten. Alles in allem soll der Tajo de Nochistongo bereits die stattliche Summe von 6¹/₅ Millionen Pesos (25000000 Mark) verschlungen haben.

Daß der ebengenannte Kanal eine vollständige Erlösung von den in Frage stehenden Uebeln nicht gebracht haben würde, auch wenn er sich besser erhalten hätte, brauchen wir nicht weiter auseinanderzusetzen. Dieser Erkenntniß dankt aber ein anderes Kanalprojekt seinen Ursprung, das von Anfang viel gründlicher und größer angelegt war, dessen Ausführung aber noch immer in ihren ersten Anfängen steckt, obgleich man schon mehrere Jahrzehnte damit beschäftigt ist. Wir meinen das Projekt des Tequisquiac-Kanales, durch den das ganze Wasser im Norden des Tezcoco-Sees gezwungen werden soll, gerade umgekehrt zu fließen, als es bisher gewöhnt war. Der Tezcoco-See soll sich danach in den Cristobal-See und dieser in den Xaltocan-See ergießen, und die Sohle des künstlichen Rinnsales, durch das dies geschehen soll, soll auch bei Zumbango noch 18 m tiefer liegen als das Straßenpflaster der Stadt Mexiko. Wann wird dieser Kanal aber fertig werden, und werden nicht auch bei ihm die übermächtigen mexikanischen Naturkräfte noch manchen schlimmen Querstrich durch die schöne Rechnung machen? Insofern als er nur einen Theil des Problemes zu lösen versuchte, sah ja der Plan des alten Martinez eigentlich anfangs auch gar nicht so übel aus, und wir Neueren, die wir die traurigen Erfah-

rungen sehen, die er mit seinem Werke gemacht hat, haben es sehr bequem ihn zu kritisiren und zu verlachen.

Doch damit sei es mit unserer Umschau von den Thürmen der Kathedrale genug. Wir haben ja noch verschiedene Dinge in der mexikanischen Hauptstadt und ihrer Umgebung in das Auge zu fassen.

39.

Die Mineria und die mexikanische Wissenschaft. Die Academia de San Carlos und die mexikanische Kunst. Das mexikanische Nationalmuseum und die Nationalbibliothek. Der deutsche Klub. Die Post. Der Mercado. Die Bäder. Ausflüge in die Umgebung.

Welches Gebäude in der Stadt Mexiko sollte uns wohl bei unseren geographischen Studien neben der Kathedrale wichtiger erscheinen als die sogenannte „Mineria" — die mexikanische Bergbauhochschule mit ihrer Sammlung von mexikanischen Gesteinen! Dürfen wir uns ja doch versprechen, eine Menge von interessanten Aufschlüssen darin zu erhalten, sowohl was den inneren Bau des mexikanischen Plateau- und Berglandes betrifft, als auch was den Betrieb des ersten aller mexikanischen Wirthschaftszweige — des Bergbaues — angeht.

Da wir eine Einführung an den Direktor der Mineria besitzen, so suchen wir zuerst diesen in seiner Wohnung auf. Das stellt sich freilich als eine ziemlich schwierige Aufgabe heraus. Der betreffende Herr heißt Castillo, deren gibt es aber in den mexikanischen Städten gar viele, und das Adreßbuch gehört zu denjenigen Errungenschaften der Kultur, die man in der mexikanischen Hauptstadt bislang noch nicht gemacht hat, — trotz der 300 000 Einwohner, die darin leben. In der Mineria selbst nennt man uns verzeihlicherweise eine falsche Straße und Hausnummer, und der edle Don, welcher uns daselbst nach Empfang unserer Karte in seinem schön mit

Palmen geschmückten Patio empfängt, erklärt uns, daß er zwar Castillo heiße, daß er aber mit der Geologie und dem Bergbau nicht das geringste zu schaffen habe, sowie daß er auch über das Haus und die Existenz seines Namensvetters keinerlei Auskunft zu geben vermöge. Aehnlich geht es uns dann wohl noch an einem halben Dutzend anderer Stellen, bis wir endlich — Dank der Intelligenz und Freundlichkeit einer sanftäugigen jungen Indianerin — den richtigen Don Castillo finden. Die gemachten Irrfahrten, die sich bei anderen Gelegenheiten mehrfach wiederholen — z. B. beim Aufsuchen der deutschen Gesandtschaft, wo wir auch erst von Pontius zu Pilatus geschickt werden, — diese Irrfahrten haben für uns eine angenehme Seite, indem sie uns zahlreiche Straßen und Häuser der Stadt betreten lassen, denen wir sonst wohl ferne geblieben wären, und indem sie uns auf diese Weise in kurzer Zeit zu einer verhältnißmäßig gründlichen Lokalkenntniß verhelfen. Es geht uns, wie es den Wilden im Urwalde geht. Das Fehlen des Adreßbuches in der Aztekenstadt sei also dankbar gepriesen.

In dem Empfangszimmer des richtigen Don Castillo fühlen wir uns wieder einmal ziemlich deutsch angeweht, nicht bloß dadurch, daß die gesammte Einrichtung desselben von ausgesprochen deutscher Art ist, sondern auch dadurch, daß auf dem Haupttische als hervorragendste Dekoration J. J. Weber's „Meisterwerke der Holzschneidekunst" prangen. Daß sich allerdings nebenbei auch noch ein anderer Kultureinfluß in dem Hause geltend macht, bezeugt uns die Tochter des Herrn Castillo, welche uns zusammen mit ihrer Frau Mutter empfängt, und welche die Unterhaltung mit uns englisch führt. Die junge Dame hat gleich unseren ersten mexikanischen Damenbekanntschaften ihre Erziehung zum Theil in einem amerikanischen Institut genossen. Don Castillo selbst liegt leider gerade krank darnieder, und so müssen wir auf seine Führerschaft in der ihm unterstehenden Sammlung verzichten; wir erhalten aber durch Vermittelung der Damen vom Hause

eine Empfehlung an seinen Vertreter, und mit dieser wandern wir zur Mineria in der Calle de San Andres.

Das Gebäude ist eins der imposantesten, die Mexiko besitzt, — augenscheinlich in jeder Beziehung darauf angelegt, der Rolle zu entsprechen, die der Bergbau in dem Lande spielt und gespielt hat. Es ist in den Jahren 1793 bis 1813 von dem berühmten mexikanischen Architekten Manuel Tolsa mit einem Kostenaufwande von $1\frac{1}{2}$ Millionen Pesos (circa 6 Millionen Mark) erbaut worden. Sobald wir es in seinen Einzelheiten genauer mustern, zeigt es uns aber eine wunderliche Erscheinung. Da ist kaum eine Säule an dem ganzen Gebäude, die lotrecht steht, und da gibt es kaum ein Portal und ein Gewölbe, das nicht niedrig und gedrückt oder verzerrt aussieht. Unter der schweren Steinmasse des Riesenbaues hat sich eben die schwammige, lockere Natur des Baugrundes von Mexiko viel deutlicher kundgegeben, als unter den leichten einstöckigen Häusern, die die Stadt im übrigen charakterisiren, und der ganze südliche Theil ist um volle zwei Meter in den Boden hineingesunken. Lange Zeit schien das Gebäude mit Einsturz zu drohen, und man sah sich gezwungen, die Hauptkuppel niederzulegen, dadurch daß man weitere zwei Millionen Mark auf Reparaturen verwandte, hat man es aber doch stehend gehalten, und gegenwärtig sollen die einzelnen Theile sogar in einem ziemlichen Gleichgewichtszustande zu einander verharren. Wir konnten uns nichtsdestoweniger niemals eines gewissen Gefühles persönlicher Unsicherheit erwehren, wenn wir durch die Hallen und Säulengänge dahin schritten. Sollte nicht bei einem solchen Baue auch einmal eins der schwachen Erdbeben, von denen das Thal von Anahuac im Zusammenhange mit seinem Vulkanismus heimgesucht wird, genügen, um eine Katastrophe herbeizuführen? Eine unzweifelhafte Thatsache ist es, daß der Senkungsprozeß beständig noch weiter fortschreitet, wenn auch ganz langsam. — An anderen großen Gebänden der mexikanischen Hauptstadt beobachtet man diesen

Prozeß natürlich auch, glücklicherweise aber an keinem in einem so gewaltigen Maßstabe.

In dem Assistenten Don Castillos lernen wir einen sehr verbindlichen Herrn kennen, der sich auf das wackerste bemüht, uns die seiner Obhut anvertrauten Schätze in dem rechten Lichte zu 'zeigen. Vor dem vorhandenen Lehrapparate gewinnen wir eine große Hochachtung. Wie sollte das auch anders möglich sein, da er sich in allen Hauptsachen auf das engste an unser Freiberg anlehnt! Die ausgestellten Schacht- und Maschinenmodelle stammen beinahe sämmtlich von da her. Wieder ein deutscher Kultureinfluß, auf den wir mit Fug und Recht stolz sein dürfen! Was man mit dem schönen Apparate in Mexiko leistet, darüber gewannen wir freilich kein Urtheil, da die Schüler der Mineria zur Zeit unserer Besuche in der Anstalt gerade Ferien hatten.

In der mit der Mineria verbundenen Gesteinssammlung sah es ein wenig chaotisch aus. Es waren ziemlich viele Materialien da, aber nicht der zwanzigste Theil davon war genau bestimmt und etikettirt, und einen klaren Einblick in die Tektonik des Landes zu verschaffen, war die Sammlung ganz und gar nicht geeignet. Am besten stand es noch um die jungen Bildungen, die Don Castillo bei Gelegenheit der Anlage des Tequisquiac-Kanales gesammelt hatte, und in denen er sowohl die Reste von fossilen Elephanten als auch von Menschen entdeckt hat. Mit dem vorliegenden älteren Material sind die Herren, welchen die Ordnung der Sammlung obliegt, in sichtbarer Verlegenheit, und die Handstücke, mit denen sie es zu thun haben, sehen in der That vielfach verwirrend genug aus, so daß wohl auch ein tüchtiger deutscher Geologe schwerlich wissen würde, was er damit anfangen sollte, wenn ihm nicht die Möglichkeit gegeben würde, sie zusammen mit ihrem Fundorte zu studiren. Unser Führer sprach viel von Alexander von Humboldt, schien aber dabei nicht sehr zu bedenken, daß seit dem Besuche unseres großen Landsmannes in Mexiko eine stattliche Reihe von Jahrzehnten

vergangen war, und daß die geologische Wissenschaft in dieser Zeit mancherlei Fortschritte gemacht hatte. Auf unsere Frage, ob eine geologische Uebersichtskarte der mexikanischen Republik in der Mineria vorhanden sei, oder doch wenigstens eine geologische Karte der näheren Umgebung der Hauptstadt, lauteten seine Antworten verneinend. Er fügte aber hinzu: „Wenn Sie uns solche Karten machen wollten, so würden wir Ihnen sehr dankbar sein.“ Das war freilich ein gar zu starkes Vertrauen in den Klang des deutschen Namens, das wir leider nicht zu rechtfertigen in der Lage waren.

Ein anderes öffentliches Gebäude der mexikanischen Hauptstadt, dem wir wiederholte Besuche abstatten, und dem wir immer mit einer viel höheren Befriedigung den Rücken kehren als der Mineria, ist die „Academia de San Carlos“. Daß die Mexikaner einen hoch entwickelten Farben- und Formensinn besitzen, haben wir schon an anderen Orten gesehen — vor und in der Kathedrale, angesichts der schönen Standbilder auf dem Paseo de la Reforma u. s. w. Sollte dieser Sinn aber nicht zu einem noch volleren Ausdrucke kommen müssen in der Anstalt, die ausschließlich der Pflege der Künste geweiht ist? Wir erkennen in den Sälen der Academia bald, daß dies thatsächlich der Fall ist. Die darin enthaltene Sammlung von Gemälden und Bildsäulen steht den europäischen Sammlungen gleicher Art in der That viel ebenbürtiger zur Seite als die „amerikanischen“ Kunst-Galerien, wenigstens soweit die nationalen Kunstschöpfungen in Frage kommen; und wir sind geneigt, dies um so höher anzuschlagen, als die unglückliche Mexikanische Republik seit dem ersten Jahrzehnt des laufenden Jahrhunderts eigentlich niemals aus den Bürgerkriegswirren herausgekommen ist, und als es bekanntlich im Allgemeinen bezüglich der Kunstentwickelung heißt: „Inter arma silent musae!“ Freilich hat die Kunst in den geographischen Verhältnissen Mexikos auch desto günstigere Voraussetzungen. Das Blau des mexikanischen Himmels ist ebenso dunkel und tief wie das des griechischen und italienischen,

das Gefunkel der mexikanischen Sterne und der Glanz der mexikanischen Sonne ist ebenso lebhaft, und welche Landschaft in der Welt zeigte uns wohl schärfere und schönere Umrißlinien als die vielgestaltigen mexikanischen Vulkanberge oder die mexikanischen Mezquite-, Agaven- und Opuntien-Gebüsche und Alamos-Baumgruppen! Auch die alten Azteken waren bekanntlich schon ein Kunstvolk. Die in Mexiko einwandernden Spanier brachten in der fraglichen Beziehung natürlich auch ein ganz anderes Erbtheil aus ihrer europäischen Heimath mit, als die in dem Unionsgebiete einwandernden Angelsachsen!

Unter den Künstlern, welche in der „Academia de San Carlos" vertreten sind, stellen wir Luis Juarez und Baltazar de Echave obenan, sowohl was die Zahl als auch was den Rang ihrer Werke anbetrifft. Die Stoffe, die dieselben behandeln, sind natürlich dem bigott-katholischen Charakterzuge des mexikanischen Volkes gemäß — der auch in der gegenwärtigen liberalen Aera nicht von ihm weichen will — ausschließlich der neutestamentlichen Geschichte und Legende entnommen, die Art, in der die beiden Künstler ihre Christus- und Heiligenbilder und ihre Kreuzigungen und Kasteiungen zur Darstellung bringen, gemahnt uns aber sehr an die Art der großen spanischen und italienischen Meister. Die Affekte, die auf den Gemälden zum Ausdrucke kommen, sind ungemein starke und heftige — ganz besonders bei den Juarez'schen —, und dadurch wird nach unserer Meinung wieder einem Zuge des mexikanischen Nationalcharakters entsprochen, da sich ja die spanische Leidenschaftlichkeit auf dem mexikanischen Boden eher noch bedeutend gesteigert als gemindert hat. In beiden Künstlern zeigt sich uns die mexikanische Kunst gewissermaßen als ein schönes Stück Mittelalter, das sich durch die halbtropische Sonnengluth, durch die harte Plateauluft, durch den im Boden schlummernden Vulkanismus, durch die starken Würzen der mexikanischen Pflanzenwelt und durch verschiedene andere geographische Einflüsse eigenartig gestaltet hat, dem wir aber noch immer viel Geschmack abgewinnen können. In dieselbe

Reihe mit Juarez und Echave stellen wir unter den Künstlern der Academia namentlich noch Miguel Cabrera, José Ibarra und Sebastian de Artega, von denen es namentlich dem ersteren recht gut gelingt, seinen großen europäischen Vorbildern nahe zu kommen.

In anderen Bahnen wie die genannten Maler bewegen sich mit ihren Stoffen und Darstellungsweisen: Santiago Rebull mit seinem Opfer Abrahams, Juan Uruchi mit seiner Flucht Lots, Gregoria Figuera mit seinem Morde Kains, José Obregon mit seiner Hagar in der Wüste, sowie auch Salome Pina (ebenfalls mit einer Hagar), Rafael Flores, Juan Manchola, Ramon Sagredo u. s. w. Die Stoffe sind bei ihnen fast ausnahmslos dem alten Testamente entlehnt, aber die Behandlung ist in einem hohen Grade modern, und bei Ramon Sagredo und Salome Pina konnten wir nicht umhin, an Hoffmann und Hübener und an die Dresdener Schule zu denken. Spezifisch spanisch-mexikanisch erschien uns aber die ausgesprochene Liebe für das Grausige und Furchtbare. Nur das Auge der Frauen, die auf den Bildern dargestellt sind, ist fast ausnahmslos das weiche, sanfte Dulderauge der mexikanischen Indianerfrauen — eine Eigenschaft, die den Kunstwerken noch einen national-mexikanischen Charakterzug mehr verleiht.

Befremdend erschien es uns in der Academia de San Carlos, daß gute Landschaftsbilder darin so gut wie gar nicht vertreten waren. Wir hatten geglaubt, daß Mexiko gerade für die Landschaftsmalerei zahllose verlockende Objekte darbieten müßte. Es sieht aber aus, als ginge den Mexikanern wirklicher Natursinn in einem ganz ähnlichen Grade ab wie den Südeuropäern. José M. Valasco und E. Landesio sind die einzigen Namen, die wir in dieser Richtung zu nennen haben.

Begründet wurde die mexikanische Kunstakademie bereits im Jahre 1784.

Auch das Nationalmuseum — das „Museo Nacional"

— nimmt unser Interesse in hohem Grade in Anspruch. In das Kulturleben der alten Azteken gewährt dasselbe einen prächtigen Einblick, und insbesondere die großen Prachtstücke, welche inmitten der Palmen des Patio aufgestellt sind, müssen das Herz jedes Archäologen mit heller Freude erfüllen. In der naturhistorischen Abtheilung des „Museo" finden wir namentlich die farbenreiche mexikanische Vogelwelt recht gut repräsentirt, und in der historischen Abtheilung die verschiedenen Maximilian-Reliquien. Die letzteren schien das gemeine Volk, das sich stets sehr zahlreich um sie versammelte, mit ganz denselben Empfindungen zu betrachten wie Heiligen-Reliquien. Im übrigen bemerkten wir auch in dem „Museo" zu unserer Freude an verschiedenen Glanzpunkten die ordnende deutsche Hand. Wer daheim würdigt aber wohl die Verdienste, die sich ein von irgend einem Winde verschlagener deutscher Forscher auf solche Weise erwirbt! Und wer faßt die starke Position, die der deutschen Kultur dadurch geschaffen wird, genügend scharf ins Auge!

Eine sehr schöne Privatsammlung von mexikanischen Mineralien — namentlich von Erzstufen, Krystalldrusen, Halbedelsteinen u. s. w. — lernten wir in dem Hause des Pharmazeuten Dr. Casca, eines Deutsch-Oesterreichers, kennen, der seit geraumer Zeit in Mexiko lebt und ausgedehnte Beziehungen in dem Lande unterhält. Dieser Herr besitzt nebenbei ebenfalls eine große Zahl von prachtvollen Maximilian-Reliquien — Silbersachen, Gemälde, Gewehre u. s. w.

Die Deutschen, die eine sehr starke Kolonie in der mexikanischen Hauptstadt bilden — als Geschäftsleute, als Aerzte u. s. w. — dürfen sich des stattlichsten und des komfortabelsten Klubhauses in derselben rühmen, in dem sie importirtes Spatenbräu trinken, deutsche Zeitungen und Zeitschriften lesen, auf deutsche Art Unterhaltungsabende veranstalten u. s. w. Wir gedenken der Gastfreundschaft, die wir darin genossen haben, mit um so größerem Vergnügen, als wir an dem Geburtstage des Fürsten Bismarck Zeuge davon waren, wie

der deutsche Patriotismus darin zu Zeiten zu heller Flamme auflodert. Hie Deutschland! — Auch eine Deutsche Zeitung erscheint übrigens in der mexikanischen Hauptstadt, und dieselbe lehnt sich ohne Zweifel viel enger und treuer an die Presse daheim an, als die Deutsche Zeitung in New-Orleans, deren wir früher gedacht haben.

Von anderen Leuten und Institutionen, mit denen wir während unseres Aufenthaltes näher vertraut wurden, nennen wir noch die Nationalbibliothek („Bibliotheca Nacional"), die Post, den Markt (Mercado) und die Bucarali-Bäder.

Die Nationalbibliothek war früher eine Kirche, sie ist aber ihrer neuen Bestimmung durch Umbau auswendig ebenso wie inwendig in geschickter Weise adaptirt worden, und sie gehört nach unserer Meinung in ersterer Beziehung zu den schönsten architektonischen Zierden der Stadt. In dem großen Lesesaale — dem ehemaligen Haupt-Kirchenschiffe — empfanden wir namentlich die Kühle in den heißen Tagesstunden als eine große Wohlthat. Von den in dem Gebäude untergebrachten Bücherschätzen lautet unser Lob weniger begeistert — denn beinahe Alles, was sie uns Lesenswerthes über Land und Leute von Mexiko zu bieten hatte, war Alexander von Humboldt's „Essai politique sur le royaume de la Nouvelle-Espagne"; den hatten wir aber von daheim ziemlich gut im Gedächtnisse, und außerdem fanden wir die darin enthaltenen Anschauungen zwar für ihre Zeit vorzüglich, aber in vielen Punkten nicht mehr recht zutreffend für die Gegenwart. Auch hier wieder scheinen uns die Mexikaner dringend Leute von auswärts zu bedürfen, die ihnen bei ihren Bemühungen helfend beispringen. Den Katalog fanden wir elend, dafür war es uns, sowie jedem anderen Besucher des Lesesaales aber unbenommen, jedes beliebige Buch aus jedem beliebigen Regale eigenhändig herauszunehmen und nach dem Gebrauche wieder an der rechten oder unrechten Stelle unterzubringen. Besser als wir dürfte der Kultur-

historiker und Archäolog in der Bibliothek auf seine Rechnung kommen.

In der Post bemühte sich die Direktion augenscheinlich sehr, die Briefauslieferung dem Publikum möglichst bequem zu machen. Zu diesem Zwecke ließ sie nach der Ankunft jedes Zuges aus El Paso oder Veracruz ein vollständiges alphabetisches Verzeichniß der eingegangenen Briefe anfertigen und im Patio zur Einsicht für jedermann anheften. Wenn wir dann aber an den Schalter traten, und was unser war verlangten, da begegnete es uns wiederholt, daß der betreffende Beamte die Sache nicht finden konnte, und uns schießlich in seiner Verzweiflung erklärte, es werde sie vielleicht ein Anderer abgeholt haben. Das erste mal nahmen wir diese Auskunft ruhig hin, obzwar ein wenig verwundert, und schließlich fanden unsere Briefe nach ein paar Stunden auch noch ganz richtig den Weg zu uns. Das zweite mal aber gingen wir zu dem Herrn Direktor und gaben ihm den freundschaftlichen Rath, seine Praxis doch dadurch zu vereinfachen, daß er die neuangekommenen Briefe auf einen Haufen mitten im Patio schütten, und sich jedem davon aussuchen ließe, was ihm gefiele.

Einen Hochgenuß bereitete uns das Herumschlendern im „Mercado", denn dort gab es echtes mexikanisches Volksleben und echte Erzeugnisse des mexikanischen Bodens. Man kann sich kaum ein bunteres Bild denken als diese Eselstreiber, die ihre Topfwaaren oder ihre Früchte von den Thieren abladen; als diese halbnackten Indianerweiber, die ihre kleinen Kinder im Rückentuche herumschleppen; als diese braunen Jungen, die sich und ihre Körbe den Käufern und Käuferinnen zur Verfügung stellen, um ihnen ihr Obst, ihr Gemüse, ihren Fisch oder ihr Fleisch nach Hause zu tragen u. s. w. Mit Viktualien jeder Art zeigte sich der Markt auf das beste versorgt, und namentlich bringen die Züge von Veracruz auch tagtäglich in Masse herauf, was unten in der tiefgelegenen „tierra caliente" wächst — Bananen, Ananas, Mangos, Orangen, und zu welchen Spottpreisen!

Den Bädern von Mexiko trauten wir angesichts des trüben, übelriechenden Wassers in den Kanälen, und angesichts des vielen Schmutzes, den wir anderweit zu sehen bekamen, nicht viel Gutes zu. Um so angenehmer berührte es uns, als wir in den „Baños de Bucareli y Reforma" auf eine Sauberkeit und Eleganz stießen, die nicht das Geringste zu wünschen übrig ließ. Das darin enthaltene orientalische Bad kann in dem Palaste eines türkischen Großen auch nicht komfortabler sein. Haben die Hispano-Mexiker das von den Arabern? — Zwei originelle Annexe an das Menschenbad dürfen wir hierbei nicht unerwähnt lassen: ein Pferdebad und ein Hundebad — beide ebenfalls sehr nett und sauber gehalten. Ein großes Restaurant, das mit den Bädern in Verbindung steht, bietet Erfrischungen jeder Art, und ein hübscher Garten mit Blumenbeeten und Laubgängen gewährt den Gästen zugleich auch die Möglichkeit, sich vor und nach dem Bade zu ergehen.

Das Wasser der Bäder entstammt ebenso wie das Wasser der Haushaltungen einem der beiden großen Aquaedukte, die die Stadt besitzt. Der eine davon — der ältere und kürzere —, der das Wasser von den Felsenhügeln bei Chapultepec herleitet, führt „dickes Wasser" („agua gorda"), der andere, 16 km lange und neunhundertbogige, von Santafé her, dagegen „dünnes Wasser" („agua delgada"), so daß für jedes Bedürfniß gesorgt ist. Das Trinkwasser fanden wir immer von ganz guter Qualität, so daß also zu der früher geschilderten Wassernoth nicht noch eine neue hinzu kommt. Wasserträger (aguadores) mit breiten Lederriemen an der Stirn befördern dasselbe vermittelst großer Thonkrüge von dem Aquaedukte in die Häuser.

Unter den Ausflügen, die wir in der Umgebung der Hauptstadt machten, heben wir vor allem diejenigen nach Chapultepec, nach Guadelupe, nach San Angel und nach den Barrancas hinter Tacubaya hervor. Bei dem Schlosse Chapultepec, das malerisch auf einem Andesitfelsen liegt, ließen

wir uns aus den Wipfeln der alten herrlichen Ahuehuete-Bäume das tragische Geschick von Montezuma und von Maximilian, die unter ihnen wandelten, erzählen. In Guadelupe tranken wir von der heißen Quelle, die nach dem Glauben ketzerischer Geologen eine Nachwirkung des Vulkanismus der benachbarten Basaltberge ist, während sie den gläubigen Mexikanern als eine Wundergabe der Madonna gilt, und nebenbei staunten wir über die Ballustrade aus massivem Silber, die den Hochaltar in der benachbarten Kirche umgibt, sowie auch über die schamlosen Bettler und Bettlerinnen, die uns dicht daneben umdrängten. Bei San Angel und Tacubaya endlich machten wir kleine geologische und physikalisch-geographische Studien, an dem großen Lavafelde des sogenannten Pedregal, an den Erosionserscheinungen der Barrancas u. s. w. Doch davon müssen wir wohl an anderer Stelle reden. Dergleichen kleine Exkursionen ohne Begleitung und ohne Bewaffnung zu unternehmen, warnten uns mit der mexikanischen Hauptstadt Vertraute auf das dringendste.

Wir planten auch eine Besteigung des Popocatepetl. Doch eben als wir uns aufmachen wollten, da hatten auch wir dem mexikanischen Plateauklima unseren Tribut zu zollen. Europäer neigen in der dünnen Atmosphäre sehr allgemein zu Schleimhautaffektionen jeder Art. Wir bekamen eine Augenentzündung, und das war beinahe das schlimmste, was uns widerfahren konnte, denn das verhinderte uns, klar und scharf zu sehen. Unser deutscher Arzt tröstete uns damit, daß das Uebel von selbst schwinden würde, wenn wir wieder auf ein tieferes Niveau hinabstiegen. In Veracruz hauste nun bereits der bekannte unheimliche Sommergast — das Gelbe Fieber —, und so entschlossen wir uns kurz und gut, auf dem Wege durch Texas nach New Orleans zurückzukehren.

40.

Nach Florida. Mobile. Die nordfloridanische Landschaft. Jacksonville und die Natur der Küste. St. Johns River.

Bezüglich keines Staates der Union hatte die Weltausstellung von New Orleans für uns so überraschende Offenbarungen enthalten, wie bezüglich Floridas, und vor allen Dingen war es ein in der „Staatenhalle" der Ausstellung befindliches Relief von C. Leutze gewesen, das uns begierig gemacht hatte, dieses Land ebenfalls aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Das Relief war im Auftrage der Westfloridanisch-Savannah'schen Eisenbahngesellschaft angefertigt worden, und was uns dasselbe ganz besonders nachdrücklich zu Gemüthe führte, waren die merkwürdigen Analogien, die der Halbinselstaat zu unserem Italien bot. Nicht nur die langgestreckte horizontale Gestalt und die Erstreckung der Hauptachse der Halbinsel in der Richtung von Nordnordwest nach Südsüdost war dieselbe, und nicht nur der augenfällige Gegensatz zwischen ihrer ungegliederten, hafenarmen, seichten, lagunenbesetzten Ostküste, und ihrer durch zahlreiche weite und tiefe Buchten aufgeschlossenen Westküste, sondern mitten durch die Halbinsel hindurch zog auch die sogenannte Backbone Ridge als ein förmliches gewaltiges Gebirge von der Art des Apennin, und an den Stellen, wo in Italien Venedig, Genua, Livorno und Neapel liegen, da leuchteten uns auf dem Bilde von Florida die Namen Jacksonville, Pensacola, Cedar Key und Tampa entgegen — jene durch den Handel und Verkehr vergangener Jahrhunderte zu ihrer hohen Bedeutung gediehen, diese durch denjenigen der Gegenwart und Zukunft einem ähnlichen Ziele zustrebend. Das große Kulturprojekt, die Sumpfwildnisse an dem Okeechobee-See und in den Everglades durch künstliche Entwässerung in eins der Hauptzuckerländer der Erde zu verwandeln, zog unsere Aufmerksamkeit gleichfalls auf Florida, und nicht minder thaten es die Berge riesiger Orangen, Traubenfrüchte und Shaddocks und die lange Reihe

köstlicher Fruchtpräserven, welche die Gartenbau-Ausstellungshalle enthielt.

Sobald uns der freie Gebrauch unserer Augen zurückgegeben war, machten wir uns also dahin auf den Weg, durch dieselben Binsen- und Riedgrassümpfe, durch die wir in die Mississippi-Mündungsstadt hineingelangt waren, auch wieder aus ihr hinauseilend.

Auf der jung-alluvialen Landenge, welche den Lake Pontchartrain von dem Lake Borgne trennen, sind es daher nur wohlvertraute Bilder, die an unserm Auge vorüberziehen. Nachdem wir den Pearl River — der durch das Wachsthum des Mississippi-Deltas im Begriffe zu stehen scheint, aus einem selbständigen Zuflusse des amerikanischen Mittelmeeres in einen Nebenfluß des Mississippi verwandelt zu werden — überschritten haben, befinden wir uns aber in einer Gegend, die für uns neu ist. Um alluviales Land, dessen Ursprung auf die kombinirte Wirkung des Windes, des Meeres und der Ströme der Gegenwart zurückzuführen ist, handelt es sich allerdings auch hier noch, dasselbe ist aber augenscheinlich eine beträchtliche Zeit vor dem Mississippi-Delta entstanden. Es erhebt sich im allgemeinen mehrere Meter über den Meeresspiegel, es begrenzt die See in der Gestalt niedriger „Bluffs", und sein sandiger Boden hat nicht mehr jenen amphibischen, von dem nassen Elemente durchdrungenen und in seinem Bestande angefochtenen Charakter, wie rings um New Orleans. Man fühlt sich mit seinem Fuße sicherer auf ihm, und man hegt bezüglich der kleinen Ortschaften, die auf ihm erbaut sind, nicht mehr die — berechtigte oder unberechtigte — Sorge, daß sie jeden Augenblick wieder von den Fluthen verschlungen werden könnten. Auch die Vegetation ist eine andere als in dem Mississippi-Delta: die ungeheuren Bestände der langnadeligen Kiefer (Pinus australis), die den weitaus größten Theil des Landes im Süden der Alleghanies einnehmen, treten hier hart an das Meer, und ihre hohen Stämme tragen nicht wenig dazu bei, das Gefühl des Vertrauens,

welches sich an wirklichen, fertigen Boden knüpft, in uns zu befestigen. Terpentinindustrie und Holzschlägerei haben dem Walde natürlich auch hier schwere Wunden geschlagen, und allenthalben sehen wir dieselben noch klaffen: ringsum angeschnittene und abgestorbene Stämme, stehen gebliebene Stümpfe u. s. w. Von weiterer lohnender Ausbeutung der Forsten kann auch in diesem Küstenstriche in absehbarer Zeit schwerlich die Rede sein. Der Raubbau hat die in Frage stehende reiche Hülfsquelle auch hier rascher und gründlicher erschöpft, als man geglaubt hat.

Ab und zu kreuzen wir auf einem leichten „trestle-work" einen der in den Mexikanischen Golf mündenden Ströme oder wohl auch eine in das Land einschneidende seichte Meeresbucht, wie die Bai von St. Louis, die Bai von Paseagoula ꝛc., und an solchen Stellen wird die natürliche Scenerie vorübergehend eine etwas andere: dem sumpfigen Boden entsprießt hier ein schwer durchdringliches Dickicht von Palmetto-Palmen, Lebenseichen, Magnolien und Schlingpflanzen, und aus den Wassertümpeln daneben steckt hie und da ein Krokodil seinen Kopf hervor.

Unter den Ortschaften, die wir auf unserer Fahrt entlang der Golfküste berühren, ist der bei weitem bedeutendste Mobile, sowohl durch seinen Handel mit Holz und Terpentin als auch durch denjenigen mit Baumwolle und Steinkohlen. Von Natur war die große Bai, an der die Stadt liegt, zwar nicht viel tiefer als die übrigen Buchten, mit denen der Golf von Mexiko in die ihn umgebenden Küsten einschneidet. Eingeströmter nordstaatlicher Unternehmungsgeist ist aber nach dem Bürgerkriege in Mobile so gut am Werke gewesen wie in New Orleans, und derselbe hat es vor allen Dingen dahin gebracht, daß sein Hafen durch seit dem Jahre 1870 vorgenommene künstliche Ameliorationen einen Zugang von 5 m Tiefe erhalten hat, der wenigstens mittelgroßen Seeschiffen das Herannahen gestattet. Außerdem ergießt sich in die Bai von Mobile der gewaltige Alabama-Fluß, der sich eine Strecke

oberhalb seiner Mündung mit dem fast ebenso gewaltigen Tombigby vereinigt, und jeder dieser Ströme ist auf einer Strecke von etwa 600 km — der eine bis zu den Fällen von Montgomery, der andere bis zu denjenigen von Tuscaloosa — schiffbar, so daß ein sehr ausgedehntes Hinterland in den Verkehrsbereich der Stadt hineingezogen wird. In diesem Hinterlande gibt es aber trotz alles Raubbaues und Wüstens noch immer Forsten, die Erträge zu liefern vermögen, die Baumwollenkultur hat in dem „Black Belt“ von Alabama noch weiter bedeutend an Umfang gewonnen, und endlich haben sich — und das ist die Hauptsache — die großen Steinkohlenfelder des oberen Tombigby als außerordentlich ergiebig erwiesen. Das Klima der Stadt rühmen uns unsere daselbst angesessenen Freunde als äußerst angenehm und gesund, wir können uns aber in dieser Beziehung einer gewissen Skepsis auch hier nicht völlig entschlagen, da Optimismus nun einmal eine hervorstechende Eigenschaft der Bewohner aller Golfstädte ist. In jedem Falle ist das Gelbe Fieber ein ziemlich häufiger Gast in Mobile gewesen. Und wie sollen wir die Thatsache deuten, daß die weiße Bevölkerung der Stadt seit 1860 von Jahrzehnt zu Jahrzehnt abgenommen hat, statt mit ihrem Handel und Verkehr zu wachsen? Die farbige Bevölkerung freilich prosperirt in Mobile physisch ebenso sehr wie anderwärts in den nordamerikanischen Südstaaten, und ihr ist es zu verdanken, daß die Stadt heute eine beträchtlich größere Einwohnerzahl hat als vor dem Kriege. Es ist derselbe Verschwarzungsprozeß mit ihr vor sich gegangen, den wir an anderen Orten der Südstaaten beobachtet haben, und ein Weiterschreiten desselben gehört in keinem Falle in das Bereich der Unmöglichkeit.

Bei Pensacola überschreiten wir die Staatenlinie zwischen Alabama und Florida, und bald danach gelangen wir auch, indem wir uns von dem Golfe weg und weiter in das Binnenland wenden, in die Ablagerungen eines anderen Erdalters — des Tertiär. Die Landschaft wird aber dadurch keine

wesentlich andere. Es bleiben dieselben sandigen „pineflats“ — Kiefern-Ebenen —, die uns in Mississippi und Alabama umgeben haben, und die Monotonie derselben wirkt in verstärktem Maße ermüdend auf uns, da sie seltener als vorher von Streifen halbtropischer Sumpfvegetation unterbrochen werden, und da auch die Kultur kaum irgend welche Lichtungen in ihnen bewirkt hat. Der Baumwollenbau will sich augenscheinlich auf dem sandigen Boden nicht recht lohnen.

Auch jenseits des stattlichen und von zahlreichen Fahrzeugen belebten Appalachicola-Flusses, in dem Staate Georgia, ist die Gegend, durch die unsere Fahrt geht, noch ausschließlich von langnadeligen Kiefern bestanden. Hier wird der Boden aber allmälig welliger und hügeliger, und aus den Thaleinsenkungen zwischen den Hügeln glänzen bisweilen die Wasserspiegel größerer und kleinerer Seen zu uns herauf. Unwillkürlich gedenken wir dabei des Berliner Grunewaldes — besonders in der Gegend von Thomasville —, und eigentlich ist es nur der Wuchs der Kräuter und Blumen im Schatten der Kiefern, die uns bei näherem Hinsehen zwingt, von dieser Vorstellung zurückzukommen. Am Rande des großen Okeefinokee-Sumpfes, den wir weiterhin umkreisen, ist es ebenfalls nur der Unterwuchs, der uns fremdartig berührt: die Stelle unserer Sumpfheide (Calluna vulgaris) nehmen hier zwerghafte Palmettopalmen (Sabal palmetto) ein, mit ihren Schirmblättchen vielfach nur wenige Zoll über den feuchten Grund emporragend.

Bald nachdem wir den genannten Sumpf im Rücken haben, erreichen wir Jacksonville, das wir für einige Zeit zu unserem Standquartiere auserkoren haben, um von da aus einige kleine Streifzüge in Florida zu unternehmen. Etwa 40 km oberhalb der Mündung des St. Johns River gelegen — der mit seinen Nebenflüssen Black Creek, Ocklawaha River rc. ein Schiffahrtsstraßennetz von 1400 km Länge darstellt —, und gleichzeitig auch der Vereinigungspunkt von einem halben Dutzend Eisenbahnlinien, ist diese Stadt die bei weitem wich-

tigste und verkehrsreichste des Halbinselstaates. Wegen des starken Zuflusses von Wintergästen, die Florida seit einer Reihe von Jahren auf sich gezogen hat, verfügt es besonders auch über recht gute Gasthäuser, und in einem derselben machen wir es uns so gut es geht heimisch, unter seiner Veranda und in seiner nächsten Umgebung die hauptsächlichsten Eigenthümlichkeiten des nordamerikanischen Italien vom ersten Augenblicke an mit vollen Zügen genießend — den Geschmack saftreicher und süßer Orangen, den Anblick fruchttragender Bananen im freien Lande und — die Stiche böser Moskitos. Daß wir in einem Lande des Südens sind, merken wir dann auch anderen Tages, indem wir die von Lebenseichen im Greisenbartschmuck überschatteten Straßen durchwandern, und indem wir das heitere Volksleben — insbesondere die in hellfarbigen Sommerkleidern und Strohhüten einhergehenden Schwarzen, die in Jacksonville die Mehrzahl der Bevölkerung bilden — beobachten. Der Vergleich mit Italien scheint uns freilich gleich von vornherein arg zu hinken. Daß wir Monumente der Kunst in der Hauptstadt Floridas noch weniger zu erwarten haben, wie in anderen Städten des Landes, versteht sich bei der Spätlingsrolle, die Florida in der amerikanischen Besiedelungsgeschichte gespielt hat, ganz von selbst. Aber auch die Natur in der Umgebung von Jacksonville ist ganz anders, als in derjenigen von irgend einer italienischen Stadt. Ein auf weiten Strecken seeartig erweiterter Strom, der an die deutsche Havel erinnert, bespült Jacksonville im Süden und Westen und verleiht ihrer Lage einen gewissen Reiz; der Grund, auf dem die Stadt steht, ist ein hellgelber Sand, in den unser Fuß zum Theil ebenso tief einsinkt, wie in den verrufensten Sandgegenden der Mark; und auch in größerer Ferne stromauf wie stromab wechselt tief gelegenes Sumpfland mit etwas höherem Sandboden, dessen lose obere Schicht vom Winde hin und her getrieben wird. Das Sumpfland trägt zumeist nur hohe Binsen und Riedgräser, hie und da aber auch Palmettos, Cypressen, Magnolien und Lebenseichen

im ehrwürdigen Tillandsien-Schmuck, dem Sandboden dagegen ist weit und breit derselbe eintönige Kiefernwald charakteristisch, den wir auf unserer Fahrt von New Orleans nach Jacksonville gründlich genug kennen gelernt haben. In einzelnen Kulturoasen, die bei Jacksonville nicht gerade zahlreich sind, und deren Hervorbringung und Erhaltung ziemlich viel Anstrengung und Sorgfalt erfordert, ist der Orangenbaum das Hauptgewächs. Um denselben in seiner vollen Entfaltung zu sehen und seine süßesten Früchte an Ort und Stelle zu pflücken, muß man aber sehr viel südlicher gehen — zum Indian River namentlich, wo die harten Winterfröste, von denen Florida des öfteren heimgesucht wird, nicht mehr so große Verwüstungen in den Pflanzungen anrichten. Gelegentlich bildet sich durch eine kalte Luftwelle aus dem Nordosten allerdings auch selbst auf dem Indian River — der die Bezeichnung „Fluß" mit Unrecht führt, da er eigentlich eine langgestreckte Strandlagune ist — eine zolldicke Eisdecke, und eigentliche Tropenvegetation findet sich daselbst ebenfalls nur streckenweise. Nur an seinem westlichen Ufer treten an die Stelle der langnadeligen Kiefern stattliche Bestände hoher Palmettopalmen.

Unsere Hauptausflüge von Jacksonville aus richten sich auf die atlantische Küste — auf die Gegend an der Mündung des St. Johns River und auf die Strandlagunen und Nehrungen im Süden davon —, denn dort glauben wir uns am besten über die Fragen orientiren zu können, welche uns in Florida in erster Linie interessiren.

Die Fahrt den St. Johns River abwärts ist in mannigfacher Beziehung genußreich, denn es ist eine ungemein stattliche Wasserfläche, auf der man sich dahinbewegt, und wenn die Ufer auch allerwärts ganz flach und niedrig sind, so gibt es an ihnen doch mancherlei zu beobachten. Die Tiefe des Flusses sowie auch seine Breite wechselt ganz ungemein, und an vielen Stellen lagern sich marschige, mit nichts als mit hohen Sumpfgräsern bewachsene Inseln mitten in ihn hinein.

Die Landbildung schreitet in ihm augenscheinlich sehr rüstig vorwärts, wenn er auch infolge seines geringen Gefälles und seiner Natur als Seenstrom nur einen kleinen Betrag von Sedimenten führt. Vor allen Dingen ist es ohne Zweifel der Wind, der die Materialien zum Ausbaue der Inseln herbeiführt.

Daß der Wind ein gewaltiges geologisches Agens in Florida ist, gewahren wir ganz besonders deutlich in Mayport, dem Fischer- und Badedörfchen, das an der Mündung des St. Johns River liegt. Denn indem wir über die Düne hinweg steigen, die den Ort von dem Meere trennt, peitscht er uns den feinen Quarzsand massenhaft ins Gesicht, und die Häuser finden wir sammt und sonders mehr oder minder tief in solchem Sande versenkt. Glücklicherweise sind es ausschließlich kleine Holzhäuser, die sich nöthigenfalls ohne große Mühe emporheben lassen, und die man auf diese Weise vor dem Schicksale völligen Begrabenwerdens bewahren kann. Den Pflanzen, die auf der Düne stehen und sie festigen, merkt man es an den ungeheuer langen Wurzelstöcken an, daß sie in ganz ähnlicher Weise von dem Flugsande bedroht werden. Es sind außer verschiedenen Sandhalmen und Disteln namentlich auch zahlreiche Opuntien und Palmen, die hier als Dünenfestiger dienen — die letzteren zum Theil nur noch mit der Krone aus dem Sande hervorragend. Daß die Palmetto-Palmen dieselbe Funktion auch in den Dünen und Sandebenen des Binnenlandes üben, wird einem ohne weiteres klar, wenn man ihr tief in den Boden eindringendes und weit verzweigtes Wurzelwerk, das sich beinahe als unausrottbar erweist, genauer betrachtet.

Quer vor der Mündung des St. Johns River lagert eine Barre, die nur ein paar Fuß Wasser über sich hat, und die es verhindert, daß größere Fahrzeuge in den Strom eindringen können. Sie bildet offenbar nur ein Glied in der Kette der jungen Anschwemmungen, die sich unter dem Einflusse des Passatwindes und der Küstenströmung an der Ostküste

Floridas bilden. Das abrinnende atmosphärische Wasser, das über Florida sehr reichlich niederfällt, und das sich in zahlreichen Seen und langsam fließenden Flüssen ansammelt, hat die Kette an dieser Stelle zwar durchbrochen, aber es wird ihm schwer, dieselbe offen zu erhalten, und die Technik hat bisher nicht viel gethan, um ihm zu Hülfe zu kommen.

Südwärts von Mayport, gegen St. Augustine hin, wird die Küste durch eine ununterbrochene Reihe von Nehrungen und Nehrungsinseln gebildet, hinter der eine ebenso ununterbrochene Reihe von Lagunen liegt — der Matanzas River, der Hillsborough River, der Indian River &c. Diese Nehrungen bestehen zum Theil aus Sand, zum Theil aber auch aus einem recenten Muschelconglomerat, Coquina genannt, dessen mächtige Bänke zum Theil 10 bis 15 m über dem Meeresspiegel lagern. Man darf aus dem letzteren Umstande vielleicht auf eine beträchtliche negative Strandverschiebung entlang der ganzen Ostküste von Florida schließen. Oder sollte der Wind die Muschelbruchstücke ebenso emporgetrieben und zu Dünenwällen übereinandergethürmt haben wie den Sand?

Die Vegetation ist auf den Nehrungen und Inseln bei St. Augustine und weiter südlich eine außerordentlich üppige, und wenn man sich durch dieselbe hindurch arbeitet, so staunt man darüber, was der Flugsand unter dem Einflusse tropischer Regen und tropischer Sonnengluth hervorzubringen vermag. Man hat aber zu bedenken, daß dem Sande in der Nähe der Küste große Mengen von feingeriebenem Muschelstaub beigemengt sind, und daß es den Pflanzen auf diese Weise weit weniger an Nährstoffen fehlt, als in dem Binnenlande, wo diese Stoffe durch die Regengüsse auf weiten Strecken ausgelaugt sind, und wo außer den mehrfach erwähnten „Swamps" nur die sogenannten „Hummocks" höhere Fruchtbarkeit besitzen — Striche, in denen die Verwitterungsprodukte des floridanischen Grundgesteines (eines tertiären Kalksteines) an der Zusammensetzung des Bodens wesentlichen Antheil haben.

Auffällig ist die Zahl der Dornengewächse in der Strand=

vegetation, und unwillkürlich denken wir dabei zurück an den mexikanischen Chaparral. An den meisten Orten ist es auf diese Weise auch vollkommen unmöglich, die schmale Nehrung, welche die Strandlagunen-Reihe vom offenen Atlantischen Oceane trennt, zu queren.

Die Thierwelt verharrt in der fraglichen Wildniß begreiflicherweise noch so ziemlich in ihrem Naturzustande. Namentlich treiben darin unzählige Klapperschlangen ihr Wesen, und gleichzeitig finden auch die kleinen floridanischen Bären, die tagsüber am Strande fischen und Schildkröten fangen, in ihr sichere Schlupfwinkel. Die Lagunen und der Ocean wimmeln von Haifischen, und deshalb darf man sich den Genuß des Badens darin nicht ohne weiteres gestatten.

Unter den Ortschaften, die wir auf unserer Floridareise kennen lernen, ist neben Jacksonville die weitaus interessanteste St. Augustine. Abweichend von anderen amerikanischen Städten bekundet dasselbe schon durch seine äußere Physiognomie, daß es eine Geschichte hinter sich hat. Von alten spanischen Häusern, aus denen die floridanischen Eisenbahnmänner und Hotelbesitzer in Wort und Bild so viel zu machen wissen, gewahrten wir allerdings nur wenig, und auch die Reste des alten Stadtthores sowie die dorfkirchenartige „Kathedrale" vermochten wir nicht sehr zu bewundern. Ungemein malerisch und inhaltreich erschien uns aber in dem Bilde der Stadt das alte Fort San Marco, das sie überragt, und von dem aus seiner Zeit die Spanier den Angelsachsen die Alleinherrschaft über das Unionsgebiet streitig zu machen suchten. Dasselbe ist aus Coquina gebaut — dem einzigen Bausteine, den Florida besitzt, da auch sein „Apennin" — die obenerwähnte Backbone Ridge — lediglich aus losem Sande besteht.

Bekanntlich ist St. Augustine die älteste unter allen nordamerikanischen Städtegründungen, seltsamerweise blieb sie aber zwei Jahrhunderte hindurch beinahe die einzige in dem Lande. Im wesentlichen ist die Besiedelung und Kultivirung Floridas ja erst eine Thatsache des laufenden Jahrhunderts.

Wie weit die Kultur in Florida noch fortschreiten wird, vermögen wir nicht zu sagen. Eins wurde uns aber durch unsere Fahrt dahin klar: daß die Ausstattung des Landes mit Hülfsquellen eine sehr beschränkte und einseitige ist, und daß die physikalisch-geographischen und kulturgeographischen Aehnlichkeiten mit dem europäischen Italien lediglich an der Oberfläche liegen. Daß Jacksonville zu einem Venedig, Pensacola zu einem Genua und irgend eine andere floridanische Stadt zu einem Rom, Florenz oder Neapel emporblühen wird, glauben wir nimmermehr.

Wilhelm Gronau's Buchdruckerei, Berlin W.



